Des Kentuckier's

John Tanner

Denkwürdigkeiten

über ſeinen dreißigjährigen Aufenthalt unter den Indianern Nord-Amerika's.

Aus dem Engliſchen überſetzt

von

Dr. Karl Andree.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1840.

E87
.T152

22011g
15

Gedruckt bei G. Froebel.
(Hofbuchdruckerei zu Rudolſtadt.)

Vorrede des Ueberſetzers.

John Tanner's Denkwürdigkeiten, welche wir dem deutſchen Publikum übergeben, erſchienen zu New-York 1830, und bilden einen wichtigen Beitrag zur Kunde des Lebens der nordamerikaniſchen Indianer. Tanner ſelbſt, der Sohn eines Geiſtlichen, welcher aus Virginien nach Kentucky wanderte, wurde in ſeiner frühen Jugend von Schahnis (Shawneeſes) geraubt, ſpäterhin von den Ottawahs adoptirt, lebte dreißig Jahre unter den Indianern, und wurde in Sitten, Sprache und Denkungsart ſelbſt Indianer. Erſt im reiferen Mannesalter kehrte er wieder unter civiliſirte Menſchen zurück, beſuchte New-York, und lernte dort den geachteten Schriftſteller Edwin James kennen, welchem er, des Schreibens unkundig, ſeine Denkwürdigkeiten in die Feder dictirte. Ihr Titel lautet:

A narrative of the captivity and adventures of John Tanner (interpreter at the saut

de Sainte Marie) during thirty years residence among the Indians in the interior of North-America. Prepared for the press by Edwin James, editor of an account of Major Long's expedition from Pittsburgh to the Rocky Mountains. New York 1830.

Man ſieht aus dem Texte, daß der Herausgeber ſich bemüht hat, den Ton, die Färbung und den Ausdruck der Erzählung Tanners ſo treu als möglich wieder zu geben, und kann daher dieſes Werk füglich als indianiſche Denkwürdigkeiten bezeichnen, da Tanner ſogar ſeine Mutterſprache unter den Rothhäuten völlig vergeſſen und erſt, nachdem er dieſe verlaſſen hatte, nur mit großer Mühe wieder Engliſch lernte. Als Beaumont und Tocqueville dieſen merkwürdigen Mann im Aug. 1831 auf einem Ohiodampfboote kennen lernten, drückte er ſich nur mit Mühe in ſeiner Mutterſprache aus.

Tanners Denkwürdigkeiten ſind wahrſcheinlich die letzten Annalen eines Volksſtammes, welcher dazu verurtheilt ſcheint, vielleicht ſchon binnen wenigen Jahrzehnten ſpurlos von der Erde, und, wie die Indianer ſelbſt ſagen, wie der Schnee von der Frühlingsſonne, zu verſchwinden. Die Nachkommen jener Urbewohner, von welchen die erſten Anſiedler, die „Patriarchenväter", Wilhelm Penn und ſeine Begleiter, freund-

lich aufgenommen wurden, werden bald aufgehört haben, unter den Völkern zu zählen. Die obengenannten franzöſiſchen Reiſenden trafen 1831 einige in Lumpen gehüllte Indianer an, die um ein Almoſen baten. *Es waren die letzten Irokeſen!*

Dieſes ſo betrübende Reſultat wurde vorzüglich durch folgende Urſachen herbeigeführt: die Ungerechtigkeit und Habſucht der Weißen; die Trägheit und geringe Civiliſationsfähigkeit der Indianer; die Einführung berauſchender Getränke, und durch die Blattern. Was den erſten Punkt anbelangt, ſo haben die Nordamerikaner von engliſcher Abkunft, namentlich in früheren Zeiten ſich gegen die Indianer ſo ſchwer verſündigt, daß *Jefferſon* einſt in tiefer Bewegung ausrief: „Mich ſchaudert, und es bangt mich um mein Volk, wenn ich bedenke, daß ihm einſt vergolten werden könnte, was es an den Indianern Böſes verübt hat.“ Erſt in neuerer Zeit hat man in Waſhington angefangen, den Rothhäuten gegenüber eine mildere Praxis zu befolgen. Da die Anweſenheit derſelben in dem Lande zwiſchen dem atlantiſchen Oceane und dem Miſſiſſippi den weißen Bewohnern der Union eine Laſt iſt, ſo haben dieſelben Alles aufgeboten, um die ihnen unbequemen Nachbarn zur Auswanderung auf das rechte Ufer des Vaters des Gewäſſers zu bewegen. Die Centralregierung hat ihnen dort einen fruchtbaren

Erdſtrich zu ihrer ausſchließlichen Verfügung eingeräumt, deſſen Flächeninhalt ſich auf mehr als hundert Millionen Morgen beläuft; ſie bezahlt ihnen die Ländereien dieſſeits des Miſſiſſippi, ſobald ſie dieſelben verlaſſen, und ſorgt dafür, daß jedem Stamme einige Prediger und Handwerker beigegeben werden, welche die Indianer mit den Grundbegriffen des Evangeliums, und mit Gewerben und Ackerbau bekannt machen ſollen. Nach amtlichen Berichten von 1837 belief ſich die Anzahl der auf die Weſtſeite des Miſſiſſippi hinübergeſchafften Indianer ſchon auf 332,000, welche 60,000 Krieger ſtellen konnten; auf der Oſtſeite des genannten Stroms waren etwa noch 49,000 zurückgeblieben. Von dieſen letzteren ſind ſeitdem manche Tauſende gleichfalls nach Weſten gezogen, da ſie von den Weißen auf einen immer engeren Raum zuſammengedrängt wurden. Aus der Botſchaft, mit welcher der Präſident *Van Buren* den Congreß von 1838 eröffnete, erſehen wir, daß außer den Seminolen in Florida (gegen welche die vereinigten Staaten nun ſchon ſeit Jahren einen Vernichtungskrieg führen) und einigen Kriks und Tſchaktas im Süden, nur noch die Horde der Wyandots, die ſechs Stämme in New=York, die Menomonies, Mandanen und Stockbridges in Wiſconſin; und die Miamis in Illinois dieſſeits des Miſſiſſippi übrig waren, und mit alle dieſen ſind ſeitdem

wahrſcheinlich auch Verträge über den Abzug nach den weſtlichen Prairien geſchloſſen worden. Die Tſchaktas und Tſchirokis, ſo wie andere Völker, welche zuerſt dorthin wanderten, ſollen, der Verſicherung Van Burens zufolge, zum größten Theile das Jägerleben aufgegeben haben und Landbauer geworden ſeyn. „Der Fortſchritt in ihrer Lage zum Beſſern war raſch, und man iſt der Anſicht, daß ſie jetzt für den Genuß der Vortheile einer einfachen (republikaniſchen) Regierungsform, die ihnen vorgelegt wurde und ihre Sanction erhielt, herangereift ſind.“ —

Man hat viel über die Grauſamkeit der Weißen gegen die Indianer deklamirt und mit vollem Rechte dagegen geeifert, ſehr häufig aber auch vergeſſen, daß nicht dieſe Grauſamkeit und Herzloſigkeit allein an dem traurigen Schickſale der rothen Leute ſchuld iſt. Wer Tanners Denkwürdigkeiten aufmerkſam lieſt, dem wird es begreiflich werden, daß Indianer und Weiße unmöglich lange beiſammen leben können; der wird finden, daß jene, auch ohne Berührung mit den Europäern, im Fortgange der Zeit, wenn auch langſamer, an Zahl immer mehr hätten abnehmen müſſen. Ueberhaupt waren die nordamerikaniſchen Stämme, die ackerbautreibenden in Mexico ausgenommen, nie ſehr zahlreich.

Es iſt eine Nothwendigkeit, daß, wenn ein ſchwaches, ungebildetes *Jägervolk* mit einem civiliſirten,

mächtigen Ackerbauvolke zuſammenſtößt und mit demſelben in ein und demſelben Lande wohnt, entweder ſich gleichfalls zum Ackerbau bequemen und das unſtäte Leben aufgeben oder untergehen muß. Alle Indianerſtämme auf dem Gebiete der Union, ohne eine einzige Ausnahme, waren bisher Jägervölker. Daß die, nun auch nach dem Weſten gewanderten, Tſchirokis in Georgien Ackerbau trieben, kann hier nicht in Betracht kommen, da ſie zur Hälfte aus Meſtizen beſtanden, und, auf einen engen Raum beſchränkt, verhungert wären, wenn ſie ſich nicht zum Anbau des Bodens bequemt hätten. Sie waren aber auch die einzigen, welche regelmäßig ſäeten und ernteten, und einen Viehſtand hielten; bei allen übrigen, ohne Ausnahme, beſchränkte ſich der Ackerbau, wenn von dieſem überhaupt die Rede ſeyn kann, auf den Anbau von etwas Mais und das Einernten von Sumpfreis, den die Natur wild wachſen läßt. Kein Stamm hatte ſich über die niedrige Stufe des Fiſcher- und Jägerlebens erhoben; kein Volk hatte vor Ankunft der Europäer Heerden. Und doch waren zwei Rindviearten vorhanden, welche die ausgedehnten, mit dem ſaftigſten Graſe bedeckten Prairien durchſchwärmten. Allein noch jetzt ſchmücken ſich dieſe ſchönen Ebenen am Miſſouri und Oregon vergebens mit herrlichem Grün, vergebens wachſen Futterkräuter in üppiger Fülle empor, — der nord-

amerikaniſche Urbewohner zähmt den Biſon und Moſchusochſen nicht, er läßt das Rennthier im wilden Zuſtande, und ſteht daher in dieſer Hinſicht weit hinter Hottentotten und Lappen zurück. Und als Jäger verfährt er ſo unklug und bedachtlos, daß er die trächtigen Weibchen nicht einmal ſchont, ſondern vorzugsweiſe dieſe erlegt. Daher hat ſich, ſeit die Indianer mit dem Schießpulver bekannt geworden ſind und von den Weißen Flinten erhielten, die Anzahl des Wildes von Jahr zu Jahr vermindert. Haben ſie Ueberfluß an Speiſe, ſo ſchwelgen ſie; Vorräthe werden nur ſelten aufbewahrk. Die Tſchippeways genießen, wie wir aus Hearne's Reiſe (deutſche Ueberſetzung S. 82) erſehen, von den erlegten Thieren oft nur Mark, Zunge und Fett, und als der genannte Brite ſie davon abhalten wollte, das Wild ohne Noth niederzuſchießen, entgegneten ſie ſtumpfſinnig: „es ſey ganz recht, viel zu tödten, wenn Ueberfluß ſey, und falls man es haben könne, müſſe man nur das Leckerſte genießen." Sie gingen nicht einmal an einem Vogelneſte vorüber, ohne die Jungen zu tödten, oder die Eier zu verderben. Der Lappe hat ſein Rennthier, der Hottentotte ſeinen Büffel, der Kaffer große Heerden und ſelbſt Städte, der Neger ſein beſtimmtes Dorf, der nordamerikaniſche Indianer nichts von dem Allen; er lebt nur in Stämmen und Horden zuſammen. Alle Be-

mühungen wohldenkender Männer, ihn an feſte Wohnſitze und an Ackerbau zu gewöhnen, ſind beinahe ohne Ausnahmen geſcheitert. In jedem Jahre verhungern Hunderte, weil ſie in den Zeiten des Ueberfluſſes nichts aufſparen; Tauſende kommen um in den Fehden, welche mit der größten Grauſamkeit geführt werden, und eben ſo viele durch Ausſchweifungen, denen ſie ſich im Rauſche überlaſſen. Die Alten werden von den meiſten Stämmen mit empörender Geringſchätzung behandelt; man reicht ihnen, ſobald ſie ſelbſt nicht mehr jagen können, immer die ſchlechteſte Nahrung und auch dieſe nur kärglich; man läßt ſie im ſtrengſten Winter faſt ohne Kleidung, und die Alten ertragen Alles, ohne eine Klage auszuſtoßen, und ſehen ſtumpfſinnig der Stunde entgegen, wo ihre Kinder hartherzig und ohne Mitleid zu fühlen, ſie im Schnee zurücklaſſen werden, um einſam und verlaſſen vor Hunger und Mangel umzukommen, wenn ſie der Horde nicht weiter folgen können.

Für alles oben Geſagte wird der Leſer in vorliegenden Denkwürdigkeiten den Beweis finden. Tanner iſt, wie alle ungebildeten Leute, nicht ſelten ſehr ausführlich über Kleinigkeiten, man könnte ſagen, er ſey epiſch breit; er beſchreibt, was er ſah und hörte, bis in die kleinſten Einzelnheiten. Aber eben deshalb giebt uns ſeine Erzählung ein um ſo treueres Bild von den inneren Zuſtänden jener Völker, unter welchen er ſo lange gelebt hat.

Welche furchtbare Verwüſtungen die Blattern unter den Indianern anrichten, geht aus folgender Schilderung hervor, welche im Junius des Jahres 1838 in Neu-Orleans entworfen wurde, und die wir hier zum Schluſſe mittheilen wollen, weil ſich aus ihr ergiebt, in welcher furchtbar raſchen Progreſſion die rothen Leute ausſterben.

„Die *Pocken* haben während des Herbſtes, Winters und Frühjahrs manches Opfer unter den Weißen und Tauſende unter den Indianern weggerafft; doch ſind ſie in dem Unionsgebiete durch allgemeines Einimpfen der Kuhpocken in allen Altersperioden jetzt faſt völlig verſchwunden. Dagegen lauten die Nachrichten aus den verſchiedenen Handelsforts an der Weſtgrenze von *Miſſouri* ſchrecklich über die Blattern unter den Indianern. Dieſer Würgengel iſt über die unglücklichen Söhne der Wildniß gekommen, verheerend wie noch nie zuvor, und hat die weiten Jagdgründe, wie die ſtillen Anſiedelungen dieſer Völkerſchaften, in öde, unabſehbare Leichenäcker umgewandelt. Man ſchätzt die Zahl der Opfer binnen wenigen Monaten auf 30,000 Köpfe, und noch immer greift die Peſt um ſich. Die kriegeriſche Stimmung, die noch kürzlich die verſchiedenen Indianerſtämme durchdrang und vor wenigen Monaten den Ausbruch blutiger Kriege befürchten ließ, iſt gebrochen. Die ſtarken Streiter ſind nun ein Raub gieriger Wölfe auf der Prairie, und die wenigen

Ueberbleibſel unterwerfen ihr Loos in dumpfer Verzweifelung der Barmherzigkeit der Weißen, die ihnen jedoch wenig Hülfe zu leiſten vermögen. Die mächtigen Vorbereitungen zum Schutze der weſtlichen Grenzen werden überflüſſig; ein Anderer hat die Wehr für die weißen Grenzbewohner über ſich genommen, und die Todesfackel, die der Rothhaut zum weiten wüſten Grabe leuchtet, iſt zum Glücksſterne geworden für den vorwärtsdringenden Anſiedler und den ſtreifenden Handelsmann des weißen Stammes. Die Blattern wurden unter die Indianer durch ein Individuum gebracht, welches ſich auf dem Dampfboote St. Peters befand, das im vergangenen Sommer nach der Mündung des Yellowſtone hinaufging, um die Gouvernementsſendungen für die Indianer ſowohl, als die Tauſchwaaren der Pelzhändler hinaufzubringen. Die Blattern theilten ſich mehreren Bootsleuten mit und kamen auf dem Boote völlig zum Ausbruch. Die Officiere machten den Indianern Mittheilungen davon und verſuchten Alles, was in ihren Kräften ſtand, die Communication der Indianer mit dem Dampfer abzuſchneiden; allein dies iſt ein vergebliches Bemühen, wenn dieſe wiſſen, daß Geſchenke und Tauſchartikel für ſie angekommen ſind, und ohne zu den Waffen Zuflucht zu nehmen, würde es unmöglich geweſen ſeyn, ſie vom Fort zu vertreiben. Ein Eilbote kam zwei Tage vor der Ankunft des Bootes mit der traurigen Nachricht vom Pockenausbruch auf dem=

ſelben hier (im Handelsfort, ungefähr 2000 engliſche Meilen weſtlich von St. Louis gelegen) an, die ſogleich den Indianern mitgetheilt wurde mit den dringendſten Ermahnungen, ſich fern zu halten; aber eben ſo gut hätte man zu den Winden ſprechen können! Nun bereuen die Uebriggebliebenen ihren Ungehorſam und ſind unterwürfig, wie die armen Hunde, die in der Prairie vergebens die Spur ihres Herrn ſuchen. Die elenden Reſte der Indianer flehen uns an, ſie in ihrem Unglücke nicht zu verlaſſen und verſprechen, wenn wir Barmherzigkeit mit ihnen haben wollen, nie mehr unſern Befehlen ungehorſam zu ſeyn. Die Peſt brach zuerſt ungefähr am 15. Juni (1837) im Dorfe der Mandans, wenige Meilen unterhalb des amerikaniſchen Forts Leavenworth aus und verbreitete ſich von da mit beiſpielloſer Wuth nach allen Seiten. Eben ſo ſchrecklich als die Verbreitung war der Charakter der Krankheit. Unter den entfernteſten Stämmen der Aſſineboins ſtarben täglich 50—100. Der Kranke beklagt ſich beim Anfall über fürchterliche Schmerzen im Kopf und Rücken und in wenigen Stunden iſt er todt. Augenblicklich darauf wird der Körper ſchwarz und ſchwillt beinahe zu dreifacher Dicke auf. Vergebens wurden im Fort Union Hoſpitäler errichtet und der ganze Arzneivorrath erſchöpft. Viele Wochen lang haben unſere Arbeiter nichts gethan, als Leichname zuſammengebracht, um ſie in große Löcher zu begraben. Seitdem aber die Erde gefroren iſt, ſehen

wir uns genöthigt, ſie in den Fluß zu werfen. Unter den Mandans, wo die Seuche zuerſt ausbrach, war die Verwüſtung am ſchrecklichſten. Der einſt ſo mächtige Stamm, ſchon vorher durch gehäufte Unglücksfälle auf 1500 Seelen reducirt, wurde ausgerottet bis auf 30 Perſonen. Ihre Nachbarn, die Gros Ventres und Arickarees waren zur Zeit des Ausbruchs auf einer Jagdſtreiferei begriffen, weshalb ſich ihnen die Krankheit erſt um einen Monat ſpäter mittheilte. Dennoch war bereits am 1. Oct. der halbe Stamm vertilgt, und das Uebel griff noch immer um ſich. Nur ſehr wenig Erkrankte erlangten die Geſundheit wieder; wenn ſie aber dann alle ihre Verwandten begraben und die Krankheit mit furchtbarer Wuth ihre übrigen Stammgenoſſen hinwürgen ſahen, war ihnen das Leben zur Laſt und ſie machten ihrem elenden Daſeyn ein Ende, indem ſie ſich entweder von der Felsſpitze nahe an ihrer Anſiedelung herabſtürzten, oder mit Meſſer und Gewehr Hand an ſich legten. Ringsum iſt die Prairie ein großer Todtenacker, auf welchem die unbeerdigten Leichen umherliegen, Peſt und Verweſung auf viele Meilen ringsum verſendend. Gros Ventres und Arickarees, bisher auf 4000 Seelen ſich belaufend, ſind auf mehr als die Hälfte zuſammengeſchmolzen. Die Aſſineboins, 9000 Köpfe, über ein Jagdgebiet nördlich vom Miſſiſſippi bis zum Handelsposten der Hudſonsbaycompagnie hinſchwärmend, ſind im wahren Sinne des Worts beinahe ausgerottet.

Sie, wie die Creek und Blackfeet, ſuchten dem Würgengel nach allen Seiten zu entfliehen; aber er ereilte ſie unvermeidlich, wohin ſie gingen. Da ſchien zuletzt jedes Gefühl gegenſeitigen Mitleids und zärtlicher Geſinnung geſchwunden. Jeder floh den Andern, Weiber und Kinder ſtrichen in der Prairie umher nach kümmerlicher Nahrung ſuchend. Schrecklich ſind die Nachrichten über den Zuſtand der Blackfeet. Ueber 1000 Zelte derſelben ſind bereits ausgeſtorben. Sie ſind die tapferſten und ſchlaueſten unter allen Indianern; gefährlich und unverſöhnlich gegen ihre Feinde, aber zuverläſſig, brav und zärtlich geſinnt gegen die Ihrigen. Noch kürzlich fürchteten wir ernſtlich, daß ein furchtbarer Krieg mit ihnen bevorſtehe, und daß ſie ihre ſchwindenden Kräfte ſämmtlich gegen die Weißen vereinigen würden. Jeder Tag brachte Kunde von neuen Zurüſtungen und laut werdendem Rachegefühl gegen die Weißen. Aber die Blattern warfen ſie nieder, den Tapfern wie den Schwachen, und wer von dieſem Gift einmal befallen war, erſtand nicht mehr. Es wird behauptet, daß verſchiedene Kriegerhorden, die zum Angriffe des Forts ausgezogen waren, ſämmtlich unterwegs ſtarben, ſo daß nicht Einer davon zurückkehrte, um die Kunde ſeinem Stamme zu bringen. So ward im Laufe weniger Wochen ihre Macht und ihr Muth gebrochen, und nichts mehr war zu hören, als das gräßliche Todtengeheul aus dem Lager. Jeder Gedanke an Krieg verſchwand, und die wenigen

Ueberbleibſel ſind demüthig, wie verhungerte Hunde. Keine Sprache kann ein Bild der Verwüſtung entwerfen, welche der Anblick des Landes darbietet. In welcher Richtung man ausgehen mag, ſieht man nichts als traurige Ruinen menſchlichen Lebens. Noch auf jedem Hügel ſtehen Zelte, aber keine Rauchſäule ſteigt empor, das Daſeyn menſchlicher Weſen verkündend, und kein Laut, außer dem Gekrächze des Raben und dem Geheul des Wolfes, unterbricht die ſchreckliche Stille. Mit dieſen Nachrichten iſt das Gräßliche, das wir hören, noch nicht erſchöpft. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß ſich die Peſt den Stämmen in und über den Felſengebirgen, ſo wie den Indianern in der Richtung nach Santa Fé und Mexico mittheilen wird. Im Buche des Schickſals aber ſcheint es unabänderlich geſchrieben zu ſeyn, daß der rothe Menſchenſtamm ganz aus einem Lande vertilgt werde, welches er einſt mit jugendlicher Kraft allein beherrſchte, bis die Habſucht der Weißen die fernhintödtende Feuerwaffe, den entnervenden Feuertrank und das Alles verheerende Blatterngift an ſeine Ufer brachte. Spätern Nachrichten zufolge beläuft ſich die Anzahl der von den Blattern weggerafften Indianer an der Weſtgrenze der vereinigten Staaten auf mehr als 60,000.“

Erſtes Capitel.

Früheſte Jugenderinnerungen. — Kentucky. — Die Höhle bei Elk-Horn. — Weiße werden von Schahnisindianern angegriffen. — Ein Indianer wird von einem Weißen ſkalpirt. — Fahrt auf dem Ohio. — Cincinnati. — Big-Miami. — Arbeiten bei einer neuen Anſiedelung. — Tanner wird von den Indianern geraubt und ſchwebt in Todesgefahr. — Seine Leiden und Entbehrungen. — Ein Gefecht und neue Todesgefahr. — Ein Dorf der Schahnis. — Weiße Handelsleute. — Détroit. — Eine weiße Frau. — Saugenong.

Meine früheſte Jugenderinnerung, die ich mir noch jetzt deutlich vergegenwärtigen kann, iſt der Tod meiner Mutter. Ich war damals erſt zwei Jahre alt, allein mehre Umſtände, welche ſich zu jener Zeit ereigneten, machten auf mich einen ſo tiefen Eindruck, daß ich ſie nie wieder vergeſſen habe. Wie der Ort hieß, wo wir wohnten, weiß ich nicht mehr, man hat mir aber geſagt, er habe am Ufer des Kentuckyfluſſes, weit entfernt vom Ohio gelegen.

Mein Vater, John Tanner, war ein virginiſcher Auswanderer, und früher evangeliſcher Geiſtlicher geweſen. Bald nach dem Tode meiner Mutter ließ er ſich an einem Orte nieder, der den Namen Elk-Horn (d. h. Elennthiergeweih) führte. Dort war eine Höhle, die ich oft mit ihm beſuchte; wir nahmen dann jedesmal zwei Lichter mit; das eine zündeten wir an, wenn wir hineintraten, und gingen dann ſo lange fort, bis es niedergebrannt war, darauf kehrten wir um, und kamen wieder an's Tageslicht, ehe das zweite gänzlich verzehrt war.

2

Elk-Horn wurde zuweilen von Schahnis-Indianern [1]) angegriffen, welche jeden Weißen, deſſen ſie habhaft werden konnten, ermordeten und Hornvieh oder Pferde raubten. Mein Oheim von väterlicher Seite machte ſich einſtmals in der Nacht mit mehren Männern auf, näherte ſich dem Lagerplatze der Indianer bis auf Flintenſchußweite und tödtete eine Rothhaut. Er ſkalpirte ſeine Beute; die übrigen ſtürzten ſich in den Fluß und entkamen.

Während wir zu Elk-Horn wohnten, ereignete ſich ein Umſtand, dem ich das meiſte Unglück, das mich nachher im Leben heimſuchte, zuzuſchreiben habe. Mein Vater ritt nämlich eines Morgens nach einem weit entlegenen Dorfe, und hatte, ehe er das Haus verließ, meinen Schweſtern Agathe und Lucy ſtreng anbefohlen, mich ja in die Schule zu ſchicken. Sie vergaßen es aber und dachten erſt Nachmittags wieder daran. Da wollte ich aber nicht fortgehen, weil es ſehr ſtark regnete. Als Abends mein Vater heimkommt und erfährt, daß ich nicht in der Schule geweſen bin, muß ich ſelbſt hinausgehen und einige Gerten holen, mit denen er mich ſtärker durchpeitſchte, als ich verdient zu haben glaube. Seitdem hegte ich Groll gegen meine Schweſtern, weil ſie alle Schuld auf mich gewälzt und mir doch am Morgen nichts geſagt hatten. Seit jenem Tage war mir das väterliche Haus nicht mehr ſo lieb wie bisher; ich dachte und ſagte oft: „wie gern möchteſt du doch bei den Indianern leben.“

Ich weiß nicht genau, wie lange wir in Elk-Horn gewohnt haben. Als wir mit unſeren Pferden und Waggons [2]) aufgebrochen waren, kamen wir nach Ablauf zweier Tage an den Ohio, wo mein Vater drei flache Fahrzeuge kaufte, an denen wir Spuren von Kugeln und Blut bemerkten; es waren nämlich auf denſelben mehre Weiße von Indianern todtgeſchlagen worden.

---

1) (**Schahnis.**) Shawanees, Shawannos oder Sawanu, gehören zum Lenappeſtamme, oder wie Vater denſelben bezeichnet, Chippeways-Delaware oder Algonkino-Moheganſtamme. Die wenigen Familien, welche von dieſem früher ſo mächtigen Stamme noch übrig ſind, leben am obern Wabash im Staate Illinois und am obern Miami in Ohio. Cooper, Bell und John Hunter erwähnen ihrer.

2) **Waggons** ſind Fuhrwerke, die nicht in Federn hängen.

Eines dieſer Flachboote nahm Pferde und Hornvieh auf; in das zweite wurden Betten und Gepäck geladen; auf dem dritten befanden ſich einige Neger. Die beiden erſteren waren zuſammengebunden, das andere folgte, und ſo fuhren wir binnen drei Tagen auf dem Ohio bis nach Cincinnati.

Als wir uns eben dieſer Stadt gegenüber befanden, ſchlug das erſte Boot mitten im Fluſſe um; gerade zur rechten Zeit bemerkte mein Vater das Unglück, und hatte eben noch Zeit, die Stricke durchzuſchneiden, womit die Kühe angebunden waren. Das Vieh ſchwamm an das gegenüberliegende kentuckyſche Ufer, und die Bewohner von Cincinnati eilten bereitwillig zu unſerer Hülfe herbei; mein Vater konnte ihnen bloß mit Worten danken.

Im Laufe eines Tages gelangten wir von Cincinnati bis zur Mündung des Big-Miami. Auf dem jenſeitigen Ufer deſſelben [1]) wollten wir uns anſiedeln; wir fanden dort ſchon einiges urbar gemachte Land und ein Paar aus Holz gebauete Hütten, die aber von ihren Bewohnern der Indianer wegen verlaſſen waren. Mein Vater ſetzte die Hütten in bewohnbaren Stand und umgab ſie mit ſtarken Palliſaden. Es war im Anfange des Frühjahres, und unſere erſte Sorge deßhalb das Feld zur Aufnahme der Ausſaat geeignet zu machen. Als wir etwa **10** Tage dort ſeyn mochten, ſagte uns eines Morgens mein Vater, er ſähe aus den Bewegungen der Pferde, daß ſich Indianer in den Wäldern umhertreiben müßten. „John,“ ſprach er, „du gehſt mir heute nicht aus dem Hauſe.“ Darauf gab er meiner Stiefmutter die Weiſung, ja keines der Kinder auf's Feld zu laſſen, und verließ die Wohnung, um mit den Negern und meinem ältern Bruder Korn auszuſäen.

Außer mir und meiner Stiefmutter waren noch drei kleine Kinder im Hauſe. Damit ſie mich deſto beſſer im Auge behalten konnte, mußte ich das jüngſte Kind, das höchſtens ein paar Monate alt war, warten; das wurde mir aber bald zu langweilig und darum fing ich an, meinen kleinen Bruder dermaßen zu zwicken und zu kneipen, daß er laut ſchrie. Die Mutter ſagte, ich ſollte den Kleinen auf den Arm nehmen und mit ihm auf

---

1) Alſo im heutigen Staate Indiana; denn der Miami bildet im untern Theile ſeines Laufes die Gränze zwiſchen den Staaten Ohio und Indiana.

und ab gehen; und das that ich denn auch, zwickte aber nichts deſtoweniger das Kind fortwährend. Da nahm ſie mir es ab und gab ihm die Bruſt. Dieſe Gelegenheit benutzte ich, um aus dem Hauſe zu ſchlüpfen, und durch eine im Pfahlwerke angebrachte Thür auf das Feld zu entwiſchen. Nicht weit vom Hauſe entfernt und gleichfalls in der Nähe des Ackers ſtand ein Nußbaum, unter welchem noch vom vergangenen Jahre her viele Nüſſe lagen. Dorthin wollte ich, mußte jedoch, um nicht von meinem Vater oder den Arbeitern bemerkt zu werden, recht vorſichtig zu Werke gehen. Noch jetzt ſehe ich meinen Vater ſo deutlich vor mir ſtehen, wie in jenem Augenblicke, als ich mich hinter dem Baume verſteckte. Er hielt mitten auf dem Felde, das Gewehr auf der Schulter, gute Wacht gegen die Indianer, während die Uebrigen arbeiteten. Ich ſprach zu mir ſelbſt: „dieſe Indianer möchteſt du doch auch einmal ſehen.“

Bereits hatte ich meinen Strohhut wohl zur Hälfte mit Nüſſen gefüllt; da höre ich hinter mir ein Geräuſch, drehe mich um und erblicke Indianer. Ein alter und ein junger Mann packen mich und ſchleppen mich fort. Der eine nimmt meinen Hut, ſchüttet die Nüſſe aus, und ſtülpt ihn mir über den Kopf. Was darauf mit mir vorgegangen iſt, weiß ich nicht mehr; wahrſcheinlich war ich ohnmächtig geworden, denn geſchrieen und um Hülfe gerufen habe ich nicht. Endlich kam ich unter einem hohen Baume, der von meines Vaters Hauſe ſchon ziemlich weit entfernt ſeyn mochte, wieder zu mir. Den alten Mann ſah ich nicht mehr, nur den jungen Indianer mit einem andern, der ſehr klein, aber ſtark und unterſetzt war. Ich mochte vielleicht mich widerſetzt, oder dieſen Menſchen auf irgend eine andere Art gereizt haben, genug er zerrte mich bei Seite, nahm ſeinen Tomahawk und deutete mir an, ich ſolle die Augen zum Himmel aufſchlagen. Aus ſeinen Zügen und ſeinem ganzen Benehmen ward es mir klar, daß ich zum letzten Male den Himmel anblicken ſollte, weil ſeine Abſicht war, mich zu tödten. Ich gehorchte, aber der junge Indianer, der mich geraubt hatte, fiel dem andern in den Arm und packte die ſchon über meinem Haupte ſchwebende Streitart. Jetzt erhob ſich ein Zank zwiſchen den beiden Indianern; der jüngere fing laut an zu rufen und zu ſchreien, mehre Stimmen antworteten, und nun kamen in

aller Eile der Alte mit vier andern Indianern herbeigerannt, und richtete einige harte Worte an den, welcher mich hatte tödten wollen. Er nahm mich bei der einen und der junge Menſch bei der andern Hand, und ſo zogen ſie mich fort, während der Unterſetzte hinter mir herging. Sie mochten meinetwegen wohl nicht ſo ſchnell von dannen eilen können, wie ſie wünſchten, auch befürchteten ſie, eingeholt zu werden, weßhalb immer mehre zurückblieben, um aufzupaſſen.

Eine gute Meile von der Wohnung meines Vaters mußte ich in ein aus Hickoryrinde[1]) gebauetes Kanot ſteigen, das am Ufer des Fluſſes im Geſträuche verborgen lag. Alle ſieben ſprangen hinein, fuhren über den Ohio und landeten am linken Ufer des Big-Miami, unfern von deſſen Mündung. Hier ließen ſie das Kanot zurück, und pflanzten ihre Pagayen (Ruder) dergeſtalt in die Erde, daß ſie vom Fluſſe aus bemerkt werden konnten. In geringer Entfernung hatten ſie in einem Walde Decken und Lebensmittel verſteckt, und gaben mir ein wenig geſalzenes Fleiſch mit Bärenfett; ich konnte aber nichts eſſen. Von jener Stelle aus konnte ich die Hütten meines Vaters noch ganz deutlich erblicken; auch die Indianer ſahen dorthin und guckten dann lachend mich an; ich habe aber nie erfahren, was ſie damals ſagten.

Als ſie gegeſſen hatten, machten ſie ſich wieder auf den Weg und gingen den Miami aufwärts. Mich ſchleppten ſie mit und nahmen mir die Schuhe ab, weil ſie denken mochten, ich würde durch dieſe verhindert, ſchneller zu gehen. Zwar hatten ſie ein wachſames Auge auf mich; ich gab aber trotzdem die Hoffnung, ihnen entwiſchen zu können, nicht auf, und merkte darum auch auf jeden Gegenſtand, der mir als Merkzeichen

---

1) Hickory heißen die verſchiedenen Nußbaumarten, welche Amerika eigenthümlich ſind, und die von manchen Botanikern, weil ſie ein eigenes Geſchlecht bilden, Carya genannt werden. Doch paßt dieſer Name auf mehre ſehr verſchiedene Bäume, je nach dem Beiworte, welches man hinzufügt. Bemerkenswerth ſind der rothe und weiße Hickory; die Blätter haben einen angenehmen Geruch; die Nüſſe ſchmecken gut und werden von Menſchen und Vieh gern genoſſen. Alle Hickoryarten haben hartes Holz, das nur ſchwer bricht. Erſt die Indianer und ſodann auch die Weißen gaben, auf dieſe Eigenſchaften anſpielend, dem General Jackſon den Namen Old-Hickory. Uebrigens verwittert dieſes Holz ſchnell, wenn es zerſägt und der Luft ausgeſetzt wird.

dienen konnte; ferner trat ich mehrmals das hohe Gras nieder und wühlte in dem weichen Erdboden, um dieſe Stellen wieder zu erkennen. Ich dachte immer, es würde mir wohl möglich ſeyn, zu entrinnen, wenn alle ſchliefen. Als es Nacht wurde, preßte der Alte und der Junge mich ſo eng zwiſchen ſich, daß wir alle drei unter einer Decke lagen. Ich war ſo matt und müde, daß ich auf der Stelle einſchlief, und als ich am andern Morgen erwachte, ſtand die Sonne ſchon am Himmel, die Indianer waren munter und im Begriffe weiter zu reiſen. So gingen wir vier Tage lang fort; die Indianer gaben mir kaum einen Biſſen zu eſſen, und ich dachte immer an's Entrinnen; allein jeden Abend ſank ich, matt und müde von der Anſtrengung, in tiefen Schlaf. Meine unbekleideten Füße waren aufgeriſſen und geſchwollen. Als das der Alte ſah, zog er mir viele Dornen und Holzſplitterchen heraus, und gab mir auch ein Paar Mocaſſins,[1]) ſo daß ich nun etwas beſſer fort konnte.

Gewöhnlich mußte ich zwiſchen dem Alten und dem Jungen gehen, und zuweilen dermaßen laufen, daß mir alle Kräfte ausgingen; mehre Tage lang genoß ich ſo gut wie gar nichts. Vier Tage ſpäter, von dem abgerechnet, an welchem wir den Ohio verlaſſen hatten, kamen wir an einen andern großen Fluß, der, wie ich glaube, ſich in den Miami ergießt. Er war breit und ſo tief, daß ich nicht hindurchwaten konnte; deßhalb nahm mich der Alte auf ſeine Schultern; dabei ging ihm das Waſſer bis an die Achſelhöhlen. Ich ſah nun wohl ein, daß ich ohne Beihülfe über dieſes Waſſer nicht hinüberkommen konhte, und ſo ſchwand denn auch meine Hoffnung, auf irgend eine Art meine Flucht bewerkſtelligen zu können. Ich erklimmte das Ufer und lief in den Wald, wo ich eine Truthenne aufſcheuchte; ihr Neſt war voller Eier, die ich in mein Taſchentuch that. Ich ging an den Fluß zurück und die Indianer lachten, als ſie mich kommen ſahen. Sie nahmen die Eier weg und zündeten ein Feuer an, um dieſelben in einem Keſſel zu kochen. Ich war ſehr hungrig und harrte mit Schmerzen auf die Mahlzeit. Da kam plötzlich der Alte von der Stelle, wo wir ans Ufer geſtiegen waren, hergelaufen, nahm den Keſſel, ſchüttete Waſſer und Eier

1) Mocaſſins ſind bekanntlich eine Art von Stiefeln.

in die Gluth, und richtete ſchnell und in leiſem Tone einige Worte an den Jüngern. Ich vermuthete gleich, daß wir verfolgt würden, und habe ſpäter erfahren, daß ich mich damals nicht irrte. Wahrſcheinlich befanden ſich meine Angehörigen auf der andern Seite des Fluſſes. Die Indianer rafften in aller Eile die Eier zuſammen, und liefen nach verſchiedenen Richtungen hin in den Wald. Zwei von ihnen nahmen mich bei den Armen, und ich mußte mit ihnen laufen, ſo ſchnell ich nur konnte.

Ein Paar Tage nachher trafen wir mit einem Truppe von zwanzig bis dreißig Indianern zuſammen, die nach den Niederlaſſungen der Weißen wollten; der Alte hatte mit ihnen eine lange Unterredung. Späterhin erfuhr ich, daß ſie Schahniskrieger waren. Da ſie von uns erfuhren, daß wir von Weißen am Ufer des Miami verfolgt würden, ſo machten ſie ſich auf, ihnen entgegen zu ziehen. Sie hatten mit denſelben ein blutiges Gefecht, in welchem von beiden Seiten mehre Menſchen auf dem Platze blieben.

Unſer Zug durch die Wälder war ſehr langweilig und beſchwerlich, und erſt etwa zehn Tage nach jenem Zuſammentreffen kamen wir an den Maumi.[1]) Sogleich durchliefen die Indianer den Wald, riefen ſich einander etwas zu, fragten und antworteten. Bald war ein paſſender Hickorybaum gefunden und gefällt; ſie verfertigten aus der Rinde ein Kanot,[2]) in das wir alle hineinſtiegen. Nun fuhren wir den Fluß hinab, bis wir zu einem

---

1) Der **Maumee** fließt im nordweſtlichſten Theile des Staates Ohio und mündet in den Erie-See.

2) Die **Kanots**, welche von den Wilden aus **Birkenrinde** gemacht werden, ſind wahre Meiſterwerke. Sie ſind ſchlank, tragen ſchwere Laſten, und man kommt mit ihnen raſch aus der Stelle. Die Größe iſt natürlich ſehr verſchieden; manche haben zwei, ſechs, acht bis zehn Sitzbretter, welche querüber angebracht werden. Der Boden beſteht aus einem oder zwei Stücken Rinde, an welche mehre andere vermittelſt Wurzeln befeſtigt werden. Das Ganze wird mit Baumharz überzogen, und iſt alsdann waſſerdicht. Da die Rinde höchſtens ſo dick iſt, wie etwa zwei Thaler, die man auf einander hält, ſo wird das Kanot inwendig mit kleinen Scheiten von Cederholz der Länge nach bekleidet und gefüttert. Man muß übrigens beim Einſteigen ſehr vorſichtig ſeyn, weil das gebrechliche Fahrzeug leicht umſchlägt. *Lafitau*, Moeurs des sauvages ameriquains Tom. II. P. 214. Sie ſind bis zu 28 Fuß lang und die größten können etwa 14 Menſchen faſſen; doch ſind drei ſchon hinlänglich, um es fortzurudern. Die einzelnen Theile werden, wie geſagt, mit Wurzelfaſern ſo geſchickt zuſammengenähet, daß man glaubt, das Ganze beſtehe aus einem einzigen Stücke. Ein Kanot geht höchſtens zwanzig

großen Dorfe der Schahnis kamen, das an der Mündung eines Fluſſes lag. Als wir landeten, kamen eine große Menge Indianer auf uns zugelaufen; ein junges Weib fiel ſchreiend und kreiſchend über mich her, und ſchlug auf meinen Kopf los, mehre ihrer Verwandten waren nämlich von den Weißen getödtet worden. Viele Schahnis hatten große Luſt, mich ums Leben zu bringen, der Alte und der Junge aber wußten ſie davon abzuhalten. Ich ſah wohl, daß ich häufig der Gegenſtand ihrer Unterhaltung war, verſtand aber nichts von dem, was ſie ſagten. Der Alte konnte ein Paar Worte Engliſch ſprechen, und befahl mir zuweilen in dieſer Sprache, Waſſer zu holen, Feuer anzumachen, oder ihm andere kleine Dienſte zu leiſten, die er von mir verlangte.

Wir blieben zwei Tage in jenem Dorfe und ruderten alsdann weiter. Bald darauf hielten die Indianer bei einem Comptoir an, in welchem drei oder vier Handelsleute ſich befanden, die Engliſch ſprechen konnten. Dieſe Männer unterhielten ſich viel mit mir und ſagten, ſie wünſchten recht ſehr, mich loszukaufen und nach meinen Verwandten zu bringen; aber der Alte wollte ſich nicht von mir trennen, und ich erfuhr von den Handelsleuten, daß ich ſein Sohn werden ſollte, da ihm ſein Kind geſtorben ſei; ich möchte mich nur zufrieden geben und mitgehen. Dabei fügten ſie hinzu, ſie wollten nach zehn Tagen ins Dorf kommen und mir die Freiheit wieder verſchaffen. Ich wurde von ihnen ſehr gut behandelt, ſie gaben mir zu eſſen im Ueberfluſſe, was die Indianer nicht gethan hatten. Als ich ſie endlich verlaſſen mußte, fing ich zum erſten Male ſeit meiner Entführung an zu weinen, ihr wiederholtes Verſprechen jedoch, mir nach zehn Tagen die Freiheit wieder verſchaffen zu wollen, tröſtete mich einigermaßen. Bald nach unſerer Abfahrt gelangten wir in den (Erie-) See, und die Indianer hielten in dieſer Nacht keine Raſt. Als der Tag eben heraufdämmerte, ſtießen ſie ein lautes Geſchrei aus, am Ufer ließen ſich einige Lichter blicken, und bald kam ein Kanoi zu uns heran und nahm drei unſerer Gefährten auf.

Zoll tief im Waſſer; die Ladung muß aber jeden Abend herausgenommen und das Fahrzeug ans Land gezogen werden, weil es leicht geſtohlen wird, da es von zwei Menſchen bequem fortgetragen werden kann.

Was von dieſem Tage bis zu unſerer Ankunft in Détroit[1] vorging, weiß ich nicht mehr genau zu ſagen. Anfangs ruderten wir mitten im Fluſſe, bis wir der Stadt gerade gegenüber waren; dann näherten wir uns dem Ufer und ich ſah, daß eine weiße Frau ſich einige Augenblicke mit den Indianern beſprach; worüber ſie verhandelten, konnte ich nicht verſtehen. Es ſtanden mehre Weiße am Ufer; ich verſtand aber nicht, was ſie ſagten; wahrſcheinlich ſprachen ſie franzöſiſch. Gleich nachher ſtachen die Indianer wieder mitten in den Fluß und ruderten weiter.

Es mochte wohl Mittag ſein, als wir ans Land traten, und das Kanot auf das Trockene und in den Wald zogen; die Indianer fanden einen dicken hohlen Baum, der an einer Seite offen war, und warfen ihre Decken, den Keſſel und einige andere Gegenſtände hinein. Darauf mußte ich auf allen Vieren durch die Oeffnung kriechen, welche ſie hinter mir verſtopften. Noch ein Paar Minuten hörte ich ſie ſprechen und dann blieb lange Zeit Alles ſtill. Hätte ich nicht ſchon längſt auf jeden Gedanken an Flucht Verzicht geleiſtet gehabt, ſo wäre es mir jetzt gewiß klar geworden, daß an kein Entrinnen mehr zu denken war.

Nach Verlauf von einigen Stunden hörte ich, daß die Holzſtücke, womit ſie die Oeffnung verſtopft hatten, weggenommen wurden; bald ſah ich auch wieder das Tageslicht und bemerkte eine große graue Stute mit zwei braunen Füllen, welche von den Indianern hierhergeführt worden waren; auf eines der letztern ſetzten ſie mich; die beiden andern Thiere wurden mit Gepäck beladen, und da die Indianer abwechſelnd zu Pferde ſtiegen, ſo kamen wir ſchnell aus der Stelle und langten ſchon nach drei Tagen in Saugenong an. Dort verließen uns abermals zwei Indianer. Der Alte und der junge Menſch wohnten hier; ſie gingen aber nicht geraden Weges nach ihrem Hauſe,

1) Détroit liegt im Staate Michigan, in der Grafſchaft Wayne, am rechten Ufer des Fluſſes Détroit, welcher ein Abfluß des Huron-Sees iſt, dieſen mit dem St. Clair- und Erie-See verbindet, und Michigan von Ober-Canada trennt. Ein Theil der 6000 Menſchen, welche die Bevölkerung dieſer regelmäßig gebauten Stadt bilden, beſteht aus Franzoſen, die Nachkommen jener, welche 1620 ſich in dieſer fruchtbaren Gegend niederließen. Bis 1810 galt hier noch das alte Pariſer Stadtrecht.

ſondern ließen ihre Pferde zurück und borgten ſich ein Kanot, in dem wir bis vor die Hütte des Alten fuhren, die aus Holz aufgeführt war und Aehnlichkeit mit denen hatte, die ich in Kentucky geſehen. Eine alte Frau lief auf uns zu, der Alte ſprach einige Worte zu ihr, ſie ſchrie laut auf, umarmte mich und zog mich in die Hütte.

Zweites Capitel.

Annahme an Kindesſtatt. — Manito-o-Gheezhik. — Kiſch-kau-ko. — Der Falke. — Die Otter. — Die Totems. — Getreideausſaat. — Jagd. — Tanner erhält einen Schlag mit dem Tomahawk. — Jagdbezirk. — Fiſchfang mit der Harpune. — Tanner wird ſehr ſchlecht behandelt. — Zug gegen die Weißen. — Mackinack. — Net-no-kwa, eine angeſehene Frau. — Tanner wird an ſie verkauft. — Taw-ga-we-ninnie, der Jäger. — Eine Familie bei den Ottawwas.

Am andern Morgen wurde ich nach einem mit Pfahlwerke umgebenen Platze geführt, zu deſſen beiden Seiten ſich ein baumloſes Terrain weithin erſtreckte. Dort ſetzten ſich alle Indianer nieder; die Familie und die Freunde des Alten nahmen auf der einen Seite Platz, die Fremden auf der andern. Die Freunde hatten Geſchenke an Zucker, Mais, anderm Getreide, Tabak und dergleichen mitgebracht. Bald darauf fingen die Indianer, welche mich dorthin geſchafft hatten, an zu tanzen und zogen mich in die Umzäunung; ihr Tanz war raſch und munter, etwa wie der Scalptanz. Von Zeit zu Zeit reichte mir Einer oder der Andere Einiges von den mitgebrachten Geſchenken; wenn aber beim Tanze die Reihe an mich kam, und ich auf die andere Seite treten mußte, wurde mir Alles wieder abgenommen. So verging ein großer Theil des Tages, bis alle Geſchenke verzehrt waren, alsdann kehrten Alle nach ihren Hütten zurück.

Ich war von der Familie des alten Manito-o-Gheezhik an Kindesſtatt angenommen worden. Dieſem war nämlich vor

Kurzem ſein jüngſter Sohn geſtorben, und ſeine Frau hatte ihm geſagt, daß ſie nicht mehr leben könne, wenn er ihr nicht das Kind wieder ſchaffte. Darauf hatte ſich Manito-o-Gheezhik mit ſeinem älteſten Sohne, Kiſch-kau-ko, und zwei andern Männern ſeines Volkes, das am Huron-See wohnte, aufgemacht, um ſeine Frau zufrieden zu ſtellen. Am obern Theile des Erie-Sees hatten ſich drei ſeiner Verwandten mit ihm vereinigt, und alle waren ſodann nach den Niederlaſſungen in Ohio gewandert. Am Abend vor meiner Entführung waren dieſe Indianer an der Mündung des Big-Miami angelangt, über den Ohio geſetzt, und hatten ſich unfern von meines Vaters Wohnung im Walde verſteckt gehalten. Am andern Morgen hatte der Alte nur mit Mühe die Wuth und Mordluſt der jüngern Krieger zurückgehalten; denn dieſe wollten, da kein Knabe zu ſehen war, auf die Arbeiter Feuer geben. Ich habe ſchon erzählt, was mit mir von der Zeit meiner Entführung an vorging. Auf dem Grabe des geſtorbenen Sohnes ward ich an Kindesſtatt angenommen, und meine neue Familie gab mir den Namen Schaw-ſchaw-wa-ne-ba-ſe, das heißt der Falke; und ich habe denſelben geführt, ſo lange ich unter den Wilden lebte. Meine indianiſche Mutter hieß Ne-keek-wos-ke-cheem-e-kwa, das heißt die Otter, und dieſes Thier war ihr Totem.[1])

Als ich an den Saugenong kam, war der Frühling kaum ins Land gekommen; ich erinnere mich, daß die Blätter noch klein waren und die Indianer etwas Getreide ausſäeten. Sowohl durch einige engliſche Worte, welche Manito-o-Gheezhik ſprechen konnte, als durch Zeichen wurde mir angedeutet, dabei behülflich zu ſeyn; als die Ausſaat geſchehen war, verließen alle Indianer das Dorf, gingen auf die Jagd und räucherten das Fleiſch.

Als ſie auf dem Jagdgrunde angekommen waren, ſuchten ſie einen Platz aus, wo Damhirſche im Ueberfluſſe waren, und ſtellten hier eine lange Reihe von jungen Bäumen und grünen Zweigen neben einander. Als ein Theil vollendet war, gaben

1) Die Totems bilden eine Art Wappen; jede Indianerfamilie, und alle glauben von Thieren abzuſtammen, hat ein ſolches. Das Grab eines Kriegers wird mit ſeinem Totem geſchmückt. Vergleiche Cooper: der letzte Mohikaner.

ſie mir Anweiſung, wie ich die Blätter und die kleinen dürren Zweige auf der Seite entfernen ſollte, auf welcher die Indianer ſich auf den Anſtand ſtellen wollten. Die jüngeren Weiber und die Kinder leiſteten mir einige Male Hülfe bei dieſer Arbeit; gewöhnlich aber ließen ſie mich allein.

Es fing an ſehr warm zu werden, und eines Tages, als ich eben allein und ſehr matt und durſtig war, ſchlief ich ein. Da glaubte ich plötzlich ein lautes Geſchrei zu vernehmen, und wollte den Kopf emporheben; aber das ging nicht. Da ich wieder etwas mehr zu Sinnen kam, bemerkte ich, daß meine Mutter mit meiner Schweſter neben mir ſtand, und mein Kopf ganz naß war. Die Alte und ihre Tochter kreiſchten hell auf, und es dauerte noch einige Zeit, ehe ich begriff, daß mir das Haupt beinahe auseinandergeſchlagen war. Wahrſcheinlich hatte mich der alte Manito-o-Gheezhik ſchlafend da liegen ſehen, mir einen Schlag mit dem Tomahawk verſetzt und ins Gebüſch geworfen; denn als er vom Felde heim in ſeine Hütte gekommen war, hatte er zu ſeiner Frau geſagt: „Altes Weib, das Kind, welches ich dir gebracht habe, iſt zu nichts nütze; ich habe den Jungen todt geſchlagen; du wirſt ihn da und da finden.“ — Darauf war die Indianerin, von ihrer Tochter begleitet, hingeeilt und hatten noch einige Lebensſpuren in mir entdeckt; ihr Geſchrei und daß ſie mir den Kopf mit Waſſer begoſſen, hatte mich wieder zu mir ſelbſt gebracht.

Nach wenigen Tagen war meine Wunde ſo ziemlich wieder geheilt; ich mußte abermals anfangen zu arbeiten, hütete mich aber ſehr, wieder einzuſchlafen. Ich gab mir alle mögliche Mühe, den Befehlen nachzukommen, wurde aber dennoch mit großer Härte behandelt, beſonders vom Alten und zweien ſeiner Söhne, Sche-mung und Kwo-ta-ſche. Während wir uns auf dem Jagdgrunde befanden, warf mir einer derſelben einen Zaum über die Hand, und gab mir durch einen Wink zu verſtehen, nach welcher Richtung ich gehen ſollte. Er wollte meiner Meinung nach mir zu verſtehen geben, ich ſollte ein Pferd holen, und ſo brachte ich denn das erſte beſte, das mir in den Wurf kam. Ueberhaupt errieth ich insgemein ſehr wohl, was ſie von mir wollten.

Als wir von der Jagd zurückkamen, mußte ich auf dem ganzen Wege bis zum Dorfe eine ſchwere Laſt gedörrten Fleiſches

auf dem Rücken ſchleppen; ich ſtarb faſt vor Hunger, wagte es aber nicht, auch nur das kleinſte Stück anzurühren. Meine indianiſche Mutter, die etwas Mitleiden zu haben ſchien, ſchaffte zuweilen etwas zu eſſen auf die Seite und ſteckte es mir zu, wenn der Alte nicht da war. Nach unſerer Zurückkunft verließen die jungen Männer, wenn das Wetter gut war, das Dorf, um mit Harpunen Fiſche zu fangen; ich mußte ſie begleiten und das Kanot rudern. Da ich das noch nicht zum Beſten verſtand, ſo fielen ſie manchmal über mich her und ſchlugen mich mit den Harpunenſtielen; es verging kein Tag, an welchem ich nicht von dem Einen oder dem Andern Prügel erhielt. Andere Indianer, die nicht zu unſerer Familie gehörten, ſchienen Mitleid mit mir zu haben, denn ſie bezeugten mir ihre Theilnahme und gaben mir zu eſſen, wenn der Alte fort war.

Nachdem wir das Getreide eingeerndtet und in die Gruben geſchüttet hatten, worin es für den Winter aufbewahrt wird, zogen die Indianer an die Ufer des Saugenong, um dort zu jagen. Ich litt auch jetzt, wie bisher ſtets, viel vom Hunger, und ſah doch oft, daß die Indianer in den Wäldern etwas aßen. Wenn ich aber zu erfahren ſuchte, was das wohl ſeyn mochte, dann verhehlten ſie es vor mir. Endlich raffte ich einige Buchecken auf und aß dieſelben. Sie ſchmeckten mir gut, und ich zeigte ſie den Indianern, die laut auflachten und mir ſagten, das eben wäre es, was ſie ſchon ſeit längerer Zeit äßen. Als Schnee gefallen war, mußte ich die Jäger begleiten, und zuweilen einen ganzen Damhirſch bis zum Lagerplatze ſchleppen, was mir denn nur mit der größten Anſtrengung möglich war.

Des Nachts ſchlief ich zwiſchen dem Feuer und dem Eingange der Hütte. Jeder der Eintretenden oder Hinausgehenden gab mir gewöhnlich einen Tritt, und wenn ein Indianer getrunken hatte, ſo ſchüttete er immer das Waſſer, welches er nicht mehr mochte, über mich aus. Der Alte behandelte mich immer ſehr hart und grauſam, manchmal aber war die Behandlung noch barbariſcher als gewöhnlich. Eines Tages ſtand er auf, nahm ſeine Mocaſſins und ging, kam aber plötzlich wieder zurück, packte mich bei den Haaren, zog mich aus der Hütte heraus, drückte mein Geſicht in einen Haufen Menſchen-

koth,[1]) und ſchmierte es in demſelben etwa ſo herum, wie man mit einer unreinlichen Katze thut; darauf zerrte er mich wieder von der Erde auf, und ſchleuderte mich weitweg in den Schnee. Ich wagte nicht, ihm wieder vor die Augen zu treten. Endlich kam meine Mutter und brachte mir etwas Waſſer, ſo daß ich mich waſchen konnte. Wir wollten an einer andern Stelle unſer Lager aufſchlagen, und ich mußte, wie gewöhnlich, eine ſchwere Laſt tragen. Noch hatte ich mich nicht ordentlich reinigen können, und als die Indianer mich dergeſtalt beſchmutzt ſahen, wollten ſie wiſſen, was mit mir vorgegangen ſey. Durch Zeichen und mit Hülfe einiger Worte aus ihrer Sprache machte ich ihnen deutlich, wie ich behandelt worden war. Mehre ſchienen Mitleiden zu haben, waren mir beim Waſchen behülflich und gaben mir auch etwas zu eſſen.

Oftmals, wenn der Alte mich ſchlagen wollte, ſuchte meine Mutter, die ſich im Allgemeinen ſehr gütig bewies, mich mit ihren Armen zu beſchützen und dann bekamen wir Beide etwas ab. Als der Winter zu Ende lief, reiſete Kiſch-kau-ko, ein junger Menſch von etwa zwanzig Jahren, mit vier andern Indianern, die mit ihm in gleichem Alter ſeyn mochten, ab, um einen Kriegszug mitzumachen. Gleich nach der Zuckererndte kam auch Manito-o-Gheezhik ins Dorf zurück und traf mit einigen andern Männern Anſtalten und Vorbereitungen zum Kriege. Ich war nun etwa ein Jahr bei den Indianern, und fing an, von ihrer Sprache etwas zu verſtehen. Beim Abſchiede ſagte mir der Alte: „Ich gehe jetzt, um deinen Vater, deinen Bruder und alle deine Angehörigen zu tödten ...“ Kiſch-kau-ko kam zuerſt, und zwar ſchwer verwundet, heim. Seiner Erzählung zufolge war er mit ſeiner Abtheilung bis an den Ohio gekommen, wo ſie einige Zeit auf der Lauer geſtanden, und dann auf ein kleines Boot, das den Fluß herab kam, gefeuert hatten; ein

1) Der amerikaniſche Herausgeber dieſer Denkwürdigkeiten bemerkt zu dieſer Stelle: Tanner hat, wie faſt alle Indianer, ſich ſo in ſeiner Gewalt, daß er ſtets Herr ſeiner Gemüthsbewegungen iſt und ſie zurückdrängt: als er mir aber Obiges dictirte, erglänzte ſein Blick von Wuth, ſeine Oberlippe zuckte convulſiviſch, und ich ſah wohl, daß auch er nicht frei war von dem Rachedurſte, welcher die Indianer charakteriſirt. Er hatte dieſe Schmach, die ihm als elfjährigem Knaben zugefügt wurde, nach Verlauf von dreißig Jahren nicht vergeſſen können.

Mann war getödtet worden, die anderen hatten ſich durch Schwimmen gerettet. Bei der Verfolgung, denn die Indianer ſetzten den Flüchtigen nach, hatte ſich Kiſch-kau-ko mit ſeiner eigenen Lanze verwundet. Die Indianer brachten den Skalp des getödteten Mannes mit nach dem Dorfe.

Einige Tage ſpäter kam auch der alte Manito-o-Gheezhik wieder und zeigte mir einen alten abgeſchabten Hut von weißer Farbe; ich erkannte ihn für den meines Bruders. Er ſagte mir, er habe meine ganze Familie ermordet, alle Neger, alle Pferde todt gemacht, und zum Beweiſe habe er den Hut mitgenommen. Ich glaubte ihm, daß alle meine Angehörigen ums Leben gekommen wären, und dachte jetzt noch weniger an Entlaufen. So verlebte ich noch zwei Jahre in dieſer Familie; jeder Tag entfernte mich mehr von dem Gedanken zu entweichen; allein ich vergaß nicht die Zuſicherung, welche mir die engliſchen Handelsleute am Maumi gemacht hatten, und wünſchte ſehr, ſie möchten ſich doch endlich an ihr Verſprechen erinnern. Die Indianer betranken ſich oft, dann wollten ſie mich immer todtſchlagen, und ich mußte mich im Walde verbergen, und wagte nicht eher wieder nach der Hütte zu gehen, als bis ihr Rauſch vorbei war. Ich hatte fortwährend noch jetzt, wie im erſten Jahre, viel vom Hunger zu leiden und bekam nie genug zu eſſen, wiewohl mir manchmal Indianer, die nicht zu meiner Familie gehörten, etwas zuſteckten. Die alte Frau, ihre Töchter und ihr jüngſter Sohn Be-naiſ-ſa (d. h. der Vogel), der mit mir in gleichem Alter war, behandelten mich gut. Aber der Alte, Kiſch-kau-ko und zwei ſeiner Brüder, Kwo-ta-ſche und Sche-mung, waren grauſam, und es dürſtete ſie nach dem Blute der Weißen. Be-naiſ-ſa war viel beſſer.

Während meines Aufenthaltes zu Saugenong ſah ich nur ein einziges Mal Weiße; es fuhr ein kleines Fahrzeug vorüber, die Indianer ſetzten mich in ein Kanot und fuhren mit mir an das Boot, denn ſie vermutheten mit Recht, daß mein bejammernswürdiges Ausſehen bei den Leuten meiner eigenen Farbe Mitleid erregen müßte. Dieſe gaben mir Brod, Obſt und andere Geſchenke; ich bekam aber nur einen einzigen Apfel davon in die Hände.

Zwei Jahre nach meiner Entführung beriefen die engliſchen Agenten eine große Verſammlung nach Mackinack.[1]) Dorthin kamen die Sioux,[2]) Winnebagos,[3]) Menomonis[4]) und Indianer von andern entfernt wohnenden Stämmen, zugleich mit den Oſchibbeways[5]) und Ottawwas.[6]) Als der alte Manito-o-Gheezhik wieder heim kam, hörte ich, er habe in Mackinack ſeine Verwandte Net-no-kwa getroffen, die, ungeachtet ihres Geſchlechtes, als Häuptling der Ottawwas angeſehen wurde. Dieſer Frau war ein Sohn geſtorben, der etwa ſo alt geweſen war, wie ich; ſie hatte von mir gehört und wollte mich kaufen. Allein davon wollte meine indianiſche Mutter, die Otter, unter keinerlei Bedingung etwas wiſſen. Ich hörte, wie ſie ausrief: „Mein Sohn iſt einmal geſtorben, und mir wieder gegeben; ich will ihn nicht noch einmal verlieren." Allein Niemand hörte auf ihre Vorſtellungen mehr, als Net-no-kwa mit vielem Branntwein und andern Geſchenken in unſerm Lager erſchien. Sie ließ zuerſt ein kleines, etwa 10 Gallonen haltendes Faß mit Whiskey,

---

1) Mackinack oder Michillimackinack, eine kleine Inſel in der gleichnamigen Straße, in Michigan. Die kleine Stadt, die ſich während der letzten Jahre ſehr gehoben hat, wird durch zwei Forts vertheidigt, die auf ſteilen Felſen liegen, und wegen ihrer Feſtigkeit von den Amerikanern Gibraltar genannt werden. Sie beherrſchen die Schiffahrt auf den Seen Huron und Michigan. Im Sommer iſt die Stadt Sammelplatz vieler Indianer und Pelzhändler. Balbi, Handbuch der Erdbeſchreibung, bearbeitet von Andree. Braunſchweig 1835. Th. 2. S. 641.

2) Die Sioux oder Dacotas, auch Nadoweſſier genannt, gehören mit den Oſagen zu derſelben Familie, die in eine Anzahl von Stämmen zerfällt, unter welchen die Sioux und Aſſinneboins die mächtigſten ſind. Die eigentlichen Sioux wohnen am mittlern Miſſouri, dem St. Peter, dem obern Miſſiſſipi, dem obern Red River, und am Winnipeg-See, vom 42 bis 49° n. Br., und bilden einen Bund. Die Aſſinneboins werden von ihnen Hoha, d. h. Empörer genannt, weil ſie ſich von ihnen trennten. Sie ſind Verbündete der Chippeways und wohnen nördlich von den Sioux im Weſten des Winnipeg nördlich von Pembina, am Aſſinneboin, Saskatſchawan und Mouse,

3) Die Winnebagos wohnen im Süden des Wisconſin; haben aber ihr ganzes Gebiet an die vereinigten Staaten abgetreten, und ſind zum großen Theil weiter nach Weſten gezogen.

4) Dieſe wohnen am gleichnamigen Fluſſe, der in den Michigan-See fällt.

5) Die Oſchibbewås oder Tſchippewås gehören zu demſelben Stamme, wie die Algonkiner, und ſind in Kanada, Michigan, den Diſtricten Huron und Mandanes verbreitet.

6) Die Ottawah's wohnen in Kanada, am gleichnamigen Fluſſe, der in den St. Lorenz fällt.

Decken, Tabak und ande. werthvolle Sachen herbeibringen; denn ſie wußte recht gut, mit was für Leuten ſie zu thun hatte. Manito-o-Gheezhik machte, nachdem das Faß geleert war, allerlei Einwendungen; als aber ein zweites gebracht wurde, und Net-no-kwa noch einige Geſchenke vertheilte, wurde ich ihr übergeben.

Dieſe Frau ſtand ſchon in etwas vorgerücktem Alter, war aber von einem einnehmendern Aeußern, als meine bisherige Mutter, die Otter. Sie nahm mich bei der Hand, führte mich in ihre in der Nähe befindliche Hütte, und ich ſah gleich von vorn herein, daß ich von nun an beſſer behandelt werden würde. Sie gab mir viel zu eſſen, gute Kleidung und ſagte, ich ſollte mit ihren Kindern ſpielen. Wir blieben nur noch kurze Zeit zu Saugenong. In Mackinack wollte Net-no-kwa nicht mit mir anhalten, und wir fuhren in der Nacht vorüber und nach der St. Ignatiusſpitze, wo ſie mich einigen Indianern anvertraute, die für mich ſo lange ſorgen ſollten, bis ſie ihre Geſchäfte mit den engliſchen Agenten abgemacht haben würde. Nach ihrer Zurückkunft reiſten wir weiter und erreichten nach wenigen Tagen Schab-a-wy-wy-a-gun. Damals war gerade das Korn reif, und nachdem wir eine kurze Zeit Halt gemacht hatten, fuhren wir drei Tage lang Fluß aufwärts. Von der Stelle ab, wo wir unſere Kanots zurückließen und die Landreiſe antraten, mußten wir drei Mal Nachtraſt halten, ehe wir den Platz erreichten, wo die Winterhütten aufgebauet werden ſollten.

Der Net-no-kwa Ehemann war ein Oſchibbeway vom rothen Fluſſe,[1]) hieß Taw-ga-we-ninne oder der Jäger, und war ſiebenzehn Jahre jünger als ſie. Dennoch hatte er ſeine erſte Frau verſtoßen, um ſich mit ihr zu verbinden. Er bewies ſich gegen mich immer ſehr gut und nachſichtig, und behandelte mich mehr als ſeines Gleichen, als wie einen Untergebenen. Wenn er mich anredete, nannte er mich ſtets ſeinen Sohn; doch hatte er in der Familie kein beſonders großes Anſehen, da das geſammte Eigenthum der Net-no-kwa gehörte, die auch alle Geſchäfte leitete. Im erſten Jahre ließ dieſe mich einige Arbeiten verrichten, ich mußte Holz fällen, Waſſer oder Fleiſch herbeiſchleppen und

1) Dieſer rothe Fluß, Red River, fließt in den Winnipeg-See, und entſteht aus der Vereinigung des Aſſinneboin oder obern und des untern rothen Fluſſes.

andere Dienſte leiſten, die ſonſt von Kindern meines Alters nicht verlangt wurden. Aber dabei zeigte ſie ſich fortwährend ſo gut, daß ich ſehr zufrieden und glücklich war, wenn ich meine Lage mit der Behandlung verglich, die mir bei Manito-o-Gheezhik zu Theil geworden war. Zuweilen prügelte ſie mich ſo gut wie ihre anderen Kinder, aber weder ſo heftig, noch ſo oft, als Manito es gethan hatte.

Drittes Capitel.

Die St. Ignatius-Landſpitze. — Taubenjagd. — Krankheit. — Marderjagd. — Der krumme Baum. — Franzöſiſche Handelsleute. — Folgen der Trunkſucht. — Tragplatz. — Ein Knabe beſchädigt ſich. — Tod eines Familienvaters. — Der Mörder wohnt dem Begräbniſſe des von ihm Getödteten bei. — Der Mooſe-See. — Forellenfang. — Moſchusratten. — Der Knabe ſtirbt.

Im Anfange des Frühlings machte ſich Net-no-kwa mit ihrem Manne und ihren Kindern auf den Weg nach Mackinack. Bei der St. Ignatiusſpitze wurde ich wie im vorigen Jahre verſteckt gehalten; denn ſie fürchteten mich zu verlieren, wenn die Weißen mich geſehen hätten. Auf der Rückreiſe hatten wir widrigen Wind, und mußten, als wir etwa fünf und zwanzig bis dreißig Meilen zurückgelegt hatten, am Ufer des Sees bei einer Landſpitze, Me-nau-ko-king genannt, liegen bleiben. Es hielten ſich aus eben demſelben Grunde mehre Indianer und Handelsleute an derſelben Stelle auf. In den Wäldern flogen damals viele Tauben herum, und die Handelsleute und Indianerkinder machten Jagd auf ſie. Ich hatte in meinem Leben noch kein Stück Wild erlegt, und noch nie ein Gewehr abgefeuert. Meine Mutter hatte in Mackinack ein Faß Pulver gekauft, und Taw-ga-we-ninne beſaß ein großes Sattelpiſtol. Seine Nachſicht machte mich dreiſt und ich bat ihn um dieſe Waffe, weil ich Tauben ſchießen wollte. Meine Mutter billigte

meinen Wunſch und ſprach: „Es iſt Zeit für unſern Sohn, daß er lernt, wie man ein Jäger wird.“ Mein Vater, denn ſo nannte ich Taw-ga-we-ninne, gab mir das ſchon geladene Piſtol und ſagte: „Geh, mein Sohn; wenn du etwas Wild erlegt haſt, ſo ſollſt du bald ein Gewehr bekommen und wir wollen mit einander jagen.“

Seitdem ich Mann geworden bin, habe ich mich oft in ſehr ſchwierigen Lagen befunden, aber nie habe ich ſo lebhaft gewünſcht, meine Sachen möchten gut von Statten gehen, als damals, wo ich zuerſt auf die Jagd auszog. Kaum hatte ich den Lagerplatz verlaſſen, ſo ſah ich auch ſchon Tauben, von denen mehre ſich auf einem nahen Baume niederließen. Ich nahm das Piſtol, hielt es ſo nahe an mein Geſicht, daß es faſt an die Naſe ſtieß, zielte auf die Tauben und drückte ab. In demſelben Augenblicke höre ich ein Summen, wie wenn ein heftig geſchleuderter Stein durch die Luft ſauſet, die Waffe fällt einige Fuß hinter mir zu Boden, und die Taube flattert vom Baume herab.

Ohne mich weiter darum zu bekümmern, daß mein Geſicht zerfetzt war und ſtark blutete, raffte ich die Taube auf und brachte ſie triumphirend nach der Hütte. Nun wurden meine Wunden verbunden, und ich bekam eine Jagdflinte, ein Pulverhorn, Blei, und durfte ſeitdem auf die Taubenjagd gehen. Ein junger Indianer begleitete mich, um mir zu zeigen, wie ich zielen müßte. An demſelben Nachmittage ſchoß ich noch drei Tauben, und hatte kein einziges Mal gefehlt. Seitdem wurde ich mit etwas mehr Achtung behandelt, und durfte oft auf die Jagd gehen, um größere Uebung zu bekommen.

Es war bereits der Sommer und ein Theil des Herbſtes vergangen, als wir nach Schab-a-wy-wy-a-gun zurückkehrten. Bei unſerer Ankunft erfuhren wir, daß die Maſern im Dorfe große Verwüſtungen anrichteten. Net-no-kwa wußte, daß dieſe Krankheit anſteckend war, und wollte ihre Familie vor dem Leiden bewahren. Wir gingen daher raſch durch das Dorf und ans andere Ufer; allein ungeachtet dieſer Vorſicht wurde unſere Familie dennoch angeſteckt. Sie beſtand, zwei jüngere Weiber Taw-ga-we-ninne's mitgerechnet, aus zehn Perſonen, und alle wurden, Net-no-kwa und ich ausgenommen, angeſteckt. Mehre

waren ſehr krank, und wir beiden konnten nur mit groſser Mühe ſie alle pflegen.

Im Dorfe ſtarben viele Indianer, von den Unſerigen aber unterlag keiner; ſie wurden im Anfange des Winters wiederhergeſtellt, und ſo kamen wir endlich nach dem Platze zurück, wo wir im vergangenen Jahre überwintert hatten. Hier mußte ich nun, wie die übrigen Jäger, Marderfallen ſtellen. Am erſten Tage ging ich früh aus, arbeitete nach Kräften, hatte aber, als ich ſpät nach Hauſe kam, nur drei gemacht, während ein guter Jäger fünf und zwanzig bis dreißig zu Stande bringt. Am andern Morgen unterſuchte ich meine Fallen, fand aber nur einen Marder, und an den folgenden Tagen war ich nicht glücklicher. Die jungen Leute verhöhnten mich nun über meine Ungeſchicklichkeit, und das that meinem Vater leid. Er ſagte zu mir: „Mein Sohn, ich will dir helfen Fallen machen,“ und hielt ſein Wort. Eines Tages machte er eine Menge und gab ſie mir. Nun fing ich ebenſo viel Marder wie die andern; die jungen Leute ließen aber keinen Augenblick vorbeigehen, um mir vorzuwerfen, daß ich es nur mit Hülfe meines Vaters ihnen gleich thäte. Dieſer Winter verfloß ebenſo, wie der vorige; da ich aber allmälich ein geſchickter Jäger wurde, gut zu zielen und Fallen zu legen verſtand, ſo brauchte ich keine Weiberarbeiten mehr zu verrichten.

Im nächſten Frühlinge begab ſich Net-no-kwa, wie ſie gewöhnlich um dieſe Jahreszeit that, nach Mackinack. Auf ihrem Kanot führte ſie ſtets eine Flagge, und wenn ſie bei der Stadt ankam, wurde ſie vom Fort herab jedesmal mit einem Kanonenſchuſſe begrüßt. Damals war ich dreizehn Jahre alt. Als wir abreiſten, hörte ich, daß Net-no-kwa davon ſprach, nach dem rothen Fluſſe zu reiſen, und die Verwandten ihres Mannes zu beſuchen. Mehre Ottawwas faßten den Entſchluß, mit uns zu reiſen, und unter ihnen befand ſich namentlich Wah-ka-zi, Häuptling des Dorfes War-gun-uk-ke-ze, oder der krumme Baum (l'arbre croche). Wir hatten im Ganzen ſechs Kanots.

Dießmal ließen mich die Indianer nicht bei der St. Ignatius-Landſpitze zurück, ſondern landeten bei Nacht mitten unter Cederbäumen, und die alte Frau führte mich zu einem franzöſiſchen Kaufmanne, der aus Rückſicht für ſie ſich bereit finden

ließ, mich mehre Tage in ſeinem Keller verſteckt zu halten. Abgeſehen davon, daß ich meiner Freiheit beraubt war, wurde ich ſehr gut behandelt. Allein jene Vorſicht war unnütz; denn als ſpäterhin, nachdem wir unſere Reiſe fortgeſetzt hatten, widrige Winde uns zwangen, bei der Landſpitze anzulegen, wo ſich jetzt die Miſſionäre angeſiedelt haben, ließen ſie mich ganz frei umhergehen.

Während die Indianer hier ſich aufhalten mußten, betranken ſie ſich oft. Einſt hatte mein Vater einen ſehr ſtarken Rauſch, konnte dabei aber noch gehen, und ſchwatzte mit zwei andern Männern, die zuſammengingen. Den einen derſelben hielt er am Aermel feſt, und zerriß ihm dabei, ohne es zu wollen, das Hemd. Der junge Menſch, Namens Sug-gut-taw-gun (halbverfaultes Holz) wurde böſe und gab meinem Vater einen Schlag, daß er hinten über ſtürzte. Damit noch nicht zufrieden, nahm er einen großen Stein, und ſchleuderte ihm dieſen g… vor den Kopf.

Als ich das ſah, fürchtete ich auch für meine Perſon; denn ich wußte, daß Me-to-ſaw-gea, ein Oſchibbewayhäuptling, ſich auf der Inſel befand, und eben auf einem Kriegszuge gegen die Weißen begriffen, ſchon Gelegenheit geſucht hatte, mich zu tödten. Ich verſteckte mich daher im Walde und blieb in demſelben bis zum andern Morgen. Da plagte mich der Hunger, und ich ſchlich durch die jungen Cedern bis in die Nähe unſerer Hütte, um zu ſehen, was dort vorginge und ob ich mich hineinwagen könnte. Endlich ward ich meine Mutter gewahr, die nach mir rief und mich im Gehölze aufſuchte. Ich lief auf ſie zu, und ſie ſagte, ich ſollte nur kommen und meinen Vater ſehen, der tödtlich verwundet ſey.

Als Taw-ga-we-ninne mich ſah, ſprach er zu mir: „Ich bin todtgeſchlagen." Ich mußte mich nebſt den übrigen Kindern zu ihm ſetzen und nun ſprach er viel mit uns. Er ſagte: „Meine Kinder, ich muß euch verlaſſen, und bedauere, daß ihr ſo arm ſeyd." Er gab uns nicht, wie wohl viele Andere gethan haben würden, Befehl, dem Indianer, der ihn mit dem Steine geworfen hatte, nach dem Leben zu trachten. Er war ein zu guter Mann, als daß er es hätte über's Herz bringen können, ſeine Familie den Gefahren auszuſetzen, die ein ſolcher Befehl

nothwendig nach ſich ziehen mußte. Der junge Mann, der meinen Vater verwundet hatte, blieb bei uns, obſchon Net=no=kwa ihm geſagt hatte, daß es gefährlich für ihn ſey, mit nach dem rothen Fluſſe zu gehen; denn die Verwandten ihres Mannes ſeyen dort zahlreich, mächtig und ſehr rachſüchtig.

Als wir beim St. Marien=Waſſerfalle angekommen waren, luden wir unſer geſammtes Gepäck in ein Handelsfahrzeug, das mitten in den obern See ſteuerte, und ſetzten die Reiſe auf unſeren Kanots fort. Da der Wind ſchwach war, ſo kamen wir raſcher von der Stelle als jenes Fahrzeug, und warteten am Tragplatze zehn Tage auf daſſelbe. Endlich warf es unweit vom Ufer ſeine Anker aus, und mein Vater mit ſeinen beiden Söhnen Wa=me=gon=a=biew (der Federn auffteckt), dem ältern, und Ke=wa=tin (der Nordwind) fuhren in ihrem Kanot hin, um nach unſerem Gepäcke zu ſehen. Als der letztere in den Schiffsraum hinabſprang, ſtürzte er mit dem Knie auf die Knoten eines Strickes, der um die Waarenballen gebunden war, und litt viel von dieſem Sturze. In der Nacht ſchwoll ſein Knie dick auf, und am andern Morgen konnte er nicht mehr aus der Hütte gehen.

Etwa acht Tage ſpäter traten wir unſere Reiſe über den großen Tragplatz an, und ſchleppten Ke=wa=tin auf den Schultern in einer Decke, die wir an zwei Stangen befeſtigt hatten; er war aber ſo krank, daß wir jeden Augenblick anhalten mußten. Wir hatten unſere Kanots beim Comptoir zurückgelaſſen, am andern Ende des Tragplatzes; es vergingen daher einige Tage, ehe wir neue gebauet hatten, die kleiner waren. Als wir dieſe Arbeit vollendet, ſchickte mein Vater mich nebſt einer ſeiner Frauen aus, um irgend etwas nachzuholen, was er bei den Kaufleuten hatte liegen laſſen. Als wir auf dem Rückwege begriffen waren, kamen uns ſeine beiden jüngern Kinder entgegen, und ſagten, ich möchte mich ſpuden, weil mein Vater in Todesnöthen liege, und mich gern noch einmal ſprechen wolle.

Als ich in die Hütte trat, warf er ſeine Blicke auf mich, konnte aber nicht ſprechen, und wenige Minuten ſpäter hatte er zu athmen aufgehört. Neben ihm lag ſeine Flinte, die er kurz vorher noch in den Händen gehabt hatte. Am Morgen, als ich ihn verließ, ſchien er ſich recht wohl zu befinden, und

hatte, wie mir meine Mutter erzählte, erſt Nachmittags angefangen zu klagen. Er war in die Hütte getreten und hatte geſagt: „Mir nahet der Tod; da ich euch nun verlaſſen muß, ſo ſoll der junge Menſch, der mich ums Leben gebracht, das ſeinige auch miſſen. Ich glaubte ſo lange leben zu können, bis ihr alle erwachſen ſeyn würdet; ich muß aber ſterben und euch arm hinterlaſſen; ihr habt auch Keinen, der euch ſchützen und für euch ſorgen könnte.“ Als er dieſe Worte geſagt, hatte er hinausgehen und mit ſeiner Flinte dem Mörder, welcher gerade vor der Hütte ſtand, eine Kugel durch den Leib jagen wollen. Ke-wa-tin aber hatte zu ſchreien angefangen und ausgerufen: „Mein Vater, wenn ich mich wohl befände, wollte ich dir behülflich ſeyn und den Menſchen mit tödten und nach ſeinem Tode meine Brüder gegen die Rache ſeiner Freunde ſchützen; aber du ſiehſt, in welchem Zuſtande ich bin; ich muß ſterben. Meine Brüder ſind jung und ſchwach, und wir werden Alle erwürgt werden, wenn du dieſen Menſchen umbringſt.“

Taw-ga-we-ninne antwortete: „Mein Sohn, ich liebe dich ſo ſehr, daß ich dir nichts abſchlagen kann,“ trat zurück, legte ſein Gewehr bei Seite, fragte nach mir, ließ mich holen und verſchied. Die alte Frau kaufte von den Handelsleuten einen Sarg, und dieſe ließen die Leiche meines Vaters auf einem Wagen bis nach ihrem Hauſe ſchaffen, das auf derſelben Seite des Tragplatzes lag, und begruben ihn auf dem Kirchhofe der Weißen. Seine beiden Söhne und der junge Menſch, der ſchuld an ſeinem Tode war, begleiteten den Zug, und es hätte nicht viel gefehlt, ſo wäre der Mörder von einem meiner Brüder getödtet worden; aber der andere hielt den ſchon zum Streiche aufgehobenen Arm zurück.

Bald nach dem Tode meines Vaters ſetzten wir unſere Reiſe nach dem rothen Fluſſe fort. Mein Bruder Ke-wa-tin ward in einer Art Sänfte getragen, wie bisher, wenn wir ihn nicht in einem Kanot fortſchaffen wollten. Bereits hatten wir zwei Tragplätze hinter uns, und den dritten oder Mooſe-Portage erreicht, als er zu uns ſprach: „Hier will ich ſterben, denn ich kann nicht weiter.“ Net-no-kwa beſchloß anzuhalten, und der übrige Theil unſerer Bande, der ſich auch einige Angehörige unſerer Familie angeſchloſſen hatten, ſetzte ſeinen Zug fort.

Zurück blieb nur die alte Frau, eines der jüngern Weiber Taw-ga-we-ninne's, Wa-me-gon-a-biew, Ke-wa-tin und ich, der jüngſte von den drei Brüdern.

Es war mitten im Sommer, denn die kleinen Beeren waren bereits gereift, als wir am Ufer des Mooſe-See's anhielten, deſſen Waſſer friſch und hell iſt, wie das im obern See. Der Mooſe iſt klein und rund, und wo er ſeine größte Breite hat, kann man doch recht gut von jedem Ufer ab ein in der Mitte deſſelben befindliches Kanot erblicken. Es waren von uns nur zwei im Stande, thätig zu ſeyn, und da ich jung und noch kein beſonders geſchickter Jäger war, ſo fürchteten wir, daß es uns in unſerem verlaſſenen Zuſtande bald an Allem fehlen würde. Wir hatten ein Netz von der Art bei uns, wie ſie bei Mackinack im Gebrauche ſind. Wir warfen es Abends aus, und fingen am andern Morgen vier und zwanzig Forellen (Salmen) und viele Weißfiſche.

Einige Zeit nachher trafen wir auf Biber; wir tödteten ſechs derſelben, ſowie einige Ottern und Moſchusratten.[1]) Außerdem hatten wir etwas Korn und Fett bei uns, und ſo lebten wir recht ordentlich. Als aber der Winter nahete, ſagte uns die alte Frau, ſie wolle es nicht wagen, länger hier an einem Platze, der von den Wohnungen der Weißen, wie der Indianer ſo entfernt ſey, liegen zu bleiben. Ke-wa-tin war ſo matt und ſchwach, daß wir nur langſam weiter konnten; als wir zum Tragplatze kamen, fing das Waſſer ſchon an zu gefrieren. Er lebte noch zwei Monate; die alte Frau ließ ihn neben ihrem Manne begraben und eine ihrer Flaggen auf ſein Grab pflanzen.

---

1) Die Moſchusratten (Fiber zibethicus, Cuvier.) ſind etwa ſo groß wie Kaninchen, und liefern ein ſehr geſchätztes Pelzwerk, das mit dem Biberfelle Aehnlichkeit hat. Die Thiere riechen ungemein ſtark nach Moſchus. Bei mehrern Reiſebeſchreibern werden ſie Pilori genannt, auch heißen ſie Musquasch, Watsuss, Waschusk. Die Moſchusratte iſt ungemein fruchtbar, begattet ſich ſehr jung und wirft dreimal im Jahre.

Viertes Capitel.

Hungersnoth. — Brand in der Wüſte. — Schneeſchuhe. — Beinſchienen. — Junge Männer verirren ſich in der Wüſte. — Pe-twaw-we-ninne, der Raucher. — Gaſtfreundſchaft. — Caribous. — Fahrt über einen See. — Gebet an den großen Geiſt. — Anſehen, in welchem eine indianiſche Frau ſteht. — Der Regen- und der Wälder-See. — Der Winnipeg-See. — Sturm.

Der Winter wurde ſehr ſtreng, und wir fingen an, unſere Armuth zu fühlen. Es war mir und Wa-me-gon-a-biew nicht möglich, ſo viel Wild zu ſchießen, als zu unſerem Unterhalte nöthig war; er war ſiebenzehn, ich dreizehn Jahre alt, und es ließen ſich nur ſelten Thiere blicken.

Die Kälte wurde täglich heftiger, und wir verlegten unſere Hütte in den Wald, um deſto leichter Holz holen und Feuer unterhalten zu können. Da mußten denn ich und mein Bruder außerordentliche Anſtrengungen machen, um keine Hungersnoth aufkommen zu laſſen; wir ſtreiften oft zwei bis drei Tagereiſen weit von unſerer Hütte weg, brachten aber in der Regel nur wenig heim. Auf einem dieſer Jagdpfade hatten wir uns einen Ruheplatz ausgeſucht, und mit Cederzweigen gegen das Wetter geſchützt. In der Mitte hatten wir oft Feuer gemacht, und dieſes ergriff einſt, während wir ſchliefen, die dürren Zweige mit einer ſolchen Schnelligkeit, daß wir kaum noch uns retten konnten. Es war als wenn eine Pulvererploſion ſtattgefunden hätte.

Dieſer Lagerplatz war weit von unſerer Hütte entfernt, und auf dem Rückwege mußten wir über einen Fluß ſetzen, der ſo ſchnell ſtrömte, daß er nie gänzlich zufror. Das Wetter war ſo kalt, daß die Bäume unter der Laſt des Reifes krachten. Wir verſuchten den Uebergang; ich zuerſt, mein Bruder folgte; wurde aber, während er über das Eis glitſchen wollte, über und über naß, während mir nur die Beine naß geworden waren. Unſere Hände waren ſo erſtarrt, daß es lange dauerte, ehe wir unſere Schneeſchuhe [1]) losbinden konnten. Und kaum waren wir aus

1) Die Schneeſchuhe ſind gewöhnlich etwa 18 Zoll lang und 8 breit, vorn oval und hinten ſpitz. Ohne dieſelben könnten die Indianer im Winter,

dem Waſſer, ſo wurden unſere Beinſchienen[1]) und Mocaſſins ganz ſteif. Mein Bruder ließ allen Muth ſinken und ſagte, er wolle hier ſterben. Ich aber mochte nicht, wie er doch that, mich hinſetzen und ruhig den Tod abwarten. Ich machte mir am Ufer des Fluſſes möglichſt viel Bewegung und zwar an einer Stelle, wo der Wind den Schnee weggefegt hatte. Endlich fand ich ein Stück faulen Holzes, das recht trocken war, und mit welchem ich endlich durch Reiben ein Feuer anmachen konnte. Nun thaueten wir auf, trockneten unſere Mocaſſins und zogen ſie darauf wieder an, um Holz holen und ein

---

wenn der Schnee liegt, weder auf die Jagd gehen, noch in den Krieg ziehen. Die Großen haben dritthalb Fuß Länge auf anderthalb Fuß Breite. Gewöhnlich macht man ſie aus Birkenholz und befeſtigt ſie mit dünnen Riemen von Hirſchleder am Fuße. **William Smith** in ſeiner **History of New-York**, S. 58 iſt der Meinung, daß der Krieg, welchen die Franzoſen mit den Mohawks 1665 führten, für erſtere bloß darum unglücklich ablief, weil ſie keine Schneeſchuhe hatten. In Norwegen und Schweden werden bekanntlich ſtets ganze Regimenter darauf eingeübt, in Schneeſchuhen, **Skier**, Evolutionen zu machen. Schon Herodot, deſſen ganzer Werth und deſſen Genauigkeit erſt nach Verdienſt gewürdigt wurde, ſeitdem die Geſchichte und beſonders die Erdkunde mit wahrhafter Kritik behandelt werden, erzählt, daß es in einem Lande im Norden Menſchen gebe, deren Füße zwar nach rückwärts gekehrt wären, die aber darum doch ſehr ſchnell vorwärts laufen könnten. Rudbek, der ſonſt ſo vieles in das nordiſche Alterthum hineingefaſelt, und den erſt unſer Schlözer (Allgem. Geſch. des Nordens; Thl. 31 der halleſchen Welthiſtorie, 1773.) gründlich widerlegt und abgefertigt hat, möchte aber nicht Unrecht haben, wenn er vermuthet, daß Herodot's Bemerkung über die Menſchen mit rückwärts ſtehenden Füßen, ſich auf ſkandinaviſche oder überhaupt nordiſche Völker beziehe, die ſich der Schneeſchuhe bedienen. Der Fuß ruhet im vordern, ovalen Theile, der hintere, ſpitze ſteht weit rückwärts hinaus. Auch Strabo, Buch **XI.** S. 348 **Casaub.** ſagt von den Völkern, welche die lange Gebirgskette vom Taurus bis zum Ende der riphäiſchen Gebirge bewohnen und zu welcher auch der Kaukaſus gehört, daß ſie breite und ſpitze Schuhe aus Ochſenhäuten verfertigten, und mit Hülfe derſelben im Winter über den Schnee gehen könnten. In Atropatene, in Medien und auf dem Berge Maſius in Armenien hätten die Leute auch dergleichen, aber von Holz. Vergl. **Lafitau, Moeurs des sauvages ameriquains, Paris** 1724, 4. Bd. 2. S. 220. Das Buch iſt in Deutſchland ſelten, die meiſten großen Bibliotheken beſitzen es nicht; dem Ethnographen, der kritiſch zu ſichten weiß, iſt es aber unentbehrlich.

1) Beinſchienen, von den Franzoſen **Mitasses** oder **Cuissards**, von den Amerikanern **Leggins** genannt, ſind eine Art von Lederhoſen, gewöhnlich aus Hirſchhäuten verfertigt, und ſchließen eng an. Sie bedecken das Bein bis zum Oberſchenkel und werden mit Riemen am Gürtel befeſtigt. Der Indianer trägt ſie gewöhnlich, um ſich auf der Jagd gegen Dornen u. ſ. w. zu ſichern, und zieht außerdem noch ſeine Stiefel (Mocaſſins) an. Auch die Weiber tragen dergleichen und wiſſen ſie ſehr zierlich zu bereiten. **Lafitau** II. S. 28.

ſtärkeres Feuer anmachen zu können. Als die Nacht kam, hatten wir ein gutes Feuer, trockne Kleider, aber nichts zu eſſen; doch fühlten wir uns nach ſo vielen Leiden ſehr glücklich.

Bei Tagesanbruch machten wir uns wieder auf den Weg und trafen bald mit unſerer Mutter zuſammen, die uns Kleider und ein wenig zu leben brachte; ſie hatte uns ſchon ſeit geſtern nach Sonnenuntergang erwartet, und war, da ſie wußte, daß wir über einen gefährlichen Fluß ſetzen mußten, die ganze Nacht hindurchgegangen, denn ſie fürchtete, der Eisgang möchte uns gefährlich geworden ſeyn.

Wir lebten einige Zeit in einem recht elenden Zuſtande und waren halb todt vor Hunger. Da kam ein Muskegoe[1]) oder Sumpf-Indianer, genannt der Raucher, zu den Handelsleuten, hörte, daß wir uns in einer äußerſt betrübten Lage befanden, und lud uns ein, ihm in ſein Land zu folgen, wo er für uns jagen und im Frühjahre wieder zurückbegleiten wolle. Wir gingen zwei ganze Tage gegen Weſten, um zu ſeiner Hütte zu kommen, nach einem Orte, der We-ſau-ko-ta-ſee-be (Fluß des verbrannten Holzes) hieß. Hier nahm er uns unter ſeinem Dache auf, und ließ es uns, ſo lange wir bei ihm waren, an nichts fehlen. So iſt es noch Brauch bei Indianern, die weit entfernt von den Weißen leben;[2]) aber die Ottawwas und alle andern, die unfern von den Anſiedelungen wohnen, gleichen ſchon den Weißen und geben Keinem etwas, der nicht zahlen kann. Wenn einer von denen, welche in jener Zeit zu Net-no-kwa's Familie gehörten, nachdem ſo viele Jahre verfloſſen ſind, mit einem Familiengliede Pe-twaw-we-ninne's, des Rauchers, zuſammenträfe, ſo würde er ihn Bruder nennen und als ſolchen behandeln.

Wir waren ſchon ſeit einigen Tagen wieder nach dem Tragplatze zurückgekehrt, als uns ein anderer Mann von derſelben

---

1) **Muskegoes.** Perrin du Lac nennt ſie **Makigo**, und der amerikaniſche Herausgeber bemerkt übrigens, daß dieſer zu den Tſchibbeways gehörende Stamm in ſehr ſchlechtem Rufe ſtehe.

2) Gaſtfreundſchaft iſt faſt die einzige Tugend, welche den Indianern, die in häufigem Verkehre mit den Weißen leben, und deren Laſter angenommen haben, noch geblieben iſt. Es gilt immer noch, was Tacitus von den Germanen ſagt: Quemcunque mortalium arcere tecto, nefas habetur.

Muskegoesbande aufforderte, ihm nach einer der großen Inſeln im Obern-See zu folgen, auf der wir Caribous, Störe und alles, was zu unſerm Unterhalte nothwendig wäre, in Fülle antreffen würden. Wir gingen alſo mit ihm, reiſten vor Tagesanbruch ab, und beſtiegen gegen Einbruch der Nacht, trotz des widrigen Windes, unſere Fahrzeuge. In den Löchern und Spalten der Felſen, die mit dem Waſſerſpiegel beinahe in gleicher Fläche liegen, fanden wir mehr Möweneier, als wir fortſchaffen konnten; wir harpunirten auch gleich nach unſerer Ankunft zwei oder drei Störe, und am andern Morgen brachte Wa-ge-mah-wub, den wir unſern Schwager nannten, und der wirklich mit Net-no-kwa weitläufig verwandt war, zwei Caribous von der Jagd zurück.

Wir brauchten eine ganze Tagereiſe, um vom Geſtade bis zu einem großen See zu gelangen, in den ein kleiner Fluß mündete. Dort fanden wir Biber, Ottern und viel anderes Wild. So lange wir auf dieſer Inſel blieben, hatten wir Ueberfluß an Allem. Wir verließen ſie, um nach dem Tragplatze zurückzukehren. Es waren zehn Kanots beiſammen, von denen acht der Familie Wa-ge-mah-wub's gehörten. In der Nacht war es ruhig, und als wir bei Tagesanbruch die Inſel verließen, das Waſſer nicht einmal gekräuſelt; kaum aber waren wir ein paar hundert Schritte weit gerudert, da hielten alle Kanots an, und der Häuptling richtete mit lauter Stimme ein Gebet an den großen Geiſt, damit derſelbe einen gnädigen Blick auf uns herab werfen möchte.

„Du haſt dieſen See gemacht," ſprach er, „und haſt auch uns geſchaffen, deine Kinder; du kannſt Ruhe halten auf dieſem Waſſer, bis wir glücklich und geſund darüber hinweggefahren ſind." In dieſer Weiſe betete er etwa fünf bis zehn Minuten, und warf dann ein wenig Tabak ins Waſſer, und jedes Kanot folgte darin ſeinem Beiſpiele. Darauf fuhren Alle weiter und der Alte ſtimmte einen Geſang an, deſſen Sinn mir nicht mehr gegenwärtig iſt; ich weiß nur, daß er religiöſen Inhalts war. Ich hatte meine Mutterſprache ſchon vergeſſen und von der Religion der Weißen hatte ich nur noch einige dunkle Vorſtellungen.

Ich entſinne mich, daß die Anrufung, welche der Häuptling an den großen Geiſt richtete, mir ſehr ausdrucksvoll vorkam und einen tiefen Eindruck auf mich machte; alle Indianer waren bewegt. Sie hatten ſich in ihren gebrechlichen Fahrzeugen einem ungeheuern See anvertraut und fühlten daher um ſo mehr, wie ſehr ſie in der Gewalt des Weſens waren, das Wind und Wellen beherrſcht. Sie ruderten ſchweigend und mit der größten Thätigkeit. Lange vor Einbruch der Dunkelheit landeten wir glücklich beim großen Tragplatze, ohne daß auch nur ein Lüftchen den See gekräuſelt hätte.

Seit jenem Tage hatte ich alle mögliche Freiheit, konnte nach Belieben gehen, wohin ich wollte, und es wäre mir leicht geweſen, die Flucht zu nehmen. Aber ich glaubte, mein Vater ſey mit ſeiner ganzen Familie erwürgt worden, und wußte, daß meiner unter den Weißen ein Leben voller Arbeit und Mühſal harrte; ich war ohne Freunde und Verwandte, beſaß weder Geld noch Eigenthum, und hätte in der äußerſten Dürftigkeit leben müſſen. Dagegen ſah ich, daß unter den Indianern alle, die durch Alter oder Krankheit verhindert waren, ſelbſt auf die Jagd zu gehen, ſehr darauf rechnen durften, von Andern unterſtützt zu werden;[1]) auch ſtieg ich ſchon in ihrer Achtung und wurde wie ein junger Menſch ihres eigenen Stammes behandelt, darum faßte ich den Entſchluß, bei ihnen zu bleiben, gab indeſſen nie die Abſicht auf, ſpäter einmal zu den Weißen zurückzukehren.

Wir waren alſo wieder an dem Tragplatze, von wo die wohlwollende Gaſtfreundſchaft der Muskegoes uns ſchon zweimal nach einer andern Gegend gezogen hatte. Net-no-kwa faßte den Entſchluß, wieder den Weg nach dem rothen Fluſſe einzuſchlagen; und als ſie eben darüber mit ſich einig geworden war, erfuhr ſie von einem Handelsmanne, daß einer ihrer Schwiegerſöhne, der ſie am Mooſe-See verlaſſen hatte, als Ke-wa-tin's

1) Das gilt aber nicht von allen Indianerſtämmen, am wenigſten von den Kris (Crees) im hohen Norden, die Jeden, der auf ihren Zügen nicht folgen kann, ohne Gnade zurück und in der hülfloſeſten Lage laſſen. Es iſt vorgekommen, daß Väter ihre eigenen Kinder todtgeſchlagen und gefreſſen haben. Vergl. z. B. die empörende Geſchichte von dem Cree-Indianer Pepper in Back's Reiſe durch Nordamerika bis zur Mündung des großen Fiſchfluſſes 1833—1835. Leipzig 1836. S. 180 der deutſchen Ueberſetzung von K. Andree.

ſchlimmer Zuſtand ihr nicht erlaubte, weiter zu ziehen, in einem Streite, welcher ſich während eines Saufgelages erhoben hatte, ermordet worden ſey. Die Wittwe war von den Handelsleuten bis zum Regen-See mitgenommen worden und hatte ihre Mutter gebeten, ſie möchte doch zu ihr kommen. Das war ein Grund mehr für uns, nach dem rothen Fluſſe aufzubrechen, und wir beſchloſſen unverzüglich dahin abzureiſen.

Unſer Kanot war an die Kaufleute vermiethet worden, und mit Waarenballen beladen, die nach dem rothen Fluſſe geſchafft werden ſollten. Noch andere Fahrzeuge hatten dieſelbe Beſtimmung. Net-no-kwa verlangte Platz für uns, bis wir zu der Stelle kämen, wo wir unſer Kanot treffen mußten. Wir fanden es bald, und da die Handelsleute ſich weigerten es herauszugeben, ſo nahm es Net-no-kwa gegen ihren Willen und lud unſere Sachen hinein. Die Handelsleute wagten nicht, etwas dagegen zu thun. Ich habe nie einen Indianer, weder Mann noch Weib, geſehen, der ſo im Anſehen geſtanden und eine ſolche Autorität ausgeübt hätte, wie Net-no-kwa; ſie machte ſtets ſowohl mit den Indianern, wie mit den Weißen, was ſie wollte. Ihr Anſehen rührte wahrſcheinlich daher, daß ſie nie etwas anders in Anſpruch nahm und forderte, als was gerecht und billig war.

Am Regen-See trafen wir die Tochter der alten Frau. Sie hatte zwar einige Indianer bei ſich, war aber in armſeligen Umſtänden. Net-no-kwa ſprach lange mit ihr über unſere Lage, unſer Unglück und unſere Verluſte, vom Tode ihres Mannes und jenem Ke-wa-tin's. Die beiden Söhne, welche ihr noch blieben, wären ſehr jung, ſagte ſie; es finge aber an, mit ihnen ſchon recht gut zu gehen; und da ſie einmal ſo weit hergekommen wäre, um am rothen Fluſſe Biber zu jagen, ſo wolle ſie auch nicht wieder umkehren. Weder ich noch mein Bruder, die wir doch bei der Sache ſehr nahe betheiligt waren, wurden um Rath oder unſere Meinung befragt.

Wir nahmen unſern Weg zuerſt nach dem Wälder-See, den die Indianer Pub-be-kwaw-waug-gaw-ſau-gi-e-gun, d. h. den See der Sandhügel nennen. Ich begreife nicht, wie die Weißen auf den Namen Wälder-See verfallen ſind, denn Holz iſt nichts weniger als häufig in ſeinen Umgebungen vorhanden. Die

ſtürmiſchen Winde droheten uns große Gefahr, und die Wellen ſchlugen mit ſolcher Gewalt gegen unſer Kanot, daß ich kaum im Stande war, alles eindringende Waſſer mit einem großen Keſſel auszuſchöpfen und das Fahrzeug flott zu erhalten.

Gegen Ende des Jahres kamen wir an den See mit ſchlammigen Waſſer, den die Weißen Winnepeg oder Winnipeg nennen. Hier wurde Net-no-kwa von dem vielen Kummer, der über ſie gekommen war, ſeit ſie die Heimath verlaſſen, überwältigt, fing, ganz gegen ihre Gewohnheit, an zu trinken und berauſchte ſich. Da der Wind günſtig ſchien, ſo beſchloſſen wir, einfältig und unerfahren, wie wir in jenem Alter waren, die alte Frau in das Kanot zu tragen und nach dem jenſeitigen Ufer hinüber zu fahren. Die Handelsleute ſagten, der Wind würde uns gefährlich werden, wir hörten aber nicht auf ihren Rath und ruderten ab. Da der Wind vom Ufer her wehete, ſo gingen die Wellen Anfangs nicht hoch; bald aber ſchlugen ſie immer heftiger gegen das Fahrzeug, und ich glaubte jeden Augenblick, es müſſe voll Waſſer gefüllt werden und ſinken oder umſchlagen. Umkehren konnten wir nicht; das wäre noch viel gefährlicher geweſen, als die Weiterfahrt. Bald ging auch die Sonne unter und der Sturm wurde immer ſchrecklicher. Wir hielten uns ſchon für verloren, und ſchrieen laut auf.

Da erwachte plötzlich die alte Frau, ſtand auf, richtete mit lauter Stimme ein inniges Gebet an den großen Geiſt, fing an mit erſtaunenswürdiger Lebhaftigkeit zu rudern, ermahnte uns auszuharren, und zeigte Wa-me-gon-a-biew, wie er das Kanot lenken müſſe. Als wir uns endlich dem Ufer näherten, erkannte ſie die Stelle, wo wir nothwendig landen mußten, und äußerte die lebhafteſte Beſorgniß. „Meine Kinder,“ ſagte ſie, „ich glaube, es iſt um uns geſchehen. Dort vor uns liegen viele große Klippen dicht unter dem Waſſer; an denen wird unſer Kanot in Stücke zerſchellen. Indeſſen können wir gar nichts weiter thun, als vorwärts rudern; denn wenn wir auch die Klippen nicht erkennen, ſo iſt doch noch die Möglichkeit vorhanden, daß wir zwiſchen ihnen hindurch kommen.“

Wenige Augenblicke nachher lief unſer Kanot ganz ſanft auf den Sand am Strande. Wir ſprangen ſogleich hinaus, um es dem Bereiche der Wellen zu entziehen, und lagerten uns.

Kaum hatten wir unſer Feuer angezündet, als wir mit der Alten über ihren Rauſch und den Schreck ſcherzten, den ſie bei ihrem Erwachen geäußert hatte. Am andern Morgen ſahen wir, daß das Ufer genau ſo beſchaffen war, wie ſie es uns geſchildert hatte. Wir waren in der Dunkelheit an einer Stelle gelandet, die bei ſolchem Winde zu erreichen auch der tollkühnſte Indianer nicht einmal den Verſuch gemacht haben würde.

Der folgende Tag war ſchön und ruhig; wir blieben deßhalb auf unſerm Lagerplatze liegen. Gegen Abend war unſer Gepäck wieder trocken, und wir ruderten nach der Mündung des rothen Fluſſes zu, die wir in der Nacht erreichten. Wir gewahrten eine Hütte, ſtiegen ans Land, zündeten aber kein Feuer an und machten nicht das mindeſte Geräuſch, um die Leute, die wir nicht kannten, ungeſtört zu laſſen. Am andern Morgen weckten ſie uns, und nun zeigte es ſich, daß wir bei der Familie eines Bruders von Taw-ga-we-ninne uns befanden, derſelben, welche zu beſuchen unſere Abſicht geweſen war.

Fünftes Capitel.

Gaſtfreie Indianer. — Lagerplatz auf einem an Biſons reichen Jagdgrunde. — Der Aſſinneboin. — Biberfallen. — Gebet und Geſang bei Nacht. — Erſcheinung. — Ein Kind tödtet eine Bärin. — Mooſe. — Pe-ſchau-ba und ſeine drei jungen Männer.

Wenige Tage nachher ruderten wir alle den rothen Fluß hinan und kamen nach zwei Tagen an die Mündung des Aſſinneboin, wo eine große Anzahl Oſchibbeways und Ottawwas ſich gelagert hatte. Gleich nach unſerer Ankunft traten die Häuptlinge zuſammen, um über die Mittel zu berathen, welche dazu dienen könnten, unſerm erbärmlichen Zuſtande abzuhelfen. „Unſere Verwandten,“ ſo ſprach einer der Häuptlinge, „ſind aus einer entfernten Gegend zu uns hergekommen, dieſe beiden jungen

Knaben ſind noch nicht im Stande für alle ihre Bedürfniſſe zu ſorgen; und wir dürfen nicht leiden, daß ſie mitten unter unſern Familien im Elende leben.“ Alle Männer erboten ſich, nach der Reihe für uns zu jagen, und machten unter ſich aus, ein Jeder ſollte einen Theil von dem, was er erlegen würde, an uns abgeben. Wir fuhren dann den Aſſinneboin hinan, und lagerten uns die erſte Nacht mitten unter Biſons.[1])

Am andern Morgen durfte ich mit einigen Indianern ausgehen und mit ihnen Jagd auf dieſe Thiere machen; es kamen uns deren vier auf Schußweite, und wir tödteten einen Bullen. Wir brauchten zehn Tage, um den Aſſinneboin hinaufzukommen, und es wurden an den Ufern deſſelben einige Bären erlegt. Dieſer Fluß iſt breit, ſeicht und macht viele Krümmungen, ſein Waſſer iſt trübe, wie jenes im rothen Fluſſe, deſſen Grund jedoch ſchlammig iſt, während der Aſſinneboin über Sand fließt. Die beiden Ufer ſind mit Pappelbäumen, weißen Eichen und einigen andern Bäumen beſtanden, die bis zu einer beträchtlichen Höhe emporwachſen. Doch liegen die Prairien nicht weit entfernt und reichen hier und da bis dicht ans Waſſer.

Wir hielten auf einer Stelle an, die den Namen Tragplatz der Prairie führte, und die zu Lande etwa ſiebenzig (engliſche) Meilen von der Mündung des Aſſinneboin ab liegen mag; die Entfernung zu Waſſer iſt aber weit beträchtlicher. Die Indianer gaben einem Handelsmanne, der uns begleitete, den Rath, ſich hier eine Winterwohnung aufzubauen, und wir ließen hier alle unſere Kanots zurück, um uns über die Gegend zu zerſtreuen und in den kleinen Flüſſen Biber zu fangen.

Die Indianer bezeichneten uns einen Bach, in dem dieſe Thiere ſehr häufig waren; es ſollte Niemand an demſelben jagen dürfen außer mir und Wa-me-gon-a-biew. Meine Mutter ſchenkte mir drei Fallen[2]) und gab mir Anweiſung, wie ich ſie aufſtellen

---

1) **Bos americanus** oder **Bonasus.**

2) Die Biberfallen beſtehen aus mehr oder weniger breiten und dicken Bretern. Man macht ein Loch in den Schnee, eines der Breter wird mit dem einen Ende auf die Erde geſtellt, während das andere nach oben hin ſteht und von drei Stücken Holz geſtützt wird. Die Falle hat etwa die Geſtalt einer 4. Der Köder wird an einem der Grundpflöcke befeſtigt; wenn nun der Biber, um denſelben zu holen, in die Falle geht und an ihm zieht, ſo fällt das ſchwere Bret nieder und ſchlägt ihn todt.

müßte; denn ich war noch nicht kräftig genug, um, wie die übrigen Indianer thaten, ſie mit meinen Händen machen zu können. Am andern Morgen fand ich zwei Biber in meinen Fallen, und da ich jene nicht ſelbſt herausnehmen konnte, ſo ſchleppte ich Fallen und Biber auf meinem Rücken heim. Die alte Frau war mir dabei behülflich und ſtolz darauf, daß ich Glück gehabt hatte. Sie war immer recht gut gegen mich geweſen, und nahm oft meine Partei, wenn die Indianer mich peinigen oder mißhandeln wollten.

Wir waren eben ſo gut mit Lebensmitteln verſehen, wie die übrigen unſerer Bande; denn wenn das Wild, welches wir erlegten, nicht ausreichte, ſo durften wir feſt darauf rechnen, daß dieſer oder jener unſerer Freunde uns von ſeiner Jagdbeute etwas zukommen ließ. Die Indianer, bei denen wir den Winter über lebten, hatten zwei Hütten inne; wir wohnten in einer dritten. Gegen das Ende unſeres dortigen Aufenthaltes kamen Kris [1]) und baueten noch vier andere neben den unſerigen auf. Die Kris ſind ſtammverwandt mit den Oſchibbeways und Ottawwas; ihre Sprache weicht aber ein wenig ab, und man verſteht ſie nicht ſogleich. Ihr Land ſtößt an das der Aſſinneboins oder der Männer, die auf Steinen braten; und beide leben, wiewohl ſie weder Stammverwandte, noch natürliche Bundesgenoſſen ſind, doch oft in Frieden und verheirathen ſich unter einander.

Nachdem wir drei Monate dort gewohnt hatten, wurde das Wild ſeltener, und wir fingen alleſammt an, Hunger zu leiden. Der Häuptling unſerer Bande, der kleine Aſſinneboin genannt, machte den Vorſchlag, wir ſollten einen andern Lagerplatz wählen, und beſtimmte einen Tag, an dem es geſchehen ſollte; bis der aber herankam, befanden wir uns im tiefſten Elende. Am Vorabend des feſtgeſetzten Tages ſprach meine Mutter viel über unſer Unglück, unſere Verluſte und von dem traurigen Schickſale, das uns heimgeſucht habe. Um die gewöhnliche Stunde legte ich mich, wie die andern jüngern Mitglieder unſerer Familie, ſchlafen; wachte aber bald wieder auf, weil die Alte betete und ſang, und einen großen Theil der Nacht hindurch ihre Andachtsübungen fortſetzte.

---

1) Tanner meint Knisteros.

Am andern Morgen weckte ſie uns ſehr früh, und ſagte, wir ſollten unſere Mocaſſins anziehen und uns zur Abreiſe bereit halten. Dann rief ſie Wa-me-gon-a-biew zu ſich und ſagte ihm mit halbleiſer Stimme: „Mein Sohn, in der vergangenen Nacht habe ich zum großen Geiſte geſungen und gebetet; während meines Schlafes iſt er mir in Geſtalt eines Menſchen erſchienen und hat mir geſagt: „Net-no-kwa, morgen wirſt du einen Bären zu eſſen haben; unweit von dem Wege, den du zu nehmen haſt, und in der Richtung (ſie bezeichnete dieſelbe) liegt eine kleine runde Prairie, von welcher eine Art Fußweg ausläuft; in dieſem Fußwege liegt der Bär. Nun, mein Sohn, wünſche ich, daß du dieſe Richtung nimmſt, aber Niemandem etwas ſagſt. Du wirſt ganz gewiß den Bären finden.“

Allein der junge Menſch, der nicht ſehr gehorſam war, und oft nicht viel auf die Reden ſeiner Mutter achtete, ging aus der Hütte und erzählte lachend den übrigen Indianern von jenem Traume. „Die alte Frau,“ ſo rief er, „ſagte, wir würden heute einen Bären zu eſſen haben; ich weiß aber nicht, wer denſelben erlegen ſoll.“ Net-no-kwa, die das hörte, rief ihn zurück, und machte ihm heftige Vorwürfe; ſie konnte ihn aber nicht dahin bringen, daß er auf die Jagd ging.

Wir begaben uns nun Alle nach der Stelle, auf welcher wir die Nacht über lagern wollten; die Männer gingen voran und trugen einen Theil des Gepäckes, das ſie bei ihrer Ankunft ablegten, um auf die Jagd zu gehen. Einige Kinder, die mit ihnen gegangen waren, mußten ſo lange, bis die Weiber kamen, alles dieſes Gepäck bewachen: Ich gehörte zu dieſen Kindern, hatte mein Gewehr bei mir, und dachte immer an das, was meine Mutter zu Wa-me-gon-a-biew geſagt hatte. Zuletzt beſchloß ich, mich auf die Beine zu machen, und die Prairie, welche ſie im Traume geſehen hatte, zu ſuchen. Ich ſagte Niemandem etwas von meiner Abſicht, lud meine Flinte für die Bärenjagd und ging auf dem Wege zurück, auf welchem wir gekommen waren.

Ich begegnete bald einer meiner Muhmen, der Frau eines der Brüder Taw-ga-we-ninne's. Sie hatte ſich gar nicht freundlich gegen uns bewieſen, und betrachtete uns für eine Laſt, die ſich ihr Mann, der uns manchmal unter die Arme griff, auf-

gebürdet habe; über mich machte ſie ſich nicht ſelten luſtig und verſpottete mich. Jetzt fragte mich dieſe Frau, wohin ich gehen wollte, und ob ich etwa meine Flinte trüge, um damit Indianer zu tödten. Ich gab ihr gar keine Antwort, und als ich an der Stelle zu ſeyn glaubte, wo nach den Andeutungen meiner Mutter Wa-me-gon-a-biew den Pfad hätte verlaſſen müſſen, ſo bog ich ab, und fuhr fort genau den von ihr gegebenen Anweiſungen zu folgen.

Endlich fand ich einen kleinen Platz, wo allem Anſcheine nach vor Zeiten einmal ein Teich geweſen ſeyn mußte; er war offen und lag mitten im Walde, wo Raſen und einiges Geſträuch zu finden war. Ich dachte: das muß die von der Mutter bezeichnete Stelle ſeyn; ich unterſuchte ſie mir recht genau, und gelangte dann zu einer Oeffnung zwiſchen den Bäumen, die wahrſcheinlich den Lauf eines von der Prairie herabkommenden Fluſſes bezeichnete; aber der Schnee lag ſo tief, daß ich darüber nicht zur Gewißheit kommen konnte.

Meine Mutter hatte auch geſagt, ſie habe in ihrem Traume zugleich mit dem Bären einen Rauch aus der Erde aufſteigen ſehen. Ich war feſt überzeugt, daß ich den von ihr angedeuteten Platz gefunden, und wartete lange Zeit auf das Emporſteigen des Rauches. Endlich, da derſelbe nicht kam, wurde ich des Harrens überdrüſſig und that einige Schritte vorwärts auf dem Pfade; da ſank ich plötzlich bis an den halben Leib in den Schnee; arbeitete mich aber ohne Mühe wieder heraus und ging weiter. Da fiel es mir plötzlich ein, daß die Indianer manchmal erzählt hatten, es wären Bären von ihnen in Höhlen erlegt worden, und ich dachte, das Loch, in welches ich eben verſunken war, könne wohl eine Bärenhöhle ſeyn. Alſo kehrte ich um, erblickte in dem Loche wirklich den Kopf eines Bären, hielt ihm den Lauf meines Gewehres zwiſchen die Augen und drückte ab. Sobald der Pulverqualm verſchwunden war, nahm ich einen Stock, wühlte damit in ſeinen beiden Augen und in der Wunde herum, und machte darauf den Verſuch, das Thier herauszuziehen; das aber wollte nicht gehen, und deshalb eilte ich zurück nach dem Lagerplatze.

Als ich mich den Hütten näherte, die eben von den Weibern errichtet worden waren, traf ich wieder mit meiner Muhme zu-

ſammen, die ſich abermals luſtig über mich machte: „Haſt du etwa einen Bären getödtet?“ fragte ſie, „weil du ſo läufſt und ſo ſchnell wieder kommſt?“ Ich fragte mich ſelbſt: „Wie kann ſie wiſſen, daß ich einen Bären erlegt habe?“ Ich ging aber meines Weges, und geradezu nach der Hütte meiner Mutter. Nachdem einige Minuten vergangen waren, ſagte die alte Frau zu mir: „Mein Sohn, gucke in den Keſſel da; du wirſt darin etwas Biberfleiſch finden, das mir ein Mann gab, als du von mir gegangen warſt; die Hälfte davon laß liegen für Wa-me-gon-a-biew, der noch nicht von der Jagd zurück iſt und heute noch nichts gegeſſen hat.“ Ich fing alſo an zu eſſen, und erſt als Net-no-kwa allein war, trat ich nahe an ſie hinan und raunte ihr in's Ohr: „Muter, ich habe einen Bären erlegt!“ — „Was ſagſt du, mein Sohn?“ — „Ich habe einen Bären geſchoſſen.“ — „Weißt du gewiß, daß er todt iſt?“ — „Ja.“ — „Ganz todt?“ — „Gewiß.“ — Sie ſah mich einen Augenblick ſtarr an, umarmte mich und überhäufte mich längere Zeit mit Liebkoſungen. Nun erzählte ich ihr auch Alles, was mir meine Muhme auf dem Hin- und auf dem Heimwege geſagt hatte. Da ihrem Manne jene Worte zu Ohren kamen, ſchalt er ſie aus und prügelte ſie furchtbar ab. Wir machten uns auf, um den Bären zu holen, der dann, weil er der erſte war, den ich erlegt hatte, in einem Stücke und unzertheilt gebraten wurde. Alle Jäger unſerer Bande wurden, wie es bei den Indianern Sitte iſt, von uns bewirthet.

An demſelben Tage ſchoß einer der Kris einen Bären und ein Mooſe,[1]) wovon er meiner Mutter große Stücken gab. Während einiger Zeit fanden wir in der Umgegend dieſes Lagerplatzes reichlich Wild, und Wa-me-gon-a-biew tödtete ſeinen erſten Biſon, ſo daß meine Mutter der ganzen Bande ein zweites Feſtmahl gab. Bald darauf verließen uns die Kris, um in ihr

1) Das Mooſethier iſt Linné's Cervus alces, und wird von frühern Reiſebeſchreibern, namentlich franzöſiſchen, oft entweder mit dem canadiſchen Original oder dem Caribou (Rennthier) verwechſelt. Tanner unterſcheidet es ausdrücklich von demſelben. Es lebt in Nordamerika vom großen Oceane bis zur Hudſonsbay überall, wo es Weide findet. Es iſt außerordentlich vorſichtig, hat ein äußerſt feines Gehör, ſcharfen Geruch, läuft ſehr ſchnell, und wer es erlegt, dem rechnen das ſeine Kameraden hoch an. Es iſt das größte unter den Thieren Nord-Amerikas, hat ſehr ſaftiges Fleiſch und wiegt oft 1000 bis 1200 Pfund.

Land zurückzureiſen. Sie waren dienſtfertige und gaſtfreundliche Leute, und es ging uns ſehr nahe, daß wir uns von ihnen trennen mußten. Wir machten uns nun auch auf den Weg nach der Stelle, wo wir den Handelsmann zurückgelaſſen hatten, und langten dort am letzten Tage des Decembers an.

Wir blieben einige Zeit ganz allein bei dem Hauſe des Kaufmannes, von dem wir bald Nachricht erhielten, und machten uns eben auf den Weg, um zu ihm zu ſtoßen; da begegneten wir dem Pe-ſchau-ba, einem berühmten Kriegshäuptlinge der Ottawwas, welcher vor mehren Jahren vom Huron-See her in dieſe Gegend gekommen war. Er hatte gehört, daß eine alte Frau vom Stamme der Ottawwas jetzt, nachdem die zu ihrer Familie gehörenden Männer geſtorben wären, allein ſey mit zwei andern Weibern, zwei Knaben und drei kleinen Kindern, und in großer Armuth ſich an den Ufern des Aſſinneboin aufhalte. Er hatte drei Gefährten bei ſich, welche von den Indianern ſeine jungen Leute genannt wurden, wiewohl der eine älter ſeyn mochte, als er ſelbſt. Es waren Wauſ-ſo (der Blitz), Sag-git-to (der alle Menſchen in Furcht und Schrecken ſetzt), und Sa-ning-wub (der ſeine Flügel ausdehnt). Wauſ-ſo, der als ein ausgezeichneter Krieger bekannt war, hatte einer Krankheit wegen zurückgelaſſen werden müſſen.

Pe-ſchau-ba folgte uns, den Andeutungen gemäß, welche er von den Indianern bekommen hatte, von einem Lagerplatze zum andern. Er war ein großer und ſchöner Greis, erkannte Net-no-kwa auf der Stelle für eine Verwandte, und fragte, wer wir wären. „Es ſind meine Söhne,“ antwortete ſie. Darauf betrachtete er mich mit ganz beſonderer Aufmerkſamkeit, und ſprach: „Komm her, mein Bruder,“ entblößte dann ſeine Bruſt und zeigte mir die Narbe von einer tiefen und gefährlichen Wunde. „Weißt du wohl noch, mein junger Bruder, daß du mir dieſe Wunde beigebracht haſt, als du mit Flinten und Pfeilen ſpielteſt?“ Da er ſah, daß ich ſehr verlegen ward, wurde er heiter, und erzählte mir alle Umſtände, die ſich bei ſeiner Verwundung zugetragen hatten. Endlich aber riß er mich aus meiner Aengſtlichkeit und Ungewißheit heraus, und ſagte, daß einer meiner Brüder und nicht ich ihn verwundet hätte. Er ſprach auch von Ke-wa-tin, der mit mir etwa in gleichem Alter

geweſen ſey, und ließ ſich Alles ausführlich erzählen, was ſich bei meiner Entführung ereignet hatte, die in eine ſpätere Zeit fiel, als ſein Aufbruch vom Huron-See.

Sechstes Capitel.

Reiſe über den Schnee. — Puk-kwi-matten. — Der Klarwaſſer-See. — Sunjegwun. — Wie ein Jäger erzogen wird. — Lederkanots. — Stromſchnellen. — Die Tournebroches-Indianer. — Ein europäiſches Comptoir und Ausſchweifungen der Indianer. — Ein Kriegszug. — Das Feſt der erſten Früchte. — Gefährliche Ueberfahrt. — Pelzhandel.

Wir machten uns gleich nach dem neuen Jahre auf den Weg, um in Pe-ſchau-ba's Heimath zu gelangen; der Schnee lag ſehr tief; und da unſere lange Reiſe faſt immer über freie und offene Prairien ging, ſo mußten wir, wenn der Wind ſtark wehete, liegen bleiben. Im Anfange fehlte es uns an Lebensmitteln, zum Glücke begegneten wir aber bald einer zahlreichen Heerde ſehr fetter Büffel. Obgleich die Kälte furchtbar war und der Schnee ſehr tief lag, ſo konnten doch dieſe Thiere mit Hülfe ihrer Hörner den Raſen frei machen und ſich recht gut ernähren.

Wir hatten unſere aus Puk-kwi [1]) verfertigten Matten zurücklaſſen müſſen, denn der Weg war gar zu weit. Wenn ſchlechtes Wetter einfiel, baueten wir eine kleine Hütte, und bedeckten dieſe mit drei oder vier friſchen Biſonhäuten, die dann ſogleich gefroren und uns hinlänglich Schutz gegen Wind und Schnee gewährten. War die Luft ſtill, dann lagerten wir gewöhnlich unter freiem Himmel, ohne anderen Schutz als unſere Kleider zu haben.

1) Puk-kwi iſt Typha latifolia.

Auf der ganzen Reiſe trugen Pe-ſchau-ba und Sa-ning-wub fortwährend eines der kleinen Kinder unſerer Schweſter. Wir hatten aber, obſchon wir uns ſo ſehr beeilten, wie es nur irgend die Witterung zuließ, beinahe dritthalb Monate zu wandern. Als wir ohngefähr die Mitte des Weges erreicht haben mochten, kamen wir an dem Waarenlager und dem Fort am Mooſefluſſe vorüber, nahmen dann unſere Richtung nach Nordweſten und kamen an eine Stelle, die Kau-wau-ko-mig-ſah-kie-gun, d. h. der Klarwaſſer-See hieß. Aus dieſem kommt ein kleiner Fluß, der Sas-kaw-ja-wun, d. h. ſüßes Waſſer. Dieſer iſt aber weder der Quellfluß, noch ein Arm des großen Stromes Sas-kaw-ja-wun (Saskatſchewan), der weiter nach Norden fließt. Der Klarwaſſer-See iſt auch nicht die Hauptquelle des kleinen Sas-kaw-ja-wun, der ebenfalls weiter im Norden ſeinen Urſprung nimmt.

Am Ufer dieſes See's lag die kleine Hütte Pe-ſchau-ba's, und dort lebte er ſeit einigen Jahren mit den drei Männern, von denen ich ſchon geſprochen habe. Sein Weib hatte er am Huron-See zurückgelaſſen. Ob die drei andern Indianer verheirathet waren, weiß ich nicht; ſie hatten keine Frauen bei ſich. Bald nach unſerer Ankunft öffnete er ſein Sunjegwun,[1]) und nahm viele Biberfelle, zubereitetes Pelzwerk, gedörrtes Fleiſch und noch manche andere Gegenſtände heraus, die er den Weibern gab. Dabei ſprach er: „Wir ſind nun lange genug unſere eigenen Weiber geweſen; das ſoll nun ein Ende haben. Von jetzt an habt ihr die Häute zuzubereiten, Fleiſch zu räuchern und zu dörren, und müßt uns Mocaſſins machen.“

Die alte Frau übernahm es, beſonders für Pe-ſchau-ba zu ſorgen; ſie nannte ihn ihren Sohn und behandelte ihn als ſolchen. Ihre Tochter und Schwägerin arbeiteten für die drei andern Männer. Wa-me-gon-a-biew und ich blieben unter der beſondern Aufſicht unſerer Mutter. Auf der Jagd begleitete ich ſtets den Pe-ſchau-ba, der ſehr gut gegen mich war, und dem

---

1) Ein Verſteck, Cache, worin die Indianer ihre Habſeligkeiten niederlegen. Ehe ſie mit den Europäern verkehrten, war ein ſolches geheiligt und wurde nie angetaſtet. Jetzt aber kommt es häufig vor, daß ſie geplündert werden.

es viel Vergnügen zu machen ſchien, mich in Allem zu unterweiſen, was ein großer Jäger verſtehen muß.

Als wir am Ufer des See's ankamen, war der Winter ſchon weit vorgerückt, das Wetter aber noch ſo kalt, daß das Waſſer zu Eis wurde, ſobald wir es außerhalb der Hütte hinſtellten. Wenn wir jagen wollten, gingen wir ſchon vor Aufgang der Sonne aus, und kamen erſt lange, nachdem ſie untergegangen, wieder zurück. Um Mittag erhob ſie ſich kaum bis zum Gipfel der Bäume, obgleich dieſe in jener faſt ganz mit Prairien bedeckten Gegend ſehr niedrig ſind; es wachſen nur wenige Cedern und Fichten. Biber und anderes Wild ſind häufig. Das Land der Mandanen am Miſſouri iſt von dort nicht ſehr weit entfernt, und ein Mann kann in vier Tagen vom Mooſefluſſe bis zu den Dörfern der Mandanen gehen.

Als die Blätter aus den Knospen hervorzubrechen anfingen, machten wir uns mit unſerem Pelzwerke auf den Weg, und nahmen auch viel Fleiſch und eingeſalzene Biberſchwänze mit, um ſie im Comptoir am Mooſefluſſe abzuſetzen. Da es in dieſer Gegend weder ſolche Cedern noch Birken gibt, aus denen man Kanots bauen könnte, ſo mußten wir für dieſe Reiſe eines aus Mooſehäuten verfertigen; dieſelben werden mit großer Sorgfalt zuſammengenähet und ausgeſpannt, ſo daß ſie, nachdem ſie gehörig ausgetrocknet, ein gutes, ſicheres Kanot bilden, das aber bei großer Sommerhitze nicht ſehr dauerhaft iſt. Es war Net-no-kwa's und Pe-ſchau-ba's Abſicht, nach dem Huron-See zurückzukehren, und daher ſchafften wir alle unſere Habſeligkeiten in dieſes Kanot, das etwa halb ſo viel tragen konnte, wie ein gewöhnliches Fahrzeug von Mackinack, alſo etwa fünf Tonnen (100 Centner).

Wir fuhren mehre Tage den kleinen Sas-kaw-ja-wun hinab. Am Ufer dieſes Fluſſes war ein Dorf der Aſſinneboins, wo wir mehre Nächte blieben. Keiner von uns konnte ſie, mit Ausnahme Wauſ-ſo's, der ihre Sprache erlernt hatte, verſtehen. Aus dem kleinen Sas-kaw-ja-wun fuhren wir in den Aſſinneboin und gelangten bald zu den Stromſchnellen, wo die Aſſinneboins und einige Kris (Crees) ein aus etwa fünfhundert Hütten beſtehendes Dorf hatten.

Da wir anfingen, an friſchen Lebensmitteln Mangel zu leiden, ſo ward entſchieden, daß wir ein paar Tage damit zubringen wollten, Störe zu fangen, welche dort in großer Menge vorhanden waren. Wir lagerten uns neben den Aſſinneboins, und ſahen, daß ein altes Weib einem Stör, der eben aus dem Waſſer gezogen worden war, den Kopf abſchnitt und ihn ohne alle Zubereitung ganz roh aufaß.

Dieſes Volk ſchien uns im Ganzen ſehr roh und ſchmutzig zu ſeyn. Doch kam unſer Widerwille wohl zum Theil auch daher, daß die Oſchibbeway's ſtets eine große Ab[illegible]n dieſe Tournebroches (Bratſpießwender) hegten.

Binnen zwei Tagen kamen wir von dem Stromſchnellen nach dem Monk-Fluſſe, wo die Hudſonsbay- und die Nordweſt-Compagnie Comptoirs haben; dort fingen Pe-ſchau-ba und ſeine Freunde an zu trinken, und nach ein paar Tagen hatten ſie auch gar nichts mehr übrig von ihrem Pelzwerke, der Ausbeute einer langen und ſtets glücklichen Jagd. Wir gaben auf einmal hundert Biberfelle für geiſtige Getränke; für ſechs Felle erhielten wir nur ein Quart Rum, der noch obendrein von den Kaufleuten ſtark mit Waſſer verfälſcht war.

Nachdem einige Tage in ſolchen Ausſchweifungen vergangen waren, wurde der Anfang damit gemacht, Kanots aus Birkenrinde zu verfertigen; allein gerade damals wurden die Aſſinneboins, die Kris und alle Indianer in der Umgegend, mit denen die Mandanen Frieden gemacht hatten, eingeladen, gemeinſchaftlich mit dieſen letzteren ein Volk anzugreifen, das bei den Oſchibbeway's den Namen A-gutſch-a-ninne's [1]) führt, und das nur zwei Tagereiſen von den Mandanen entfernt wohnt. Als Wauſ-ſo dieſes hörte, beſchloß er, ſich den Kriegern anzuſchließen, die ſich am Mooſefluſſe verſammelten. Er ſagte: „Ich will nicht

1) Es ſind die Minetaren am obern Miſſouri gemeint, ein Stamm, der durch ſeinen religiöſen Fanatismus bemerkenswerth iſt. Alljährlich feiern ſie einen ſogenannten Reuctanz, wobei ſich die Büßenden ſelbſt verſtümmeln, oder von den Prieſtern mit einem Meſſer Fleiſch vom Körper ſchneiden laſſen; z. B. Stücken in der Form eines Halbmondes. Manche laſſen ſich auch die Schulter durchbohren, ziehen durch die Oeffnung einen Riemen, an welchem ein Büffelkopf befeſtigt iſt, und ſchleifen denſelben hinter ſich her, Alles ohne auch nur einen Laut des Schmerzes von ſich zu geben. Balbi's Erdbeſchreibung von Andree, Thl. 2. S. 575.

in meine Heimath zurückkehren, ohne noch einige Narben mitzubringen; ich will das Volk ſehen, welches meine Brüder getödtet hat.“

Pe-ſchau-ba und Net-no-kwa ſuchten ihm ſeinen Vorſatz auszureden; er wollte aber von nichts hören und nun ſteckte ſeine Begeiſterung auch den Pe-ſchau-ba an. Nachdem er ſich zwei Tage lang beſonnen, ſprach er zu der alten Frau: „Ich kann mich nicht entſchließen, ohne Wauſ-ſo im Lande der Ottawwas zu erſcheinen. Sa-ning-wub und Sag-git-to wollen auch mit ihm gehen, um die Nachbarn der Mandanen heimzuſuchen; ich will nun auch die Reiſe mitmachen. Erwarte mich am Ufer des Winnipeg-See's. Wenn die Blätter abfallen,[1]) will ich dorthin kommen. Verſäume ja nicht, ein Faß Rum in Bereitſchaft zu halten, denn ich werde bei meiner Rückkehr ſehr durſtig ſeyn.“ Die Kanots waren noch nicht fertig, als ſie ſich auf den Weg machten. Wa-me-gon-a-biew begleitete ſie, und ſo blieb ich allein bei den 3 Weibern und den 3 Kindern zurück.

Unverzüglich machte ich mich nun mit Net-no-kwa und der übrigen Familie auf den Weg nach dem Winnipeg-See, und mußte mich dabei des alten aus Mooſehäuten verfertigten Kanots bedienen. Nachdem wir einige Zeit das Comptoir der Weißen verlaſſen hatten, erblickten wir einen Stör, der zufällig auf eine Sandbank geworfen worden war; ein großer Theil ſeines Rückens ragte aus dem Waſſer hervor. Ich ſprang aus dem Kanot und tödtete ihn mit leichter Mühe. Das war der erſte Stör, den ich fing, und darum glaubte die alte Frau das Oskenetahgawin-Feſt, d. h. jenes der erſten Früchte feiern zu müſſen, wiewohl kein Indianer da war, den wir hätten einladen und bewirthen können.

Die Mündung des Aſſinneboin iſt ein Punkt, den die kriegeriſchen Banden der Sioux häufig beſuchen. Sie verſtecken ſich am Ufer und geben Feuer auf die Vorüberfahrenden. Daher ruderten wir mit großer Vorſicht weiter, und beſchloſſen, nur in der Dunkelheit die Fahrt zu wagen. Erſt um Mitternacht überließen wir uns, ſoviel als möglich in der Mitte bleibend

1) The fall, d. h. der Fall der Blätter, ein ſehr bezeichnender Ausdruck, deſſen ſich Tanner ſtets bedient, um den Herbſt zu bezeichnen.

und die Nähe des Ufers vermeidend, der Strömung, um in den rothen Fluß zu gelangen. Die Nacht war dunkel und wir konnten vom Ufer nichts deutlich ſehen.

Kaum befanden wir uns im rothen Fluſſe, da wurde die Stille durch ein Eulengeſchrei vom linken Ufer des Aſſinneboin herüber unterbrochen. Gleich darauf erſcholl ein zweites vom rechtem Ufer und zu gleicher Zeit ein drittes vom rothen Fluſſe her. Net=no=kwa murmelte ſo leiſe, daß wir es kaum hören konnten: „Wir ſind erſpähet," und gab uns dabei ein Zeichen, das Kanot ſo ſacht als möglich fortzurudern. So gut es ging, hielten wir uns in der Mitte; ich ſaß voran im Kanot, und hielt meinen Kopf dem Waſſerſpiegel möglichſt nahe, um Alles, was uns nahe kam, ſogleich zu bemerken. Plötzlich fing das Waſſer an, ſich leicht zu kräuſeln, und ich ſah einen ſchwarzen Gegenſtand, den ich für den Kopf eines Mannes hielt, der behutſam vor uns herſchwamm. Ich zeigte ihn den Weibern, und wir beſchloſſen, dieſen Mann zu verfolgen und zu tödten. Demnach ergriff ich eine ſtarke Harpune und ſo begannen wir die Jagd. Aber die Gans, denn weiter war es nichts, merkte Unrath und machte ſich mit ihren Jungen davon. Als wir uns von unſerem Irrthume überzeugt hatten, ſetzten wir etwas weniger furchtſam unſere Fahrt fort; wir konnten aber nicht wieder in die rechte Strömung kommen.

Damals hielt ich die Befürchtungen der Weiber für lächerlich und ärgerte mich darüber. Ich möchte aber heute wirklich nicht entſcheiden, ob die drei Eulenſchreie von Thieren oder von Sioux herrührten.

Wir ruderten wieder mehre Meilen zurück, um die Kaufleute zu erwarten, welche zehn Tage nach uns hier vorbeikommen mußten. Während unſeres Aufenthaltes erlegten wir viele Gänſe, Schwäne und Enten. Ich ſchoß ein Elendthier, und da es das erſte war, ſo wurde abermals ein Feſt gefeiert, wiewohl auch dießmal Niemand eingeladen werden konnte.

Die Kaufleute, auf welche wir warteten, kamen, und wir folgten ihnen bis zu ihrem Comptoir am Winnipeg=See, an welchem wir 2 Monate blieben. Als ſie wieder nach dem Ufer des Aſſinneboin abreiſten, begleiteten wir ſie abermals in einem Birkenkanot, das wir zu dieſem Behufe gekauft hatten. Wir hatten

einen hübſchen Vorrath von Biberhäuten, und Net-no-kwa noch nicht vergeſſen, was ihr Pe-ſchau-ba aufgetragen. Sie gab für ein Quart Rum ſechs Häute. Die meiſten dieſer Biber hatte ich gefangen, und in einem Monate wenigſtens hundert Stück erlegt; ich kannte aber damals ihren Werth noch nicht.

Siebentes Capitel.

Wie die Indianer mit einander correſpondiren. — Elendthierjagd. — Der ſchwarze Bär. — Jagd auf Biſons. — Ahornzucker. — Das geraubte Mädchen. — Der Moraſttragplatz und der Moraſtfluß. — Sag-git-to ſtirbt. — Ein Verſteck für Pelzwerk.

Am Ufer des Aſſinneboin, höchſtens ein paar Tagereiſen über den Tragplatz der Prairie hinaus, liegt eine Stelle, die Ke-new-kau-neſche-way-boant heißt (d. h. der Ort, wo man den grauen Adler ſchießt); und dort machen die Indianer häufig Halt. Als wir vorüber kamen, bemerkten wir kleine, in die Erde geſteckte Pfähle, an denen wir Stückchen Birkenrinde fanden; auf zweien derſelben waren die Geſtalten von Bären abgezeichnet, und auf den übrigen Figuren, welche andere Thiere darſtellten. Net-no-kwa erkannte auf den erſten Blick die Totems des Pe-ſchau-ba, Wauſ-ſo und ihrer Gefährten. Dieſe Zeichen waren dazu beſtimmt, uns zu benachrichtigen, daß ſie hier vorübergezogen wären, und deuteten zugleich an, wie und wo wir ſie ſelbſt finden würden. Wir trennten uns alſo von den Kaufleuten, ſchlugen die von Pe-ſchau-ba angedeutete Richtung ein, und fanden ihn zwei Tagereiſen weit vom Fluſſe entfernt.

Der Kriegszug, zu welchem die Mandanen in ſo weiter Ferne Verbündete geſucht hatten, war aus Mangel an Einigkeit zwiſchen den verſchiedenen Banden durchaus verunglückt, mehre derſelben lebten in Erbfeindſchaft mit den anderen, und da bald Zwiſtigkeiten entſtanden, ſo ward der ganze Plan aufgegeben,

und die A-gutſch-a-ninnes waren in ihrem Dorfe von Niemandem geſtört worden. Unſere Krieger gingen unmittelbar nach dem Comptoir am Mooſefluſſe zurück, hatten dort ihre Kanots fertig gebauet, waren den Fluß bis zu der Stelle, wo wir ihre Totems fanden, hinabgerudert, und hatten ſich nun in dem trefflichen Jagdbezirke gelagert, wo wir mit ihnen zuſammentrafen.

Wir fanden in ihrem Lager eine große Menge Wildpretfleiſch; ſie hatten auch viele Biber getödtet, und in der Umgegend waren jetzt, während der Begattungszeit, die Elendthiere ſehr häufig. Eines Tages ſchickte mich Pe-ſchau-ba mit den beiden jungen Weibern ab, einige Stücken von einem Elendthiere herbeizuholen, das er getödtet hatte. Da das Ganze für die Weiber zu viel und zu ſchwer war, ſo beſchloſſen ſie das Fleiſch zu röſten und zu räuchern; und ich ging mit einem tüchtigen Stücke friſchen Fleiſches nach unſeren Hütten zurück. Ich hatte mein Gewehr bei mir, und da ich unterwegs eine große Menge Elendthiere bemerkte, ſo machte ich mich ſchußfertig, verſteckte mich in einem Gebüſche und ahmte das Geſchrei der Weibchen nach. Da kam auf einmal ein mächtig großes Männchen ſo unbändig auf mich losgeſtürmt, daß ich, auf meine Sicherheit bedacht, die Flucht nahm. Als mich ſo das Thier gewahrte, floh es ebenfalls nach der entgegengeſetzten Seite.

Da ich wohl wußte, daß die Indianer mich darüber verhöhnen würden, ſo beſchloß ich noch einen Verſuch zu wagen, und dießmal mich nicht vom Kleinmuthe übermannen zu laſſen. Alſo ſuchte ich mir einen beſſern Platz aus, und machte ſo lange das Geſchrei der Weibchen nach, bis endlich ein Männchen kam. Das ſchoß ich nieder. Da aber ſchon ein großer Theil des Tages verfloſſen war, ſo hielt ich für nöthig, mein Fleiſch zu nehmen und nach der Hütte zu eilen.

Eben als ich aus einem kleinen Gehölze, das mitten in der Prairie liegt, herauskomme, ſehe ich, daß ein Bär auf mich los kommt; Anfangs glaubte ich, es ſey ein gewöhnlicher ſchwarzer Bär und beſchloß, ihn todt zu ſchießen; allein er konnte mich ſehen, und ich wußte doch gewiß, daß er davon gelaufen ſeyn würde, wenn er jener Art angehört hätte. Da er nun mir immer näher kam, ſo ſchloß ich daraus, daß er ein grauer Bär ſey, und fing an, wegzulaufen. Je mehr ich aber

eilte, um ſo ſtärker verfolgte er mich; doch erinnerte ich mich, alles meines Schreckens ungeachtet, an einen Rath, den Pe-ſchau-ba mir gegeben hatte, den nämlich, nie auf einen grauen Bären zu ſchießen, wenn ich nicht in einem Gehölze Zuflucht ſuchen könnte, und nie anders Feuer auf ihn zu geben, wenn es nicht platterdings unmöglich ſey, ihn zu fehlen. Dreimal wandte ich mich um und ſchlug an; da er aber noch zu weit entfernt war, ſo fing ich wieder an zu laufen, und endlich kam ich eine bedeutende Strecke vor. Plötzlich höre ich Wa-me-gon-a-biew's Stimme hinter mir; der Bär war verſchwunden und nun ſagte mir mein Bruder, er ſelbſt habe durch eine Vermummung Anlaß zu meinem Schrecken gegeben.

Net-no-kwa nämlich, die Beſorgniß wegen meines langen Ausbleibens ſchöpfte, hatte ihn ausgeſchickt, um mir entgegenzukommen. Er hatte mich aus dem kleinen Gehölze heraustreten ſehen, und da war es ihm in den Sinn gekommen, ein altes ſchwarzes Kleid über den Kopf zu ziehen und einen Bären vorzuſtellen. Ohne Zweifel hatte mich die Furcht blind gemacht, denn es war leicht die Vermummung zu erkennen. Als dieſes Abenteuer den Aelteſten unſerer Familie erzählt wurde, tadelten ſie Wa-me-gon-a-biew ſehr, und ſeine Mutter ſagte, daß es ganz recht geweſen wäre, wenn ich ihn todtgeſchoſſen hätte, und daß ſie mir, dem indianiſchen Gebrauche zufolge, auch nicht einmal einen Vorwurf darüber hätte machen dürfen.

Wir fuhren ſo lange fort, Biber zu jagen und deren eine große Anzahl zu tödten, bis endlich das Eis zu dick wurde. Nachher verfolgten wir die Biſons auf den Prairien. Als der Schnee eine harte Kruſte bekam, ſagten die Männer, ſie wollten mich nun mit den Weibern allein laſſen, am Klarwaſſer-See Kanots bauen, und auf der Reiſe dorthin Biber fangen und vor ihrem Abzuge uns mit einigen Lebensmitteln verſorgen. Wauſ-ſo ging allein aus und tödtete einen Biſon; in der Nacht aber wurde das Wetter kalt und ſtürmiſch und die Biſons ſuchten Schutz in dem Walde, wo wir unſern Lagerplatz hatten.

Ganz früh am Morgen weckte uns Net-no-kwa und rief, es befinde ſich eine ganze Heerde nahe bei der Hütte. Die vier Krieger und Wa-me-gon-a-biew gingen geräuſchlos hinaus, und ſtellten ſich ſo auf, daß ſie die Heerde umzingelt hielten. Sie

lachten ſehr, als ſie ſahen, daß ich mein Gewehr in Stand ſetzte, und wollten mir nicht erlauben, mitzugehen. Als ſie aber fort waren, erlaubte mir die Alte, die mich immer nach Kräften begünſtigte, daß ich mich auf den Anſtand ſtellen durfte, und zwar dicht neben der Hütte, auf einer Stelle, an welcher, wie ſie ſcharfſinnig im Voraus berechnete, die Heerde vorbeikommen würde. Die Indianer gaben Feuer, fehlten aber Alle, die Biſons kamen mir in den Schuß, und ich war ſo glücklich, ein großes Weibchen zu tödten. Es war mein erſter Biſon und meine Mutter freute ſich ſehr.

Bald nachher ließen mich die Indianer mit Net-no-kwa, einer der jungen Frauen und drei Kindern zurück. Sie hatten kurz vor ihrer Abreiſe eine große Menge Biſons getödtet, und wir räucherten viel Fleiſch; doch dauerte der Vorrath nur einige Zeit. Ich ſah aber bald, daß ich der Biſonsjagd ebenfalls gewachſen ſei, und ſo hatten wir hinlängliche Lebensmittel. Eines Tages kam ein altes Weibchen, das ich angeſchoſſen, wiewohl es kein Junges hatte, auf mich losgerannt, und mir blieb kaum noch Zeit, auf einen Baum zu klettern, und mich ſo zu retten. Das Thier war weniger wüthend über die erhaltene Wunde, als über das ewige Klaffen der Hunde. Ich glaube, es kommt wohl ſelten vor, daß ein Weibchen einen Menſchen verfolgt, wenn es nicht zuvor durch die Hunde recht wild gemacht worden iſt.

Als der Frühling kam, machten wir Zucker[1]), etwa zehn Meilen oberhalb des Forts am Mooſefluſſe. Das Wetter ward milder, und die Biber ließen ſich zuweilen nicht nur auf dem Eiſe, ſondern auch am Ufer blicken. Ich ſtellte mich häufig auf den Anſtand und ſchoß auf ſie, ſobald ſie aus ihrem Baue hervorkamen. Eines Tages hatte ich eben einen getödtet, und

1) Es iſt Ahornzucker gemeint, deſſen Bereitung für die Indianer wie für die Weißen ſtets Veranlaſſung zu Luſtbarkeiten gibt. Wenn der Saft im Baume zu ſteigen anfängt, wird ein Einſchnitt gemacht und der Saft in ein untergeſtelltes Gefäß geleitet. Der Ertrag iſt am ergiebigſten, wenn Schnee liegt, die Nacht kalt war, der Himmel heiter iſt und der Wind nicht zu ſtark geht. Der Baum ſelbſt gedeiht nur in fruchtbarem Erdreiche. Die wäſſerigen Theile der gewonnenen Maſſe werden derſelben durch Verdunſtung entzogen, und der Zucker iſt ſehr ſüß, ſieht aber etwas brauner aus, als der vom Zuckerrohre. Der friſche Saft ſchmeckt ſehr gut und iſt ein eben ſo erfriſchender als geſunder Trank.

lief ſchnell über das Eis, um ihn aufzunehmen; dabei verwikkelten ſich aber meine Schneeſchuhe in altem Wurzelwerke, und ich wäre beinahe damals umgekommen; eine verzweifelte Kraftanſtrengung befreiete mich endlich aus dieſer Gefahr. Die Biſons waren in jener Gegend ſo häufig, daß ich oft ganz allein, bloß von meinen gut abgerichteten Hunden unterſtützt, ſie mit Pfeilen erlegte.

Als die Bäume wieder grün wurden, kam Pe-ſchau-ba mit den andern Männern in Kanots aus Birkenrinde zurück. Sie hatten viele Biberhäute und anderes Pelzwerk von großem Werthe bei ſich. Die alte Net-no-kwa wünſchte ſehr nach dem Huron-See zurückzukehren, und das war auch Pe-ſchau-ba's Wille; aber Mauf-ſo und Sa-ning-wub wollten nicht dorthin reiſen, und Pe-ſchau-ba mochte ſich nicht von ihnen trennen. Sag-git-to war ſeit einiger Zeit recht krank, und litt ſehr an einem großen Geſchwüre in der Gegend des Nabels. Als er einſt mehre Tage hintereinander ſich betrunken hatte, bekam er heftiges Leibweh, und das Geſchwür ging auf. Pe-ſchau-ba ſagte zu der Alten: „Es iſt nicht gut, daß Sag-git-to hier, entfernt von allen ſeinen Freunden, ſtirbt; da wir doch ſehen, daß er nicht lange mehr leben kann, ſo iſt es am Beſten, daß Du mit ihm und den kleinen Kindern Dich nach dem Huron-See auf den Weg machſt. Ihr müßt die Stromſchnellen (den Saut de Sainte Marie) erreichen, ehe Sag-git-to ſtirbt." Unſere Familie trennte ſich alſo demgemäß, und Net-no-kwa reiſte mit Sag-git-to, Wa-me-gon-a-biew, mir, den beiden jungen Weibern, einem jungen Mädchen, das ſie gekauft hatte, und drei Kindern nach dem Huron-See ab.

Dieſes kleine Mädchen war aus dem Lande Bahwetego-Weninnewug, oder jenem der Falls-Indianer, durch Oſchibbewayskrieger entführt worden, die es an Net-no-kwa verkauft hatten. Die Falls-Indianer leben an den Felſengebirgen, und ihre Sprache iſt ſowohl von jener der Sioux als der Oſchibbeways verſchieden; dieſe letzteren und die Kris haben mehr Verwandtſchaft mit den Schwarzfüßen als den Falls-Indianern. Das kleine Mädchen, Bahwetig, welches Net-no-kwa gekauft hatte, war damals zehn Jahre alt, und redete die Sprache der Oſchibbeways, unter denen ſie einige Zeit gelebt hatte.

Als wir beim Regen-See ankamen, hatten wir zehn Ballen Biberhäute, jeden zu vierzig Stück gerechnet. Net-no-kwa tauſchte gegen einiges andere Pelzwerk Rum ein, und war ein Paar Tage hintereinander betrunken. Wir fanden dort mehre Kanots, welche Handelsleuten gehörten, die nach dem rothen Fluſſe wollten. Wa-me-gon-a-biew, der damals achtzehn Jahre alt war, wollte nicht mit nach dem Huron-See gehen, und beſchloß die günſtige Gelegenheit zu benutzen, um nach Norden zu reiſen. Die alte Frau gab ſich viele Mühe, ihm dieſen Entſchluß auszureden, aber er ſprang in eines der Kanots, das eben abfahren wollte, und ließ ſich nicht wieder hinausbringen, ſo ſehr ſich auch die Handelsleute anſtrengten, ihn auf Bitten der Mutter wieder an's Land zu ſchaffen. Net-no-kwa war ſehr betrübt, und da ſie ſich nicht entſchließen konnte, ihren einzigen Sohn zu verlieren, ſo kam es ihr in den Sinn, mit ihm zu reiſen.

Da ſie wenig Vertrauen auf die Redlichkeit der Handelsleute ſetzte, ſo wollte ſie ihnen ihre Biberfelle nicht überlaſſen. Wir trugen ſie demnach an eine abgelegene Stelle im Walde, machten, nach Indianerſitte ein Sunjegwun oder Verſteck (Niederlage) und kehrten darauf nach dem Wälder-See zurück. Von dieſem See ab iſt den Indianern ein Weg zum rothen Fluſſe bekannt, den die Weißen niemals nehmen, nämlich über den Muskeek oder den Moraſt-Tragplatz. Wir ruderten mehre Tage einen Fluß hinauf, den die Indianer Muskeego-ne-gum-me-wee-ſee-be oder den Strom des Moraſtes nennen. Darauf zogen wir einen ganzen Tag lang unſere Kanots über oder durch ein ſumpfiges Erdreich, deſſen Waſſer mit Moos und kleinem Strauchwerk bedeckt iſt. Der Boden erzittert und erbebt Einem da unter den Füßen. Alsdann gelangten wir mit unſren Kanots in einen kleinen Fluß, Begwionusk genannt; dieſes iſt der indianiſche Name für Kuhpeterſilie (Cow-parsley), welche dort in großer Menge wächſt. Dieſes Flüßchen führte uns bis zu einem kleinen Sahkiegun[1]), oder See deſſelben

1) Die Ottawwas geben den ſehr großen Seen den Namen Kitche-gawme, und zählen derſelben fünf: den obern See nennen ſie insgemein

Namens, der nur zwei oder drei, an manchen Stellen gar nur einen Fuß Tiefe hat. Er war damals mit Gänſen, Enten, Schwänen und anderen Vögeln wie bedeckt; dort blieben wir lange Zeit, und ſammelten vier Ballen Biberfelle.

Als die Blätter abſielen, ſtarb Sag=git=to, und wir waren nun ganz allein; denn vier bis fünf Tagereiſen von uns lebte kein einziger Indianer und eben ſo wenig ein weißer Mann. Ehe wir weiter zogen, mußten wir Anſtalten treffen, unſere Ballen zu bergen. Der Erdboden war aber zu moraſtig, als daß wir ſie hätten vergraben können. Dem Brauche gemäß, machten wir alſo ein Sunjegwun aus Baumzweigen, die ſo dicht zuſammen geflochten wurden, daß auch nicht einmal eine Maus hindurch konnte. Dort ließen wir nun unſere Felle und alle anderen Gegenſtände, die wir nicht mitnehmen konnten. Wenn einige Indianer aus dieſen entfernten Gegenden auch dieſe Sachen gefunden hätten, ſo würden ſie das Sunjegwun doch nicht geöffnet haben; und daß Handelsleute eine ſo armſelige, abgelegene Gegend beſuchen würden, das brauchten wir nicht zu beſorgen.

Die Indianer, welche weit entfernt von den Weißen wohnen, haben noch nicht gelernt, auf das Pelzwerk einen ſo hohen Werth zu legen, daß ſie es Einer dem Andern ſtehlen möchten. Zu der Zeit, von welcher ich rede, und in der Gegend, wo ich mich damals befand, habe ich oft geſehen, daß Indianer ihre Fallen mehre Tage lang im Walde liegen ließen, ohne nach denſelben zu ſehen; ſie waren nicht im Mindeſten beſorgt, daß dieſelben abhanden kommen würden. Es traf ſich oft, daß ein Mann, der von der Jagd zurückkam, und ſeine Fallen hatte liegen laſſen, von einem Andern gefragt wurde: „Ich will da oder dort jagen; wo liegen Deine Fallen?" Und wenn er ſie gebraucht hatte, ſo machten es noch vier oder fünf andere eben ſo. Die Fallen kamen aber jedesmal ihrem Eigenthümer wieder richtig zu Händen.

Kitchegawme oſchibbeway; zwei Seen der Ottawwas, nämlich den Huron und Michigan; ſodann den Erie und Ontario. Den Winnipeg und die unzähligen Seen in Nordweſten nennen ſie Sahkiégunnun.

Achtes Capitel.

Ungaſtfreundliche Indianer. — Der große Geiſt ſchenkt einen Bären. — Kaninchenfallen. — Hungersnoth. — Der kleine Aſſinneboin. — Indianer verirren ſich während einer Winternacht. — Pembina. — Es wird Pelzwerk geſtohlen. — Europäiſche Handelsleute. — Ihre Gewaltthätigkeiten und Kunſtgriffe. — Erſte Liebe eines Indianers. — Orgien. — Winterlager. — Der arme Jäger.

Es war Schnee gefallen und das Wetter ſo kalt geworden, daß wir keine Biber mehr jagen konnten. Es ſtellte ſich daher bald Hunger ein. Wa-me-gon-a-biew war unſere einzige Stütze, und arbeitete aus allen Kräften, um uns den nöthigen Lebensunterhalt zu verſchaffen. Während einer ſeiner weiten Jagdausflüchte traf er auf eine Hütte der Oſchibbeways, die viel Fleiſch hatten, ihm aber nur für eine Nacht, welche er bei ihnen zubrachte, zu eſſen gaben, obſchon er ihnen ſagte, daß es ihm ſowohl, wie ſeiner ganzen Familie ſehr elend ginge. Am andern Morgen auf dem Rückwege erlegte er ein junges, ſehr mageres Mooſethier; das hielt aber nicht lange vor, und als wir es verzehrt hatten, brachen wir unſer Lager ab, um es neben jenen ungaſtfreundſchaftlichen Indianern aufzuſchlagen.

Wir ſahen, daß ſie überflüſſig mit Lebensmitteln verſehen waren, ſie gaben uns aber nichts weiter, als was wir gegen unſere ſilbernen Schmuckſachen und andere werthvolle Dinge eintauſchten. Ich erwähne des Geizes und der Ungaſtlichkeit dieſer Leute deshalb, weil ich von beiden noch nie Beiſpiele unter Indianern angetroffen hatte; denn gewöhnlich theilen ſie ſehr gern ihre Vorräthe mit Jedem, der Mangel leidet und ſie um Hülfe anſpricht.

Wir waren drei Tage bei jenen Indianern, da tödteten ſie zwei Mooſethiere, und luden mich ſowohl als Wa-me-gon-a-biew ein, Theil zu nehmen an ihrer Mahlzeit. Aber ſie gaben uns nur das ſchlechteſte Stück eines Vorderſchenkels, und wir kauften von ihnen für Silberſchmuck etwas fettes Fleiſch. Nun war die Geduld der alten Net-no-kwa erſchöpft, und ſie verbot uns, in Zukunft irgend etwas von ihnen zu kaufen. So lange

wir neben dieſen Leuten uns aufhielten, hatten wir erſchrecklich vom Hunger zu leiden.

Eines Morgens ſtand Net-no-kwa ſehr früh auf, nahm ihr Beil zur Hand und ging aus, kam aber Abends nicht wieder zurück. Erſt am andern Tage, da es ſchon ziemlich ſpät war, und wir alle in der Hütte lagen, trat ſie herein, rüttelte Wa-me-gon-a-biew an der Schulter und ſprach: „Steh auf, mein Sohn, Du biſt ein flinker Läufer; jetzt zeige, wie ſchnell Du die Lebensmittel herbeiholen kannſt, welche der große Geiſt mir in der verwichenen Nacht gegeben hat. Ich habe zu ihm gebetet und faſt die ganze Nacht hindurch geſungen; heute früh, als ich eben eingeſchlafen war, iſt er mir erſchienen, und hat mir einen Bären geſchenkt, damit meine hungrigen Kinder etwas zu eſſen bekommen. Du wirſt das Thier in einem kleinen Gehölze, mitten in der Prairie finden; nun mache Dich flugs auf den Weg, der Bär wird nicht weglaufen, wenn er Dich auch kommen ſieht.“

„Nein, Mutter,“ entgegnete Wa-me-gon-a-biew, „es iſt jetzt ſchon zu ſpät; die Sonne geht bereits unter, und der Weg iſt im Schnee ſchwer zu finden. Morgen ſoll Shaw-ſhaw-wa-ne-ba-ſe eine Decke und einen Keſſel mitnehmen; ich will den Bären bei Tage erlegen; mein junger Bruder ſoll mitgehen, und wir wollen die Nacht da bleiben, wo wir ihn getödtet haben werden.“

Die Alte war aber ganz anderer Meinung als der Jäger; es entſtand ein lebhafter Wortwechſel; denn Wa-me-gon-a-biew hatte wenig Achtung vor ſeiner Mutter, und machte ſich, was kaum ein anderer Indianer gewagt haben würde, über ihre vorgeblichen Unterredungen mit dem großen Geiſte luſtig. Er verhöhnte ſie beſonders darüber, daß ſie geſagt hatte, der Bär würde nicht fortlaufen, wenn er Jäger kommen ſähe. Die Alte, unwillig und beleidigt, machte ihrem Sohne ſchwere Vorwürfe, ging zur Hütte hinaus, erzählte ihren Traum den anderen Indianern, und bezeichnete ihnen die Stelle, wo ſie den Bären ganz gewiß treffen würden. Sie waren aber ganz derſelben Anſicht, wie Wa-me-gon-a-biew, und meinten, es ſei ſchon zu ſpät; da ſie aber an Net-no-kwa's Gebete glaubten, ſo

machten ſie ſich am nächſten Morgen ſchon in aller Frühe auf den Weg.

Der Bär war richtig an der bezeichneten Stelle und wurde ohne Schwierigkeit erlegt. Er war groß und fett, aber Wa-me-gon-a-biew, der mitgegangen war, erhielt kaum ein Viertel deſſelben für uns, die Alte war ſehr zornig; denn wenn ihr auch nicht gerade der große Geiſt den Bären gegeben und ſie auch nicht im Traume die Stelle geſehen hatte, wo er lag, ſo war doch wenigſtens gewiß, daß ſie ſeine Spur bemerkt hatte, und um ſich zu überzeugen, daß er das Gehölz nicht verlaſſen, um daſſelbe herum gegangen war. Ich glaube, daß ſie ſich ſolcher Kunſtgriffe oftmals bediente, um uns glauben zu machen, daß ſie mit dem großen Geiſte im Verkehr ſtehe.

Der große Mangel zwang uns eine andere Lagerſtelle zu ſuchen; und nachdem das Bärenviertel verzehrt war, machten wir uns auf den Weg nach dem rothen Fluſſe, in der Erwartung, unterwegs entweder auf Indianer oder auf Wild zu treffen. Ich hatte gelernt, Kaninchen zu fangen; und als wir den erſten Raſtplatz erreicht hatten, legte ich auf dem Wege, welchen wir am andern Tage verfolgen mußten, mehre Fallen. Nach dem Abendeſſen, das in Zeiten des Mangels und der Noth gewöhnlich unſere einzige Mahlzeit war, blieb uns nichts mehr, als ein wenig Bärenfett, das ſich in einem mit einem Felle zugedeckten Keſſel befand und eingefroren war. Dieſer Keſſel befand ſich auf meinem Schlitten. Ich ging voraus, um nach meinen Fallen zu ſehen, fand wirklich ein Kaninchen, und ſteckte es, um meiner Mutter eine Ueberraſchung zu bereiten, lebendig in den Keſſel.

Abends, nachdem wir uns gelagert hatten, wartete ich die Zeit ab, da ſie unſere Mahlzeit bereiten wollte; und paßte auf, ob nicht das Kaninchen herausſpringen werde; aber zu meiner größten Enttäuſchung war das Fett, ungeachtet der ſtrengen Kälte, auseinander geſchmolzen, und das kleine Thier faſt erſoffen. Die Alte zankte mich derb aus; ſie hat aber ſpäterhin noch oft mit Lachen dieſen Vorfall erzählt, auch ihr Lebelang das ungaſtliche Benehmen jener Indianer nicht vergeſſen.

Nachdem wir ein Paar Tage unterwegs waren, bemerkten wir Spuren von Jägern, und waren auch bald ſo glücklich,

einen Kopf von einem Biſon zu finden, den ſie hatten liegen laſſen. So konnten wir unerwarteter Weiſe unſern Hunger ſtillen, und folgten dann ihrem Pfade. So erreichten wir denn am Ufer des rothen Fluſſes eine Horde, die uns befreundet war.

Es war nämlich eine zahlreiche Bande von Kris, die unter einem Häuptlinge, genannt der kleine Aſſinneboin, und ſeinem Schwiegerſohne Sin-a-peg-a-gun, ſtanden. Sie nahmen uns herzlich auf, gaben uns ſoviel zu eſſen, als wir nur mochten, und kamen allen unſern Bedürfniſſen zu Hülfe. Zwei Monate ſpäter, als keine Biſons mehr da waren, und auch anderes Wildpret anfing ſeltener zu werden, hatten wir alle viel vom Hunger zu leiden. Eines Tages durchſtreiften Wa-me-gon-a-biew und ich die Prairie, um an einem etwa eine Tagereiſe entfernten Fluſſe, dem Pond-River zu jagen. Dort trafen wir einen magern Biſon, der ſo alt war, daß kein Haar mehr nachwuchs; wir konnten von ihm weiter nichts, als die Zunge genießen. Der weite Weg und die Anſtrengung hatten uns ſehr erſchöpft. Der Wind wehete ſcharf und trieb den Schnee vor ſich her. Im weiten Umfange der Ebene ſahen wir weiter kein Holz, als verkrüppelte Eichen, die einem Manne nur bis an die Schulter reichten; und mit einem ſo armſeligen Obdache mußten wir uns behelfen. Nach vieler vergeblicher Mühe kamen wir endlich mit einem Feuer zu Stande, das wir mit den dünnen Zweigen dieſer Bäume unterhielten. Als es nach einiger Zeit den Boden ausgetrocknet hatte, ſchoben wir die Zweige und die Kohlen zur Seite, und ſetzten uns auf die heiße Aſche. So verbrachten wir eine ſchlafloſe Nacht.

Am andern Morgen ging der Wind noch ſchärfer und das Wetter war noch ſchlechter als am vorigen Tage. Wir machten uns aber doch auf den Weg, um unſere Hütte wieder zu erreichen. Wir hatten eine ſtarke Tagereiſe vor uns, und kamen erſt ſpät an; Wa-me-gon-a-biew, weil er nicht ſo abgemattet war, ging etwas vor mir her; als er ſich aber einmal umdrehete, ſahen wir beide zugleich, daß jedem von uns das Geſicht erfroren war. Wir waren aber jetzt nicht mehr weit von der Hütte entfernt; ich konnte nicht mehr gehen und er ließ mich liegen, ſchickte aber die Weiber zu meiner Hülfe her-

bei. Uns waren Geſicht und Hände erfroren, die Füße aber unbeſchädigt, weil wir gute Mocaſſins hatten.

Fortwährend herrſchte Hunger im Lager, und man hielt eine Trennung für nöthig. Net-no-kwa entſchloß ſich, mit ihrer Familie nach dem Comptoir des Herrn Henry zu gehen, der ſpäterhin im Columbiaſtrome ertrunken iſt. Er hielt ſich damals an derſelben Stelle auf, wo nachher die Niederlaſſung Pembina gegründet wurde. Dort jagten wir den ganzen Winter hindurch mit den übrigen Indianern für die Pelzhändler, und gingen mit ihnen im Frühlinge nach dem See zurück, wo unſere Kanots lagen. Wir fanden dort Alles in gutem Zuſtande, thaten das, was wir in unſeren Sunjegwuns fanden, zu dem, was wir vom rothen Fluſſe mitbrachten, zuſammen, und hatten an Biberfellen elf Ballen, jeden von vierzig Stück, und noch zehn Ballen von andern Pelzwerken. Es war unſere Abſicht, das Ganze in Mackinack zu verkaufen.

Wir beſaßen noch ein bedeutendes Sunjegwun am Regen-See; und in demſelben hatte Net-no-kwa, welche von der Redlichkeit des Kaufmannes keine hohen Begriffe beſaß, mehres ſehr werthvolles Pelzwerk verſteckt. Es lag in einiger Entfernung von deſſen Comptoir. Dieſer reiche Vorrath war, zuſammengenommen mit dem, was wir ſonſt noch hatten, mehr als hinreichend, um uns in Ueberfluß zu verſetzen. Aber wir fanden das Sunjegwun verletzt; nicht ein Ballen, nicht ein einziges Fell war liegen geblieben. Wir ſahen bei dem Kaufmanne einen Ballen, der wahrſcheinlich uns gehörte; wir konnten aber nicht wiſſen, ob Indianer oder Weiße jene Plünderung verübt hatten. Die Alte war ſehr ärgerlich, und nahm keinen Anſtand, alle Schuld dem Handelsmanne beizumeſſen.

Als wir an das kleine Haus kamen, das auf der andern Seite des großen Tragplatzes, am obern See liegt, machten die Männer, welche im Dienſte der Handelsleute ſtanden, uns den Vorſchlag, wir möchten doch unſere Ballen auf ihre Wagen laden; die Alte wollte das aber nicht, denn ſie wußte gar wohl, daß es ſchwer, wo nicht unmöglich ſein würde, die Waaren wieder herauszubekommen, wenn ſie einmal in den Händen der Weißen waren. So mußten wir denn mehre Tage dazu verwenden, unſer Pelzwerk fortzubringen; denn die Alte wollte

nicht einmal denſelben Weg einſchlagen, welchen die Kaufleute gezogen waren.

Trotz aller dieſer Vorſicht ließ ſie ſich überreden, bei Herrn Mac-Gilveray und Herrn Shabboyéa, welche ſie ſehr zuvorkommend behandelten, und ihr ein wenig Wein gaben, für ſich und alle ihre Waarenballen ein Zimmer anzunehmen. Anfangs ſuchten ſie es durch freundliche Bitten dahin zu bringen, daß ſie ihnen ihr Pelzwerk ablaſſen möchte, fingen aber bald, als ſie damit nichts ausrichteten, an zu drohen. Ein junger Menſch, Herrn Shabboyéa's Sohn, wollte endlich Alles mit Gewalt nehmen; der Alte kam aber dazu, tadelte ſeinen Sohn, und befahl ihm, von ſeinem Beginnen abzuſtehen.

Als Net-no-kwa ſich auf dieſe Art wieder im Beſitze ihres Pelzwerkes befand, und ſich anſchickte, es nach Mackinack zu ſchaffen, kam beim Tragplatze an der Spitze einer kleinen Bande ein Indianer an, der ſich Bit-te-giſch-ſcho (der Zickzack, welchen der Blitz bildet, wenn er durch die Wolken fährt) nannte und ſich gewöhnlich am Middle-Lake aufhielt. Wa-me-gon-a-biew ſtellte ſich mit ihm und ſeinen Begleitern auf einen ſehr vertrauten Fuß. Nachdem alle unſere Vorbereitungen zur Reiſe getroffen waren und die einzelnen Ballen ſchon im Kanot lagen, konnten wir meinen Bruder nirgends finden. Wir ſuchten überall, bis wir einige Tage nachher von einem Franzoſen hörten, er befände ſich auf der andern Seite des Tragplatzes bei Bit-te-giſch-ſcho und deſſen Gefährten. Nun wurde ich zu ihm geſchickt, konnte ihn aber in ſeinem Entſchluſſe nicht wankend machen; denn er hatte ſich ohne unſer Wiſſen an eine der Töchter des Blitzes gehängt.

Die Alte, welche ſein hartnäckiges Weſen kannte, fing an laut zu ſchreien und rief: „Wenn ich zwei Kinder hätte, könnte ich ſeinen Verluſt ſchon ertragen, da ich aber weiter keins habe,[1]) ſo muß ich mit ihm ziehen.“ Sie gab der Wittwe, welche ihrer Schweſter Tochter und von ihr ſeit früher Jugend aufgezogen worden war, fünf Ballen Biberfelle, wovon ſie eins ihr zum Geſchenke machte, die vier andern und ſechszig Otterfelle ſollten

1) Dieſer Ausruf beweiſt, daß der Adoptivſohn nicht in jeder Hinſicht dem rechten Kinde gleichgeſtellt iſt.

nach Mackinack gebracht und dort ihrer Anweiſung gemäß vertheilt werden. Die Wittwe reiſte im Kanot der Handelsleute ab, überließ das Pelzwerk an Herrn Lapomboiſe von der Nordweſt-Compagnie, und bekam dafür eine Quittung, die ſpäter, als unſere Hütte verbrannte, mit zu Aſche wurde. So bekam weder Net-no-kwa, noch irgend Jemand von unſerer Familie für dieſe werthvollen Sachen jemals auch nur einen Penny.

Die Alte, tief betrübt über die ſchlechte Aufführung ihres Sohnes, über anderes Mißgeſchick und das Fehlſchlagen ſo mancher Plane, ſuchte Troſt in ſtarken Getränken. An einem einzigen Tage vertauſchte ſie einhundert und zwanzig Biberfelle, viele Biſonhäute und noch andere Sachen gegen Rum. Es war, wenn ſie ſich betrank, ihre Gewohnheit, alle andern Indianer, die ſich in der Nähe befanden, gleichfalls betrunken zu machen. So blieb uns denn von unſerem geſammten Reichthume, den wir mit ſo viel Schweiß und Anſtrengung auf unſern langen und beſchwerlichen Jagdzügen zuſammengebracht hatten, nichts als eine Decke, drei Fäßchen Rum und die armſelige Kleidung, welche wir auf dem Leibe trugen. Ich konnte weder bei dieſer, noch bei irgend einer andern Gelegenheit die Verſchleuderung unſeres Pelzwerkes und der übrigen Habe mit ſolcher Gleichgültigkeit betrachten, welche die Indianer dabei zeigen.

Wir machten uns alſo mit Bit-te-giſch-ſcho und einigen andern Indianern auf den Weg nach dem Wälder-See; und ſie waren uns beim Erbauen eines Kanots, ſowie auf dem Tragplatze behülflich. Am Wälder-See überraſchte uns die Kälte, und Net-no-kwa beſchloß dort zu bleiben, obwohl viele unſerer Gefährten anders wohin zogen. Es ergab ſich jetzt, daß Wa-me-gon-a biew's Anhänglichkeit für die Tochter des Blitzes nicht ſo ſtark war, als daß jenes Verhältniß nicht hätte abgebrochen werden können, und man darf gewiß glauben, daß die Kunſtgriffe und Ränke der Handelsleute, die gern unſere Waaren haben wollten, wenigſtens eben ſo ſehr, als das Betragen jenes jungen Menſchen Schuld waren, daß wir nicht die Reiſe nach dem Huron-See antreten konnten.

Wir ſahen bald ein, daß wir, mit ſo geringen Mitteln verſorgt und den Winter vor der Thür, hier nicht allein bleiben

konnten. Wir begaben uns alſo nach dem Comptoir am Regen-See, wo wir gegen das Verſprechen, 120 Biberhäute einzuliefern, einen Vorſchuß an Decken, Kleidungsſtücken und andern Dingen erhielten, deren wir nothwendig beburften. Dort trafen wir einen Indianer, Waw-be-be-naiſ-ſa, der uns den Antrag machte, er wolle für uns jagen und den Winter hindurch bei uns bleiben. Darauf gingen wir mit Freuden ein, ſahen aber bald, daß er ein armſeliger Jäger war. Ich brachte immer mehr Wild heim, als er.

Neuntes Capitel.

Geſänge und prophetiſcher Traum einer alten Indianerin. — Hungersnoth. — Schwieriger Weg über Seen, Inſeln und Moräſte. — Es werden Mocaſſins und Baumrinde gegeſſen. — Gaſtfreie Franzoſen.

Als der Schnee ſtärker fiel und das Eis dicker ward, ſtellten ſich auch bei uns Elend und Hunger ein; wir konnten keine Mooſethiere mehr tödten oder Biber in Fallen und auf die gewöhnliche Weiſe fangen, wiewohl es an Wild nicht mangelte. Als die Hungersnoth anfing, unerträglich zu werden, nahm die Alte zu ihrem letzten Mittel Zuflucht, und that eine ganze Nacht weiter nichts als beten und ſingen. Am andern Morgen ſprach ſie zu ihrem Sohne und Waw-be-be-naiſ-ſa: „Geht auf die Jagd; der große Geiſt hat mir Wild gegeben.“ Wa-me-gon-a-biew antwortete: „Das Wetter iſt zu kalt und zu ruhig, wir können unmöglich den Mooſethieren nahe genug kommen.“ „Ich kann den Wind kommen laſſen,“ entgegnete Net-no-kwa, „jetzt iſt freilich das Wetter kalt und ruhig, aber bevor die Nacht kommt, ſoll Wind gehen; macht euch auf, Kinder! Ihr dürft ſicher hoffen, Wild zu erlegen, denn ich ſah in meinem Traume, wie Wa-me-gon-a-biew mit einem Biber und einer ſchweren Tracht Fleiſch zurückkam.“

Sie gingen endlich, nachdem ſie an ihren Köpfen und Pulverhörnern kleine Beutel, welche Zaubermittel enthielten, befeſtigt hatten. Dieſe waren ihnen von Net-no-kwa zugeſtellt worden, und ſie äußerte dabei, nun ſey am Erfolge gar nicht zu zweifeln. Bald nachdem ſie fortgegangen waren, fing der Südwind an ſich aufzumachen und ſtark zu wehen; das Wetter wurde gelinder; bei Einbruch der Nacht kamen die Jäger mit Mooſethierfleiſch beladen, und Wa-me-gon-a-biew brachte, wie ſeine Mutter im Traume geſehen hatte, einen Biber mit. Das Mooſethier war ſehr groß und fett, und darum verlegten wir unſere Hütte nach der Stelle, wo es erlegt worden war. Doch half dieſes Fleiſch nur augenblicklich aus der Noth, indeſſen tödteten wir doch noch einige Biber.

Zehn Tage nach dieſer glücklichen Jagd fehlte es uns wieder an Lebensmitteln. Einſt befand ich mich in einiger Entfernung von unſerer Hütte auf der Biberjagd, da entdeckte ich die Spur von vier Mooſethieren; ich nahm einen Zweig mit, an dem ſie herumgefreſſen hatten, und warf denſelben beim Eintritt in die Hütte vor Wa-me-gon-a-biew, der wie gewöhnlich faullenzend am Feuer lag, mit den Worten hin: „Sieh hier, trefflicher Jäger, und ſey uns behülflich einige Mooſethiere zu erlegen.“ Er nahm den Zweig, betrachtete ihn einige Zeit, und fragte dann: „Wie viel ſind es?“ — „Vier.“ — „Ich werde ſie erlegen.“

Am andern Morgen ſehr früh folgte er der Spur und tödtete drei Mooſethiere. Er war ein guter Jäger, wenn er einmal in den Zug kam; für gewöhnlich aber war er ſo träge, daß er lieber alle Qualen des Hungers duldete, als Wild aufſuchte, oder auch nur der Spur des entdeckten zu folgen ſich die Mühe genommen hätte. Jetzt war eine Zeitlang genug zu eſſen da; der Hunger ſtellte ſich jedoch bald wieder ein. Manchmal hatten wir zwei oder drei Tage auch nicht das Mindeſte zu leben; dann machten einige Kaninchen oder irgend ein Vogel es uns möglich, unſere Körper wieder ein paar Tage hinzuſchleppen. Wir boten Alles auf, um den Waw-be-be-naiſ-ſa zu bewegen, daß er ſich etwas mehr Mühe gäbe, weil wir wußten, daß er faſt immer auf Wild ſtieß; er antwortete aber weiter nichts, als die Worte: „Ich bin zu elend und zu krank.“

Wa-me-gon-a-biew und ich waren der Meinung, daß auf weiteren Ausflüchten, als jene waren, die wir gewöhnlich zu machen pflegten, wohl mehr zu hoffen ſeyn könnte, und ſo zogen wir eines Morgens ſehr früh aus und gingen den ganzen Tag hindurch ſehr ſchnell weiter. Als es dunkel wurde, tödteten wir einen jungen Biber, und Wa-me-gon-a-biew ſprach zu mir: „Mein Bruder! mache ein Lager zurecht und brate ein Stück von unſerem Biber; ich will weiter gehen und zuſehen, ob ich noch etwas Wild erlegen kann.“ Er kam bald darauf mit Fleiſch beladen zurück, denn er hatte zwei Caribous geſchoſſen. Am andern Morgen ſtanden wir früh auf, um dieſelben den weiten Weg bis zur Hütte unſerer Familie zu ſchleppen. Das ging über meine Kräfte; aber Wa-me-gon-a-biew ging voraus, ſchickte mir die junge Frau zu Hülfe und ſo kam ich vor Mitternacht an.

Die Erfahrung hatte uns gelehrt, wie gefährlich es für uns war, ſo abgeſchieden und allein zu leben; und da unſere Vorräthe uns jetzt erlaubten, anders wohin zu ziehen, ſo beſchloſſen wir, uns irgend einem bewohnten Orte zu nähern. Das nächſte Comptoir lag am Klarwaſſer-See, und etwa vier bis fünf Tagereiſen weit entfernt. Wir ließen unſere Hütte ſtehen, nahmen nur Decken mit, einige Keſſel und was wir ſonſt höchſt nothwendig zur Reiſe nöthig hatten. So machten wir uns auf den Weg. Das Land, durch welches wir reiſen mußten, war voller Seen, Inſeln und Sümpfe; wir konnten aber, da es gefroren hatte, den geraden Weg gehen.

Eines Morgens ſehr früh fing Wa-be-be-naiſ-ſa, wahrſcheinlich aufgeregt vom heftigen Hunger, an zu ſingen und zu beten, und rief zuletzt: „Heute werden wir Caribous ſehen.“ Die Alte, welche in Folge der langen Entbehrungen etwas herbe geworden war, und den Waw-be-be-naiſ-ſa eben für keinen ſonderlichen Jäger hielt, antwortete: „Männer hätten nicht geſagt, wir werden heute Wild ſehen, ſondern: wir werden welches eſſen.“

Kaum waren wir einige Schritte weiter gegangen, da kamen ſechs Caribous gerade auf uns und die Spitze einer kleinen Inſel zu. Wir warfen uns ſogleich ins Gebüſch nieder, und ſie näherten ſich uns bis auf Schußweite. Aber Wa-me-gon-a-biew's Gewehr verſagte und alle ſechs liefen davon. Wa-be-be-naiſ-ſa

drückte auch los und traf eins in die Schulter; als aber ſpät am Abend beide Jäger zurückkamen, und den ganzen Tag mit Verfolgung des Wildes hingebracht hatten, bekamen wir dennoch keinen Biſſen zu eſſen, und unſere Lage wurde ſo erbärmlich, daß wir uns, um nur ſchneller fortkommen zu können, darein ergaben, einen Theil unſeres Gepäckes zurückzulaſſen. Zugleich ſchlachteten wir unſeren letzten Hund, denn er war ſo ſchwach, daß er uns nicht mehr folgen konnte. Die Alte wollte nichts davon eſſen, aus welchem Grunde weiß ich nicht.

Einige Tage ſpäter ergab es ſich, daß wir uns verirrt hatten. Wir wußten nun nicht, wo der Weg war, und unſere Schwäche und Ermattung geſtattete uns nicht, auf gut Glück weiter zu gehen. Net-no-kwa, die in der äußerſten Noth immer weniger niedergeſchlagen und entmuthigt ſchien, als alle übrigen, beſtimmte wie gewöhnlich unſern Lagerplatz, ſchleppte ſo viel Holz herbei, als nöthig war, um ein großes Feuer zu unterhalten, wickelte ſich in ihre Decke und ging, den Tomahawk in der Hand, fort. Wir ſahen wohl ein, daß ſie ſich auf den Weg machte, um auf irgend eine Art unſer Elend erträglicher zu machen. Am andern Morgen kam ſie zurück und ſprach: „Meine Kinder, nach langem Beten bin ich in voriger Nacht an einem einſamen abgelegenen Orte eingeſchlafen; ich ſah im Traume den Weg, welchen ich genommen hatte, die Stelle, wo ich anhielt, und nicht weit davon entfernt den Anfang eines Pfades, der gerade nach dem Hauſe des Kaufmanns führt. Auch habe ich im Traume weiße Männer geſehen; darum laßt uns keine Zeit verlieren, denn der große Geiſt will uns zu einem guten Feuer geleiten."

Etwas ermuthigt durch die Zuverſicht und Hoffnung, welche die Alte in uns erregte, brachen wir ſogleich auf; als wir aber das Ende des Pfades, welchen ſie gegangen war, erreicht hatten, gingen wir lange Zeit weiter fort, ohne irgend eine Spur von Menſchen zu entdecken. Nun wurde ſie von den Einen getadelt, von den Andern lächerlich gemacht, bis wir endlich zu unſerer größten Freude die friſchen Fußſtapfen eines Jägers erblickten, der ganz gewiß nach dem Comptoir gegangen war. Wir ſtrengten nun alle unſere Kräfte an, und kamen daſelbſt wirklich an, nachdem wir zwei Tage und eine Nacht unterwegs geweſen waren.

Dort trafen wir den Handelsmann, welcher uns am Regen-See Credit für 120 Biberfelle gegeben hatte. Wir berichtigten, da er eben abreiſen wollte, unſere Schuld, und es blieben uns noch zwanzig Felle, für welche ich vier Fallen eintauſchte. Die Alte bekam auch noch drei kleine Fäſſer Rum.

Nachdem wir mehre Tage Raſt gehalten, traten wir den Weg nach unſerer letzten Hütte wieder an, und folgten Anfangs dem großen Jagdwege, welchen die Bewohner des Comptoirs gewöhnlich zu nehmen pflegten. Als wir denſelben verließen, gab die Alte ihren ganzen Rumvorrath an Waw-be-be-naiſ-ſa mit dem Auftrage, auf dem betretenen Wege weiter fortzugehen, und zwar ſo lange, bis er die Jäger treffen würde; bei ihnen ſollte er den Rum gegen Fleiſch eintauſchen, und mit demſelben wieder zu uns kommen. Er aber öffnete ſogleich ein Fäßchen und trank es zur Hälfte aus. Am andern Morgen war er wieder nüchtern und zog, von Wa-me-gon-a-biew begleitet ab. Ich ging mit den Weibern nach der Stelle, wo wir uns verabredetermaßen treffen wollten. Nachdem wir einen ganzen Tag gewartet, kam mein Bruder mit Fleiſch beladen zurück. Waw-be-be-naiſ-ſa aber ließ ſich nicht blicken: und doch hatten ſein Weib und ſeine kleinen Kinder an demſelben Tage ihre Mocaſſins verzehren müſſen!

Wir theilten unſere Lebensmittel mit dieſer Familie, die uns gleich darauf verließ, um ſich zu Jenem zu begeben. Die Jäger hatten uns durch Wa-me-gon-a-biew einladen laſſen, zu ihnen zu kommen; wir mußten jedoch vor allen Dingen erſt das holen, was wir in unſerer Hütte zurückgelaſſen hatten. Als wir von dort zurückkamen, machten wir an demſelben Platze wieder Raſt, hatten aber ſeit einiger Zeit von nichts als Baumrinde gelebt, namentlich von jener einer Weinrebe, die dort ſehr häufig iſt. Wir waren alſo ſehr matt und kraftlos.

Wa-me-gon-a-biew konnte gar nicht mehr gehen, und von uns Allen ſchien die Alte am wenigſten zu leiden; ſie vermochte fünf bis ſechs Tage zu faſten, ohne ſehr mitgenommen zu ſeyn. Nur aus Furcht, die Andern möchten während ihrer Abweſenheit zu Grunde gehen, erlaubte ſie, daß ich nach dem Comptoir ging, dem wir näher zu ſeyn glaubten, als dem Lagerplatze der Jäger. Bis dorthin waren es höchſtens zwei ganz gewöhnliche Tage-

reiſen; bei meiner Schwäche und Mattigkeit war es aber ſehr zweifelhaft, ob ich überhaupt bis dahin würde gelangen können.

Sehr früh am Morgen brach ich auf; das Wetter war kalt und der Wind wehete ſcharf; ich mußte über einen großen See und hatte von der ſchneidenden Luft viel auszuſtehen. Vor Sonnenuntergang erreichte ich das jenſeitige Ufer und ſetzte mich dort nieder, um zu übernachten. Als ich ſpürte, daß ich kalt wurde, wollte ich aufſtehen; es wurde mir dieß aber ſo ſauer, daß ich es für unklug hielt, mich wieder hinzuſetzen, ehe ich das Comptoir erreicht hätte. Die Nacht war nicht dunkel und der Wind ſchwächer geworden, und ich litt nicht ſo viel als am Tage; daher ging ich immer fort und erreichte Morgens früh mein Ziel. Als ich die Thür öffnete, ſahen die Weißen auf den erſten Blick, daß ich halb todt vor Hunger war, und fragten gleich nach unſerer Familie. Kaum hatte ich geſagt, wie es ſtand, ſo ging ein Franzoſe, der ein tüchtiger Fußgänger war, mit Lebensmitteln beladen, ab, und wenige Stunden nach meiner Ankunft hörte ich Net-no-kwa's Stimme. Sie fragte: „Iſt mein Sohn hier?" Ich öffnete die Thür und ſie war ſehr erfreut, als ſie mich erblickte. Sie war dem Franzoſen nicht begegnet.

Bald nach meiner Entfernung war der Wind ſehr heftig geworden; die Alte hatte gemeint, ich würde wohl nicht bis ans andere Ufer des Sees kommen können, und war mir nachgegangen; der Wind aber hatte den Schnee in meine Fußſtapfen gewehet, und ſie darum meine Spur verloren. Sie befürchtete daher ſehr, ich möchte wohl unterwegs umgekommen ſeyn. Zwei Tage nachher kam auch Wa-me-gon-a-biew mit den Uebrigen, in Begleitung des Franzoſen an. Die Indigner ihrerſeits, in der Meinung, wir würden ohne Lebensmittel, die uns, wie ſie mit Recht vermutheten, wahrſcheinlich fehlten, nicht bis zu ihnen kommen können, hatten Waw-be-be-naiſ-ſa mit Vorräthen nach dem alten Lagerplatze geſchickt. Er war gleich nach meinem Abgange in der Nähe deſſelben angekommen, hatte ihn aber entweder aus Dummheit, Trägheit oder irgend einem anderen Grunde nicht ganz erreicht, ſondern ſich im Angeſichte deſſelben hingeſetzt und eine gute Mahlzeit gehalten, von welcher die Familie auf ihrem Wege einige Spuren fand.

Zehntes Capitel.

Der Häuptling Krummbein. — Der kleine Sperber und die Schildkröte. — Amputation. — Koſch-kin-ne-kait, der Einarmige. — Pah-ba-me-win, der Träger. — Ein Ottawwahäuptling. — Fiſchfang. — Trunkenheit. — Es werden Möwen und Kormorane gedörrt. — Biſons.

Nachdem wir uns einige Tage bei den Weißen aufgehalten hatten, reiſten wir Alle ab, um uns mit den Indianern zu vereinigen. Der Häuptling der Bande, welche in drei Hütten wohnte, war Wah-ge-kaut (Krummbein). Die drei beſten Jäger hießen Ka-kaik (der kleine Sperber), Meh-ke-nauk (die Schildkröte) und Pah-ke-kun-ne-ga-bo (der ſich im Rauche hält); namentlich war zu jener Zeit dieſer letztere ein ganz ausgezeichneter Jäger. Vor Kurzem war ihm zufällig durch einen Flintenſchuß der Oberarm zerſchmettert worden, und da dieſe Wunde von Tag zu Tage ſchlimmer wurde, ſo bat er viele Indianer und alle Weißen, die er antraf, ſie möchten ihm den Arm abnehmen, oder wenigſtens ihm bei der Amputation hülfreiche Hand leiſten. Es wollte ſich aber Niemand dazu verſtehen.

Als er eines Tages ganz allein in ſeiner Hütte war, nahm er zwei Meſſer, von denen er das eine wie eine Scheere geſchärft hatte, ſchnitt ſich mit der rechten Hand den linken Arm ab, und ſchleuderte ihn weit von ſich weg. Dann ſchlief er ein, und in dieſem Zuſtande fanden ihn ſeine Freunde. Er hatte viel Blut verloren, erholte ſich indeß bald wieder, und blieb nach wie vor ein trefflicher Jäger. Seit der Zeit nannte man ihn gewöhnlich Koſch-kin-ne-kait, oder den Einarmigen.

Wir lebten bei dieſen Indianern einige Zeit in Fülle und Ueberfluß, obſchon Waw-be-be-naiſ-ſa nichts ſchoß. Als es ein wenig wärmer wurde, verließen wir ſie; wir hatten aber im vergangenen Winter ſo viel durch Hungersnoth gelitten, daß wir nicht ohne Schrecken daran denken konnten, abermals einen ſolchen in irgend einer entlegenen Gegend zu verleben, wo wir nothwendig, um leben zu können, reichliches Wild finden mußten.

Den ganzen Frühling hindurch wohnten wir etwa eine Tagereiſe vom Comptoir entfernt und jagten Biber.

Dort hatten wir einen Mann bei uns, der Pah-bah-me-win (der Träger) hieß. Ich erlegte zwanzig Ottern, viele Biber und noch viel anderes Wild. Als ich eines Tages meine Fallen nachſehen wollte, ſah ich einige Enten auf dem Teiche liegen, lud mein Gewehr mit Blei, und kroch auf der Erde hin, um ihnen nahe zu kommen. Während ich ſolchergeſtalt vorſichtig durch das Geſträuch kroch, ſprang plötzlich dicht neben mir ein Bär auf, und kletterte ſchnell auf eine Weißtanne. Ohne mich lange zu beſinnen, lud ich eine Kugel in mein Gewehr, aber der Lauf ſprang in der Mitte durch, das untere Stück flog weit weg, und der Bär, den ich wahrſcheinlich nicht getroffen hatte, kletterte höher. Nun aber lud ich mein halbes Gewehr noch einmal, zielte genau und der Bär ſtürzte herab vor meine Füße.

Während unſeres Aufenthalts in jener Gegend brachten wir eine Menge Ballen von Pelzwerk zuſammen; wir ſchafften von Zeit zu Zeit einige davon zu den Kaufleuten, da unſere Hütte zu klein war, als daß wir ſie alle hätten aufbewahren können. Zu der Zeit, als wir uns nach dem großen Tragplatze begeben wollten, nahmen ſie die Ballen ohne unſere Zuſtimmung mit fort; allein die Alte folgte ihrer Spur bis zum Regen-See, nahm Alles wieder ab, was uns gehörte, ließ ſich aber beſchwatzen und erklärte, ſie ſey geneigt, ihnen dieſelben zu verkaufen. Vom Regen-See zogen wir nach dem Wälder-See, wo Pah-ba-me-win uns verließ, Waw-be-be-naiſ-ſa aber zu uns ſtieß, um in unſerer Geſellſchaft nach dem Regen-See zurückzukehren. Allein Net-no-kwa hatte von einer Mordthat reden hören, welche von Verwandten dieſes Mannes dort verübt ſeyn ſollte, und dann hätte man ſicherlich Rache an ihm genommen, und der wollte ſie ihn nicht ausſetzen. Net-no-kwa und ich gingen zurück, da wir von einem Ottawwahäuptlinge, Namens Sah-muk, dazu eingeladen waren, während Wa-me-gon-a-biew mit den Weibern und Kindern nach dem rothen Fluſſe zog. Sah-muk behandelte uns ſehr gütig, baute ein großes Kanot, das zum Gebrauche der Pelzhändler beſtimmt war, und ſchenkte es uns. Wir verkauften es für hundert Dollars; denn ſoviel koſteten damals die Kanots

in jener Gegend. Auch ein kleines zu unſerem eignen Gebrauche gab er uns.

Der Fluß, welcher ſich in den Regen-See ergießt, heißt Koche-che-ſe-bee oder der Fluß der Quelle; er hat unweit vom See einen hohen Fall, wo ich mit der Angel eine große Menge derjenigen Fiſche fing, welche die Franzoſen Doris nennen. Eines Tages, während ich eben fiſchte, wurde ein großer Stör durch die Gewalt des Waſſers herabgeſchleudert und auf eine Untiefe geworfen, ſo daß er nicht fort konnte; ich ſchlug ihn daher mit einem Steine todt. Es war der erſte, den ich an dieſem Orte fing, und daher veranſtaltete Sah-muk ein Feſt.

Kurze Zeit nachher fuhren wir mit einer zahlreichen Bande Oſchibbeways über den See. Als wir ſie eben verlaſſen wollten, und ſie ſich anſchickten, nach verſchiedenen Richtungen hin auseinander zu gehen, hielten Alle noch einmal an, um zu trinken. Während dieſes Saufgelages nahmen ſie uns alle unſere Vorräthe, und ich habe mich damals zuerſt mit den Indianern betrunken. Als ich wieder zu Verſtande kam, tadelte die Alte, welche jedoch viel mehr als ich getrunken hatte, mein Betragen ſehr ſtark.

Ich erkannte, daß wir uns in einem ſehr elenden Zuſtande befanden, ließ daher die Alte in's Kanot ſteigen und ruderte nach einer Stelle, wo gewöhnlich Fiſche im Ueberfluſſe vorhanden waren. Die Oſchibbeways hatten uns auch nicht einen einzigen Biſſen gelaſſen, doch fing ich bald drei Doris, und ſo brauchten wir doch nicht zu hungern. Am andern Morgen machte ich an einem Tragplatze Halt, wo dieſe Fiſche ſich in großer Menge aufhalten. Ich fing erſt einen, und während die Alte dieſen kochte, zog ich wohl an hundert Stück aus dem Waſſer.

Als wir wieder im Kanot ſaßen, fuhren einige Fahrzeuge vorüber, in denen Handelsleute ſaßen. Der Alten war wohl ihr Rauſch noch nicht ganz verflogen, und ſie vertauſchte daher ihre Fiſche gegen Rum; ich hatte aber ſo viele davon bei Seite geſchafft, daß ich ſie gegen einen großen Sack Korn und etwas Fett vertauſchte; und Net-no-kwa freute ſich darüber ſehr, als ſie wieder nüchtern war.

Mitten im Wälder-See erhebt ſich ein ziemlich hohes, aber kleines Felſeneiland, das beinahe ganz ohne Bäume und Ge-

ſträuch iſt. Damals war es von jungen Möwen und Kormoranen förmlich bedeckt, und ich ſchlug deren eine große Menge mit einem Knüttel todt. Hundert und zwanzig, die recht fett waren, wurden geräuchert und als Vorrath für die Reiſe mitgenommen. Wir zogen von dort nach dem rothen Fluſſe, und während wir ihn hinabfuhren, ſchoß ich einen am Ufer ſitzenden mächtig großen Bären an. Er ſchrie ſehr auffallend, fiel in's Waſſer und verſchwand.

Da, wo ſpäter Pembina erbaut wurde und der Nebeninnah-ne-ſebee ſich in den rothen Fluß ergießt, ſtand ſchon früher ein Comptoir, wir fanden dort aber weder Weiße noch Indianer, und ſetzten, weil wir gerade keinen Ueberfluß an Lebensmitteln hatten, unſere Fahrt auch über Nacht fort, in der Hoffnung, bald Etwas anzutreffen. Am andern Morgen ſtiegen wir bei Sonnenaufgang an's Land, die Alte ſammelte Holz und bemerkte, daß einige Biſons in der Nähe waren. Ich ſchoß und traf ein Männchen; da es aber ſehr mager war, ſo ging ich etwas weiter und erlegte ein fettes Weibchen, das in einiger Entfernung auf einer offenen Prairie niederſtürzte. Ein hinter demſelben herlaufendes Männchen bemerkte mich und rannte aus einer Weite von etwa fünfhundert Klaftern auf mich los, und zwar mit einer ſolchen Wuth, daß ich es für gerathen hielt, mich ins Gehölz zurückzuziehen. Wir blieben den ganzen Tag in der Nähe, und ich machte mehrmals den Verſuch, meiner Beute mich zu nähern; allein der Biſon hielt ſo treffliche Wacht, daß ich darauf verzichten mußte. Zur Begattungszeit machen es dieſe Thiere oft ſo.

Am andern Morgen trafen wir Handelsleute, mit denen wir unſer Fleiſch theilten, und zogen darauf ohne weitern Verzug nach dem Tragplatze der Prairie, am Fluſſe Aſſinneboin, wo wir Wa-me-gon-a-biew, Waw-be-be-naiſ-ſa und andere Mitglieder unſerer Familie, von denen wir ſo lange getrennt waren, wieder fanden.

Während unſerer Abweſenheit hatte Waw-be-be-naiſ-ſa ſeine erſte Frau verſtoßen und ſtatt ihrer die Nichte der Net-no-kwa genommen, welche von der Alten ſeit früher Jugend erzogen und wie eine leibliche Tochter behandelt worden war. Als ſie erfuhr, was inzwiſchen vorgefallen war, nahm ſie Alles; was

dem Neuvermählten angehörte, warf es zur Hütte hinaus und ſprach: „Du haſt ſchon einmal mich Hungers ſterben laſſen wollen; ich mag mit dir nichts zu ſchaffen haben. Geh und ſorge für dich ſelbſt, das wird einem ſo ſchlechten Jäger, wie du biſt, ſchon ſauer genug werden. Du ſollſt meine Tochter nicht haben.“ Nun ließ er einige Tage von ſich weder etwas hören noch ſehen. Als aber Net-no-kwa erfuhr, daß ſeine erſte Frau ſchon einen andern Mann genommen hatte, und daß es ihm an Allem fehlte, wurde er wieder aufgenommen. Wahrſcheinlich nahm er ſich ſeitdem aus Furcht vor der Alten auf der Jagd beſſer zuſammen.

Elftes Capitel.

Der Handelsmann Aneeb. — Gefahr auf der Jagd zu erfrieren. — Jagd auf Elendthiere. — Erzählungen eines Jägers. — Eine Hütte geht in Flammen auf. — Religiöſe Gebote.

Ich jagte während jenes Winters für einen Handelsmann, den die Indianer Aneeb, (Anib, die Ulme) nannten. Da die Jahreszeit weiter vorrückte, und die Kälte ſehr ſtreng wurde, ſo war es ſehr ſchwierig, auch jetzt noch ſo viel Wild als früher zu erlegen; ich konnte nicht ſo viel ſchaffen, wie der Handelsmann begehrte. Eines Morgens früh ſchoß ich ein Elendthier an, verfolgte es bis zum Dunkelwerden, und war eben im Begriff, ſeiner habhaft zu werden, als mir die Kräfte ausgingen. Denn der furchtbaren Kälte ungeachtet, waren alle meine Kleider vom Schweiß durchnäßt. Als ich nach der Hütte zurückgehen wollte, froren ſie mir am Leibe feſt, und alle meine Glieder waren erſtarrt, als ich auf der Stelle ankam, wo noch am Morgen unſere Hütte ſtand. Jetzt war ſie nicht mehr da. Ich wußte wohl, daß die Alte einen andern, mir bekannten

Platz gewählt hatte, aber wenn ſie aufbrechen wollte, das hatte ſie mir nicht geſagt.

Nun ging ich den Spuren nach. Bald fühlte ich keine Kälte mehr, wohl aber jenen Drang zum Schlafen, der unter ſolchen Umſtänden gewöhnlich dem Tode vorherzugehen pflegt. Das wußte ich, und ſtrengte daher alle meine Kräfte an, aber meine ganze Willenskraft mußte ich aufbieten, um nur ſo weit meiner Herr zu bleiben, daß ich mich nicht an die Erde legte. Doch verlor ich endlich, wie lange, kann ich nicht ſagen, alles Bewußtſein; und als ich wieder zu mir ſelbſt kam, fand ich, daß ich mich lange in einem Umkreiſe von zwanzig bis höchſtens fünf und zwanzig Klaftern herumgedreht hatte.

Nun ſuchte ich wieder die Spuren auf und ſah bald in der Ferne ein Licht. Auf das ging ich zu, verlor aber bald abermals meine Beſinnung. Wäre ich gefallen, nie würde ich wieder aufgeſtanden ſein; zum Glücke drehete ich mich aber auch dieſes Mal wieder rund um. Endlich, in der Hütte angelangt, ſank ich zu Boden, blieb aber meiner Sinne mächtig. Noch jetzt ſehe ich den Glanz des Heerdes, der von den eisbedeckten Wänden widerſtrahlte; höre noch, wie meine Mutter mir ſagte, ſie hätte mich erwartet und deßhalb ein großes Feuer unterhalten; ſie wäre in dem Glauben geweſen, daß ich nicht ſo lange auf der Jagd bleiben würde, und doch gewiß gewußt hätte, daß ſie umziehen wolle. Einen Monat lang konnte ich nicht ausgehen; denn Geſicht, Hände und Füße hatten ſehr vom Froſte gelitten.

Ich ging erſt wieder aus, als das Wetter milder wurde und der Schnee zu ſchmelzen anfing. Als ich eines Tages am Ufer des Aſſinneboin mit Waw-be-be-naiſ-ſa auf- und abging, bekamen wir wohl an zweihundert Elendthiere zu Geſichte, die ſich auf einer kleinen, beinahe ganz vom Fluſſe umringten Prairie umhertrieben. Wir ſtellten uns beide auf die Landzunge, durch welche die Halbinſel mit dem übrigen Lande zuſammenhing, und die etwa zweihundert Klafter breit ſein mochte. Die eingeſchüchterten Elendthiere wollten ſich nicht auf das glatte Eis wagen, und fingen an, rund um auf der Prairie zu laufen. Einige kamen uns in den Schuß, und wir erlegten zwei, auf die wir ſogleich zuliefen. Nun aber theilte ſich das Rudel

in zwei Züge; das eine wollte über das Eis entfliehen, und dieſes verfolgte ich, während Waw=be=be=naiſ=ſa dem andern nachſetzte, welches dem höher liegenden Lande zu eilte.

Die erſchreckten Thiere drängten ſich auf dem glatten Eiſe ſo dicht aneinander, daß es einbrach, und da ſie nichts deſto weniger ſich anſtrengten, das jenſeitige Ufer zu erreichen, ſo brachen ſie ſich einen Weg durch. Ich lief neben ihnen her, und hoffte aller derer habhaft zu werden, die ich tödten würde; denn das Waſſer war nicht ſo tief, daß ſie hätten erſaufen können. Alle meine Kugeln verſchoß ich und ſtach außerdem zwei mit dem Meſſer todt; aber nach wenigen Minuten verſanken die, welche ich erlegt, unter das Eis; nur eins, welches eben am Ufer hinaufklomm, bekam ich. So hatten wir von zweihunderten nur vier. Waw=be=be=naiſ=ſa verließ mich auf der Stelle, eilte zu den Handelsleuten, und verkaufte ihnen alle vier Elendthiere als ſein Eigenthum, wiewohl er nur zwei geſchoſſen hatte.

Wa=me=gon=a=biew konnte damals nicht auf die Jagd gehen, denn er hatte ſich im Rauſche dermaßen verbrannt, daß er nicht auf den Füßen zu ſtehen vermochte. Einige Tage darauf ging ich mit Waw=be=be=naiſ=ſa wieder auf die Jagd; wir ſahen auch bald mehre Elendthiere, und kamen durch das unebene Gelände begünſtigt ihnen ziemlich nahe. Ich hatte ein großes, fettes Männchen auf's Korn genommen; aber jener ſagte mir: „Schieß nicht, Bruder, Du könnteſt fehlen; es iſt das beſte Thier im ganzen Rudel; ich will es erlegen; ziele auf ein anderes.“ Ich legte alſo auf eins an, das ſich gelegt hatte; wir drückten zuſammen ab; und ich traf, während er fehlſchoß. Das Rudel ſtob auseinander, und ohne ihn nur anzuſehen, machte ich mich auf, um meine Beute zu verfolgen.

An demſelben Tage ſchoß ich noch zwei Elendthiere, denn ſie waren ſo abgemattet, daß man ihnen leicht nahe kommen konnte. Mit dem Dunkelwerden ging ich nach der Hütte zurück, wohin Waw=be=be=naiſ=ſa etwas Fleiſch mitgebracht hatte. Als ich eintrat, erzählte er eben den Uebrigen, wie er ein Elendthier erlegt hätte. „Es freut mich ſehr, daß Du eins geſchoſſen haſt; ich habe drei erlegt, und morgen werden wir vollauf haben,“ ſprach ich zu ihm, ahnete aber, daß ſich die Sache

nicht ſo verhielt, wie er ſagte, und zog ihn bei Seite. Da geſtand er mir denn, er hätte gar nichts geſchoſſen, und das mitgebrachte Fleiſch von einem meiner zurückgelaſſenen Elendthiere genommen. Noch einmal ging er zu den Handelsleuten, und verkaufte alle drei als ſein Eigenthum. Die Alte aber, als ſie Alles erfuhr, machte ihm ſo bittere Vorwürfe über ſein ſchlechtes Betragen, daß er ſich von uns wegpacken mußte. Wa-me-gon-a-biew, der zur Zeit des Blätterfalles (im Herbſte) die Tochter eines Oſchibbeway zum Weibe genommen hatte, verließ uns auch, um bei ſeinem Schwiegervater zu leben. So beſtand denn unſere Familie nur noch aus Net-no-kwa, mir, Bahwetig, ihrer Enkelin, einem Sohne Taw-ga-we-ninne's, Ke-zhik-o-we-ninne, der eben aus den Kinderjahren trat, und zwei kleinen Kindern. So war ich denn zum erſten Male ganz allein mit derſelben, und hatte den ganzen Winter hindurch für ihren Unterhalt zu ſorgen, ohne daß mich Jemand dabei unterſtützte. Waw-be-be-naiſ-ſa hielt ſich etwa eine Tagereiſe von uns entfernt auf. Ich hatte in der guten Jahreszeit viele Biber und andere Thiere erlegt; auch waren wir gut mit Decken und Kleidungsſtücken verſehen, und hatten einen ziemlichen Vorrath von Lebensmitteln.

Eines Morgens, da es ſehr kalt war, und ich auf die Jagd gehen wollte, nahm ich meinen Silberſchmuck ab und hing ihn in der Hütte auf. Als mich die Alte fragte, warum das geſchähe, entgegnete ich, er wäre mir bei ſo kaltem Wetter läſtig, auch könnte ich ihn beim Verfolgen des Wildes leicht verlieren. Sie machte mir zwar einige Gegenvorſtellungen, aber ich blieb bei meinem Vorſatze und ging endlich fort. Zu derſelben Zeit machte ſich Net-no-kwa auf, um Waw-be-be-naiſ-ſa zu beſuchen; ſie wollte zwei Tage abweſend bleiben. Unſere Hütte wurde alſo nur von Skwahſchiſch (ſo nannten wir die Bahwetig) und Ke-zhik-o-we-ninne bewacht.

Als ich ſpät in der Nacht nach einer langen und unglücklichen Jagd heim komme, finde ich die Kinder vor Kälte halb erſtarrt und laut ſchreiend neben der Aſche unſerer Hütte, die durch ihre Unvorſichtigkeit Feuer gefangen hatte. Alles war verbrannt, mein Silberſchmuck, eines meiner Gewehre, mehre Decken und viele Kleidungsſtücke; nichts blieb uns übrig, als

ein Medicinbeutel [79]) und ein kleines Faß Rum, welches ich weit weg ſchleuderte, wüthend darüber, daß der einzige Gegenſtand, der verſchont blieb, uns unnütz, ja ſchädlich war. Dem Mädchen nahm ich auf der Stelle ſeine Decke weg, und es mußte die Nacht im Schnee liegen bleiben. Ich ſagte, weil ſeine Unachtſamkeit ſchuld wäre, daß wir kein Obdach hätten, ſo wäre billig und recht, daß gerade es mehr von der Kälte zu leiden hätte, als die Uebrigen. Der Knabe ſchlief bei mir auf der warmen Aſche.

Am andern Morgen ging ich in aller Frühe abermals auf die Jagd, und nahm mir vor, erſt ſpät am Abend wiederzukommen, denn ich wußte wohl, daß die Alte ſehr zornig werden würde, wenn ſie zurückkam. Als ich mich der Hütte näherte, hörte ich ſchon von Weitem, daß ſie das Mädchen prügelte und ausſchalt, und da ſie mich erblickte, fragte ſie, warum ich es nicht auf der Stelle todt gemacht hätte. „Weil Du es nicht gethan haſt, ſo will ich es," rief ſie. — „O, Mutter, bring' mich nicht um! Ich will Dir alles bezahlen, was Du verloren haſt." — „Was haſt Du zu geben? Womit willſt Du mich bezahlen?" — „Ich will Dir den Manito geben; der große Manito wird herab ſteigen, um Dich dafür zu belohnen, daß Du mir mein Leben nicht nimmſt."

Wir hatten gar nichts zu leben und waren faſt nackt. Daher gingen wir nach Aneebs Comptoir zu Ke-new-kau-neſche-way-boant, und erhielten Credit für ſo viel, als ein Ballen Biberfelle werth war. Da wir nun wieder Decken und Kleider hatten, ſo gingen wir zu Wa-me-gon-a-biew, der nebſt ſeiner Frau uns bis zu der Stelle begleitete, wo vor Kurzem noch unſere Hütte ſtand.

Wir bauten uns, um Schutz gegen das Wetter zu haben, eine kleine Hütte aus Raſen, und bereiteten den Puk-kwi zu einem neuen Wigwam. Die Weiber arbeiteten ſehr fleißig, beſonders Skwah-ſchiſch; wenn es dunkel geworden war, und ich

79) **Medicin** bedeutet ſowohl Amulete als Arzneimittel. Der Medicinbeutel, in welchem dieſe Dinge aufbewahrt werden, iſt etwas geheiligtes; man verfertigt ſie gewöhnlich aus Biber- oder Otterfell, und er iſt meiſt ſehr zierlich ausgeſchmückt. Jede Familie als Geſammtheit und außerdem noch jedes Individuum hat einen ſolchen.

von der Jagd zurück kam, halfen Wa-me-gon-a-biew und ich, ſo daß nach einigen Tagen die Hütte fertig da ſtand, und mein Bruder, nachdem er drei Elendthiere erlegt, wieder fort ging.

Bald hatten wir wieder Ueberfluß, und mit demſelben kehrte auch die gute Laune zurück. Eines Abends rief die Alte das Mädchen zu ſich, und fragte, ob es ſich noch ſeines Verſprechens erinnere. Skwah-ſchiſch antwortete nicht, und Net-no-kwa benutzte dieſe Gelegenheit, um ihm begreiflich zu machen, wie unrecht es ſei, ſich des Namens der Gottheit auf eine leichtfertige unehrerbietige Weiſe zu bedienen.

Zwölftes Capitel.

Ahornzucker-Ernte. — Schnee und Froſt im Frühlinge. — Rüſtungen zum Kriege. — Der Feldzug ſchlägt fehl. — Zuſammentreffen am Biberteiche. — Gaſtfreundſchaft. — Eine vermeintliche Stadt. — Die Prairie. — Der bauchredende Arzt.

Wir blieben an jener Stelle bis zum Frühjahre, und gingen erſt, als die Zeit der Zuckerernte nahete, zu Ke-new-kau-neſche-way-boant. Wir baten die Indianer, welche dort wohnten, uns einige Ahornbäume zu überlaſſen, und ſie wieſen uns einen Platz an, auf dem nur einige wenige ſtanden, die noch dazu ſehr dünn und ſchwach waren. Darüber war Net-no-kwa unwillig und wollte nicht bleiben. Als wir demnach zwei Tage lang weiter gewandert waren, fanden wir, was wir ſuchten, und in der Umgegend viele Biber. Da wir eben mit der Zuckerernte fertig wurden, kam Wa-me-gon-a-biew mit ſeinem Schwiegervater und der ganzen zahlreichen Familie; Alle waren in einem ſehr traurigen Zuſtande, wir dagegen in einer Lage, die uns möglich machte, ihnen Einiges zu geben; als ihnen aber die Alte zehn meiner beſten Biberhäute ſchenkte, konnte ſie nicht unterlaſſen, hinzuzufügen: „Dieſe Biber und noch

vieles Andere hat mein junger Sohn getödtet, der doch nicht ſo erfahren und ſchwächer iſt als Du und Wa-me-gon-a-biew.“ Sie gab das Geſchenk ſehr ungern; und dem Alten ſchien die ganze Sache ſehr peinlich.

Einige Tage nachher verließen ſie uns, um ſich zu den Handelsleuten zu begeben; und Waw-be-be-naiſ-ſa kam zu uns, als wir eben im Begriffe waren, nach dem Comptoir am Mooſe-River aufzubrechen. Die Blätter wollten ſchon ausſchlagen, und wir fingen bereits Störe im Fluſſe, als plötzlich Schnee fiel, und zwar ſo tief, daß er mir bis an die Kniee reichte. D[illegible] fror es, daß die Bäume Riſſe bekamen, wie mitten im [illegible]ele ſtarben ab, und das Waſſer erhielt eine dicke [illegible]

[illegible] Comptoir am Mooſe-River verſammelten ſich die Aſſinneboins, die Kris und die Oſchibbeways abermals, um den Mandanen Hülfe zu leiſten gegen die A-gutſch-a-ninne-wugs, einen Stamm, von dem ich ſchon geſprochen habe. Ich bekam Luſt, ſie zu begleiten, und ſagte zur Alten: „Ich will mit meinen Oheimen gehen, die zu den Mandanen ſtoßen.“ Sie wollte mir meinen Vorſatz ausreden, und nahm mir Gewehr und Mocaſſins weg, als es ihr nicht gelang. Dadurch wurde ich aber nur um ſo hitziger, und ich folgte den Indianern barfuß und ohne Waffen, in der Hoffnung, Einer oder der Andre würde mir wohl aushelfen. Aber ich hatte mich verrechnet, denn Niemand ſchenkte meinen Bitten Gehör.

Ich war ärgerlich und mißvergnügt, und ſah wohl ein, daß mir nichts weiter übrig blieb, als zu den Weibern und Kindern zurückzukehren und bei ihnen zu bleiben. Mein Gewehr forderte ich von der Alten nicht zurück, ſondern nahm meine Fallen, verließ die Hütte und kam nicht eher wieder, als bis ich ſo viele Biberfelle hatte, daß ich mir dafür eine andere Flinte eintauſchen konnte. Meine Kampfluſt war aber bedeutend abgekühlt. Den meiſten Weibern, welche die Krieger zurückgelaſſen hatten, fehlte es bald an Lebensmitteln, und nur mit Mühe gelang es mir, von den zurückgebliebenen Knaben und Greiſen die Hungersnoth abzuhalten.

Endlich kehrten die Krieger zurück. Sie hatten aber wenig oder gar nichts ausgerichtet, und wir trennten uns. Unſere

Familie zog an den Elendthier-Fluß (Elk River), und ein Verwandter der Net-no-kwa begleitete uns. Er hieß Wau-zhe-gaw-maiſch-kum (der, welcher dem Ufer entlang geht) und hatte zwei Weiber. Das eine hieß Me-ſau-bis (Gänſedune oder Flaum.) Er hatte auch einen andern ausgezeichneten Jäger bei ſich, Kau-wa-be-nit-to (der Alle in Schrecken jagt.) Vom Mooſe-River zogen wir grade nach Norden, und kamen ſchnell vom Flecke, da wir ſechs Pferde hatten Doch gebrauchten wir manchen Tag, um zur Quelle des Elendthier-Fluſſes zu gelangen. Dort verließ uns Wau-zhe-gaw-maiſch-kum, um am Miſſouri einen Kriegszug mit zu machen; aber Kau-wa-be-nit-to blieb bei uns, und gab uns immer den beſten Theil von ſeiner Jagdbeute. Auch zeigte er mir in der Umgegend einen Teich, in welchem ſich viele Biber aufhielten.

Eines Abends, als ich dorthin ging, bemerkte ich einen Pfad, den die Biber gemacht hatten, und zwar dadurch, daß ſie Holz in den Teich ſchleppten. Ich ſtellte mich an, und hoffte bald einige ankommen zu ſehen. Kaum war Jenes geſchehen, ſo hörte ich unweit von mir ein Geräuſch, ähnlich dem, das man vernimmt, wenn eine Frau Häute klopft und zubereitet. Ich ward unruhig; denn da wir keine Indianer in jener Gegend kannten, ſo war zu befürchten, daß irgend ein feindlicher Stamm ſich in der Nähe gelagert haben möchte. Indeſſen war ich entſchloſſen, nicht zurückzugehen, ohne Gewißheit darüber zu haben; deshalb hielt ich mein Gewehr bereit, und ging vorſichtig auf dem Pfade weiter. Ich konnte ſehr weit und gerade aus ſehen, und ging ein wenig weiter vor; da blickte ich zur Seite, und ſehe dicht neben mir im Gebüſche, kaum einen Schritt vom Pfade entfernt, einen nackten Indianer, deſſen Körper bemalt war. Er lag platt auf dem Bauche, und hielt, eben ſo wie ich, ſein Gewehr im Anſchlage. In demſelben Augenblicke, und ohne zu wiſſen, was ich thue, ſpringe ich auf die andere Seite des Pfades, und will eben losbrennen. Da lacht Jener laut auf, meine Furcht verläßt mich, der Indianer ſteht auf, und redet mich in der Oſchibbewayſprache an.

Er hatte, gerade wie auch ich, geglaubt, es hielten ſich in der Umgegend außer ihm und ſeiner Familie keine andern Indianer auf. Er war aus ſeiner Hütte gekommen, die nur we-

Elk River), und ein
s. Er hieß Wau-zhe-
entlang geht) und hatte
bis (Gänſedune oder
sgezeichneten Jäger bei
ſchrecken jagt.) Vom
ven, und kamen ſchnell
Doch gebrauchten wir
hier-Fluſſes zu gelan-
iſch-kum, um am Miſ-
aber Kau-wa-be-nit-to
beſten Theil von ſeiner
Umgegend einen Teich,

g, bemerkte ich einen
d zwar dadurch, daß
ſtellte mich an, und
Kaum war Jenes ge-
Geräuſch, ähnlich dem,
te klopft und zuberei-
ine Indianer in jener
aß irgend ein feindli-
ben möchte. Indeſſen
ohne Gewißheit dar-
wehr bereit, und ging
onnte ſehr weit und
ter vor; da blickte ich
Gebüſche, kaum einen
en Indianer, deſſen
n Bauche, und hielt,
. In demſelben Au-
hue; ſpringe ich auf
ben losbrennen. Da
mich, der Indianer
ayſprache an.
bt, es hielten ſich in
lie keine andern In-
ommen, die nur we-

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6"

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

CIHM/ICMH
Microfiche
Series.

CIHM/ICMH
Collection de
microfiches.

Canadian Institute for Historical Microreproductions / Institut canadien de microreproductions historiques

© 1983

nig höher lag, als der Biberteich, und ſehr erſtaunt geweſen, als er einen Menſchen durch das Geſträuch gehen hörte. Er hatte mich zuerſt geſehen, und da er nicht wiſſen konnte, ob ich Freund oder Feind war, ſich verſteckt. Nachdem ich Einiges mit ihm geredet, ging er mit mir nach der Hütte und Net-no-kwa erkannte in ihm einen Verwandten. Er blieb mit ſeiner Familie etwa zehn Tage bei uns und lagerte ſich darauf in einiger Entfernung.

Zum zweiten Male hatte ich die trübe Ausſicht, einen ganzen Winter lang ganz allein für den Unterhalt der Familie ſorgen zu müſſen. Als aber der erſte Froſt eintrat, kamen ſieben Naudoways-Jäger (Nadoweſſier), unter ihnen ein Neffe Net-no-kwa's, von Mo-ne-ong (Montreal), und beſchloſſen bei uns zu bleiben. Während die Blätter abfielen und im Anfange des Winters tödteten wir viele Biber. Ich war ein beſſerer Jäger als fünf von den Naudoways, und fing jeden Tag mehr Biber, als jeder Einzelne von ihnen, wiewohl ſie Mann für Mann zehn Fallen harten, und ich nur ſechs. Die beiden Anderen aber thaten es mir in Allem zuvor.

Während des Winters nahmen wir noch zwei Naudoways in unſer Lager auf, welche für die Pelz-Compagnie jagten. Von den Oſchibbeways-Indianern wurden ſie Way-met-e-gooſch-ſche-wug, (die franzöſiſchen Chippeways) genannt. Da bald nach ihrer Ankunft das Wild ſeltener wurde, und wir anfingen, Mangel an Nahrungsmitteln zu leiden, ſo kamen wir überein, ſämmtlich auf die Biſonjagd zu ziehen. Am Abend kamen alle Jäger heim, zwei Naudoways, einen großen jungen Mann und einen Greis ausgenommen. Am nächſten Morgen erſchien der jüngere mit einer eben erſt zubereiteten Biſonhaut, ſo wie einem herrlichen Paare Mocaſſins, und erzählte, er habe auf ſeinem Streifzuge ſieben Hütten der Kris gefunden und Mühe gehabt, ſich dieſen Leuten verſtändlich zu machen, ſei aber endlich in eine der Hütten aufgenommen, gut bewirthet und die Nacht über beherbergt worden. Am Morgen hatte er die Biſonhaut, auf welcher er geſchlafen, zuſammengelegt, um ſie wieder zurückzugeben, man hatte ſie ihm aber geſchenkt, und von einer Frau, die bemerkte, daß ſeine Mocaſſins nicht mehr im beſten Zuſtande waren, erhielt er die neuen.

Solche Gaſtfreundſchaft iſt unter den Indianern, welche noch wenig Verkehr mit den Weißen haben, ſehr gemein; ſie iſt die Haupttugend, über welche die Alten in ihren Abendgeſprächen den Kindern gute Lehren geben; die Naudoways aber waren in der Gegend, aus welcher ſie kamen, wenig an eine ſolche Behandlung gewöhnt.

Bald darauf kam auch der Greis zurück. Er erzählte, er habe fünfzig Hütten der Aſſinneboins angetroffen, und ſei von ihnen ſehr gut aufgenommen worden, und dieſe Indianer hätten Ueberfluß an Lebensmitteln und ſehr gaſtfreundliche Sitten. Er brachte zwar keine augenſcheinlichen Beweiſe für ſeine Behauptungen bei, äußerte aber, wir könnten nichts Beſſeres thun, als uns an jene Aſſinneboins anzuſchließen. Am andern Morgen, als wir im Begriffe ſtanden, ſeinem Rathe zu folgen, ſprach er: „Ich bin noch nicht fertig, ich muß erſt meine Mocaſſins zurecht machen." Da gab ihm ein junger Jäger, um allen weitern Aufſchub zu vermeiden, ein Paar neue; worauf er weiter ſprach, er müſſe ſich aus ſeiner Decke erſt ein Paar Beinſchienen ſchneiden. Einer unſerer Gefährten hatte dergleichen übrig und gab ſie ihm, worauf er noch allerlei anderes nöthig zu haben vorgab, was er Alles erhielt. Da aber ſein Zögern und Ausflüchte ſuchen kein Ende nahm, ſo wurden wir mißtrauiſch, und endlich brachten einige von uns, die ſeinen Spuren gefolgt waren, heraus, daß er ſich gar nicht weit von unſeren Hütten entfernt, gar keine Indianer getroffen und überhaupt ſeit geſtern Morgen nichts gegeſſen hatte.

Die fünfzig Hütten der Aſſinneboins beſtanden lediglich in ſeiner Einbildung, und wir ſuchten daher die Kris auf, welche der junge Naudoway getroffen hatte. Unterwegs fanden wir durch Zufall eine andere Bande von demſelben Stamme. Die Leute waren uns fremd, wir fragten aber nach ihrem Häuptlinge und ſetzten uns am Heerde nieder. Die Weiber ſtellten Keſſel auf das Feuer, und zogen aus einem Sacke Etwas r, das wir nicht kannten, und das unſere Neugierde erregte. Als das Eſſen bereit war, erfuhren wir, daß es kleine, kaum einen Zoll lange Fiſche waren; einer ſo lang, wie der andere. Nachdem ſie in den Keſſel geworfen waren, wurden ſie bald zu einer feſten, gallertartigen Maſſe. Dieſe kleinen

Fiſche, von denen wir ſeitdem häufig welche fingen und aßen, findet man in den tiefen Stellen von Teichen, welche nicht viel Waſſer haben; dort ſammeln ſie ſich in ſolchen Maſſen, daß man Hunderte auf einmal mit bloßen Händen greifen kann.

Nachdem wir uns geſättigt hatten, unterſuchte eine Indianerin, die des Häuptlings angeſehenſte Frau zu ſein ſchien, unſere Mocaſſins und gab Jedem ein paar neue. Dieſe Indianer waren auf der Reiſe und verließen uns bald. Daher beſchloſſen wir, ein Sunjegwun oder ein Verſteck von allen den Dingen zu machen, die uns unterwegs hätten beläſtigen können, und dann auf die Biſonjagd zu gehen. Wir folgten dem Pfade der Kris, die wir auf der Prairie trafen.

Es war in der Mitte des Winters. Bald nachher wurde der junge Naudoway, welcher uns geführt hatte, krank, und ſeine Freunde baten einen alten Arzt, welcher zu der Kris-Bande gehörte und Muk-kwah (der Bär) hieß, ihn wieder geſund zu machen. „Gebt mir," ſprach der Alte, „zehn Biberhäute, dann will ich meine Kunſt an ihm zeigen." Wir hatten unſer Pelzwerk im Sunjegwun gelaſſen, und ſeitdem nur neun Biber getödtet; der Alte nahm die neun Felle, ein Stück Tuch ſtatt des Zehnten, und bereitete ſeine Hütte zur Aufnahme des Kranken, der auf eine Matte neben das Feuer geſetzt wurde. Der alte Muk-kwah war ein ziemlich ſchlechter Bauchredner und ein Arzt, der in nicht beſonders hohem Rufe ſtand. Er ahmte, ſo gut es eben angehen wollte, einige Töne nach, und wollte die Umſtehenden glauben machen, ſie kämen aus der Bruſt des Kranken. Endlich ſagte er, er erkenne deutlich das Geräuſch eines böſen Feuers in der Bruſt des Naudoway, legte dieſem die eine Hand auf's Herz, die andere und den Mund auf den Rücken, rieb ihn, und blies ſo lange, bis endlich eine kleine Kugel, wie durch Zufall, auf die Erde fiel. Er fuhr aber dennoch fort zu blaſen und zu reiben, warf die kleine Kugel bald weit weg, drehte ſie bald zwiſchen ſeinen Händen, und warf ſie endlich in's Feuer, wo ſie mit einigem Kniſtern verbrannte, wie es feuchtes Pulver thut.

Dieſes überraſchte mich nicht im Mindeſten, denn ich hatte geſehen, daß er an die Stelle, wohin die Kugel fiel, etwas Pulver geſtreuet hatte. Er mochte aber wohl merken, daß die

Naudoways wenig von ihm erbauet waren, und äußerte nun, der Kranke habe eine Schlange im Leibe, die er erſt am andern Tage herausſchaffen könne. Bei dieſer zweiten Sitzung machte er ähnliche Vorkehrungen und Albereien, und wies zuletzt eine kleine Schlange vor, die er aus dem Kranken herausgelockt haben wollte. Eine Weile lang hielt er ſeine Hand auf die Stelle, wo ſie, wie er ſagte, herausgekommen wäre, damit Alles wieder zuſammenheile. Tödten wollte er die Schlange nicht, verwahrte ſie aber ſorgſam, damit ſie nicht in den Körper irgend eines andern Indianers überginge. Dieſe ſchlecht durchgeführte Betrügerei äußerte natürlich auf den Zuſtand des Kranken nicht die mindeſte Wirkung, und gab den Nadoweſſiern viel zu lachen; ſie konnten ihm bald ſeine verſchiedenen Töne nachmachen, und verhöhnten ihn überall auf das Bitterſte. Einige achtbare Männer unter den Kris gaben uns den Rath, fernerhin keinerlei Hülfe bei Muk-kwah zu ſuchen; denn ſie hielten ihn für närriſch, was er auch war.

Dreizehntes Capitel.

Jagdrecht. — Gaſtfreundliche Canadier. — Trunkenheit. — Kaninchenjagd. — Es werden einhundert und achtzig Pferde weggenommen. — Das geſchlagene Pferd und die verlaſſene Frau.

Ich hatte damals einen Zwiſt mit einem Naudoway, welcher für die Way-me-ta-gu-ſche-wugs-Chippeways jagte. Er war ſpäter als ich dorthin gekommen, und hatte daher gewiß nicht mehr Recht zum Jagen, als ich; und doch beklagte er ſich, daß ich ein paar Mal Bezirke durchſtreift hatte, auf die er allein ein Anrecht zu haben vermeinte. Ich hatte vor Kurzem eine Menge Biber entdeckt, legte meine Fallen, und ließ ſie wie gewöhnlich bis zum andern Tage liegen. Als ich am nächſten Morgen nachſehe, finde ich, daß jener Indianer meiner Spur

gefolgt iſt, meine Fallen in den Schnee geworfen, und dafür die ſeinigen aufgeſtellt hat. Es hatte ſich nur ein Biber gefangen, den nahm ich, und legte, ganz ſeinem Beiſpiele folgend, meine Fallen wieder hin. Die Sache wurde bald ruchtbar; aber alle Indianer, die Naudoways nicht ausgenommen, erklärten ſich gegen ihn, und verſprachen mir ihren Beiſtand. Bei Angelegenheiten dieſer Art hat das, was bei einem Stamme herkömmlich iſt, Geſetzes Kraft, und wer dagegen handelt, darf nirgend auf Unterſtützung hoffen. Unterdrückung oder Ungerechtigkeit, die ein Mann an dem andern in Privat-Angelegenheiten ausübt, kommen ſelten bei den Indianern vor.

Wir blieben etwa einen Monat in der Prairie, ehe wir nach der Hütte zurückkehrten, in welcher wir die Alte gelaſſen hatten. Darauf gingen wir nach dem Comptoir am Elk-River. Ich hatte mich von den Naudoways getrennt und war mit meiner Familie allein. In unſerer Nachbarſchaft ſtand eine Hütte der Tus-kwaw-go-mees aus Canada. Als ich ſie das erſte Mal beſuchte und unter ihr Dach trat, wußte ich nicht, wer ſie waren. Der Mann kam auf mich zu, nahm meine Schneeſchuhe, ſtellte ſie an's Feuer, damit ſie trocknen ſollten, und gab ſie, da er ſah, daß ſie einiger Ausbeſſerung bedürftig waren, einem Greiſe in die Hand. Bis dieſer ſie wieder zurecht gemacht, ging ich mit ihm auf die Jagd. Er tödtete an jenem Tage mehre Biber, die er ſämmtlich mir gab. Dieſes freundliche Benehmen jener Familie blieb daſſelbe, ſo lange wir uns in ihrer Nachbarſchaft befanden. Ihre Sprache hat Aehnlichkeit mit jener der Oſchibbeways, und weicht nicht mehr von ihr ab, als etwa die der Kris von jener der Muskegoes.

Als die Zeit der Zuckerernte herannahete, verlegte ich mein Lager etwa zwei Meilen unterhalb des Forts am Elk-River. Die Zuckerbäume, welche von den Indianern Sche-ſche-ge-ma-winzhs genannt werden, ſind von derſelben Art, wie die, welche man in den Thälern am obern Miſſiſippi findet, wo die Weißen ſie Flußahornbäume nennen. Sie ſind groß, ſtehen aber ſehr zerſtreut, und deshalb machten wir zwei Lagerplätze, auf jeder Seite des Fluſſes nämlich eins. Ich blieb allein auf dem einen Ufer, die Alte mit den Kindern auf dem andern. Während ich den Zucker ſammelte, tödtete ich eine Menge Enten,

Gänſe und Biber. Neben meinem Lager war eine Quelle, aus welcher die Handelsleute oft Salz holten, das ſie an Ort und Stelle bereiteten. Sie hat etwa dreißig Fuß im Durchmeſſer, ihr Waſſer iſt blau, und man hat mit den längſten Stangen nicht auf den Grund reichen können. Sie liegt ganz nahe am Elk-River, zwiſchen dem Aſſineboin und dem Sas-kaw-ja-wun, etwa zwanzig Tagereiſen vom Comptoir am Winnipeg-See entfernt. In jener Gegend ſind überhaupt viel ſalzige Quellen und Seen vorhanden; eine zweite von ſo beträchtlichem Umfange iſt mir aber nicht vorgekommen.

Ich traf dort mit einem Weißen zuſammen, der ſich viel mit mir beſchäftigte, und mich bewegen wollte, ihm nach England zu folgen. Aber ich war bange, er möchte mich im Stiche laſſen, und es mir dann unmöglich ſeyn, wieder zu meinen Verwandten, wenn deren in den Vereinigten Staaten noch am Leben waren, zu gelangen. Auch war mir das Jägerleben zu lieb geworden, einmal, weil es für meinen Lebensunterhalt nothwendig war, und ſodann, weil es mir Vergnügen machte; ich ſchlug darum alle ſeine Anträge ab: Unter den Indianern, die ſich im Frühjahre beim Comptoir verſammelten, fand ich auch unſern alten Gefährten und Freund Pe-ſchau-ba. Der ganze Ertrag der Winter- und Frühlingsjagd, aller Zucker, kurz jegliches, was ſie nur beſaßen, wurde von den Indianern gegen Whiskey vertauſcht. Als Alles verſoffen war, holte Net-no-kwa noch ein zehn Gallonen haltendes Faß hervor, das ſie im vergangenen Jahre hinter einer Platte am Heerde des Comptoirs verſteckt hatte.

Auf dieſes Schwelgerleben, während deſſen es an Zank, Streit und Ungebührlichkeiten aller Art nicht fehlte, folgte wie gewöhnlich Hunger und Elend. Einige Indianer ſchlugen, um dem Mangel abzuhelfen, ein Auskunftsmittel vor, welches darin beſtand, daß jeder anweſende Jäger ſich alle Mühe geben ſollte, möglichſt viele Kaninchen zu fangen. Es war ein förmlicher Wettkampf, in welchem ich den Pe-ſchau-ba, einen der beſten Jäger, und der mich in der Jagdkunſt unterwieſen hatte, übertraf. Wenn es aber darauf ankam, größere Thiere zu erlegen, dann that er es mir immer zuvor.

Vom Comptoir reiſeten wir über den Schwanenfluß und den Me-nau-ko-nos-keeg nach dem rothen Fluſſe; hielten jedoch unterwegs an, um, von Nau-ba-ſchiſch, einem jungen Menſchen, welcher ſich uns ſeit einigen Tagen angeſchloſſen hatte, unterſtützt, Biber zu fangen. Bald entdeckte ich Spuren von Indianern, die kaum zwei Tage vor uns deſſelben Weges gezogen ſein mußten. Ich beſchloß, ſie einzuholen, ließ die Alte nebſt den übrigen Familiengliedern bei Nau-ba-ſchiſch zurück, ſetzte mich auf mein beſtes Pferd, und ritt den Spuren folgend durch die Prairie.

Nachdem ich einige Stunden ſcharf hatte austraben laſſen, kam ich an eine Stelle, wo noch am vorigen Abend eine Hütte geſtanden hatte; und mein Pferd ſetzte über einen im Wege liegenden Baumſtamm, als ein Prairiehuhn [1]) aufflatterte. Das Roß ward ſcheu und warf mich ab, ſo daß ich an den Baumſtamm fiel und dann auf die Erde hinabſank. Den Zügel hatte ich nicht losgelaſſen, und das Pferd mich mit beiden Vorderhufen auf die Bruſt getreten. So lag ich mehre Stunden da, und faßte endlich, da ich wieder aufgeſtiegen war, den Entſchluß, mich zu den Indianern zu begeben, weil ich dieſen näher zu ſeyn glaubte, als meiner eigenen Hütte. Als ich ſie eingeholt hatte, konnte ich kein Wort hervorbringen; ſie ſahen aber gleich, daß ich Schaden genommen hatte, und waren recht gut gegen mich. Mein Sturz war ſehr gefährlich geweſen und die Folgen deſſelben ſpüre ich bis auf den heutigen Tag.

Meine Hauptabſicht, welche mich bewog, dieſe Indianer zu beſuchen, war keine andere, als mich nach Wa-me-gon-a-biew und deſſen Lage zu erkundigen. Sie waren ihm aber noch nicht begegnet. Jetzt hielt ich es für das Beſte, die Alte am Me-nau-ko-nos-keeg zurückzulaſſen und allein nach dem rothen Fluſſe zu gehen. Ich beſaß vier Pferde, und eines derſelben, ein ſchönes, munteres Thier, galt für das beſte unter den einhundert und achtzig Stücken, welche ein aus Kris, Aſſinneboins und Oſchibbeways beſtehender Kriegerhaufen den Fall-Indianern abgenommen hatte. Während eines ſieben Monate dauern-

---

1) Tetrao urophasianus des Bonaparte; die Amerikaner nennen es Prairie-Hen. Es iſt beſonders häufig am obern Miſſouri.

den Feldzuges hatten die Krieger ein Dorf zerſtört, einhundert und funfzig Schädelhäute erbeutet und viele Gefangene gemacht.

Am zehnten Tage nach meiner Abreiſe vom Me-nau-ko-nos-keeg erreichte ich das Comptoir am Mooſe-River, und vernahm dort, daß Wa-me-gon-a-biew ſich zu Pembina am rothen Fluſſe aufhalte. Herr Mackee gab mir einen Führer mit, der mich bis zur Quelle des Fluſſes von Pembina geleitete, wo ich den Handelsmann Aneeb traf, von welchem ich ſchon einmal geſprochen habe. Eine Tagereiſe von ſeiner Hütte entfernt, fand ich die Wohnung von Wa-me-gon-a-biew's Schwiegervater, der mich aber, weil ſein Schwiegerſohn gerade abweſend war, nicht ſehr herzlich aufnahm. Er wohnte neben einer Bande Kris, die etwa hundert Hütten haben mochten. Da ich wohl ſah, daß die Sachen nicht ſo ſtanden, wie ich wünſchte, ſo ſchlief ich Nachts bei einem alten Kri, den ich anderweitig kennen gelernt hatte. Dieſer ſprach am andern Morgen zu mir: „Ich fürchte, ſie machen Dir Dein Pferd todt. Sieh einmal nach, wie ſie damit umgehen.“ Ich eilte demnach fort, und ſah denn auch, daß mehre junge Menſchen und Kinder mein Pferd zu Boden geriſſen hatten und ſchlugen. Mehre hielten es feſt, und ein Mann ſtand auf dem Leibe und prügelte es, ſoviel nur ſeine Kräfte erlaubten. „Mein Freund,“ [1]) rief ich ihm zu, „ſteig' mal da hinunter.“ — „Das will ich wohl bleiben laſſen,“ erhielt ich zur Antwort. — „Nun, ſo ſollſt Du denn ſehen, wie Dir es geht,“ ſprach ich, warf ihn um, riß einigen andern den Zügel aus den Händen, und führte das Pferd nach der Behauſung des alten Kri. Es hat ſich aber nie wieder recht erholt, ſo ſchändlich hatten ſie es behandelt.

Ich wollte natürlich den Grund eines ſo auffallenden Benehmens wiſſen, und erfuhr endlich, daß Wa-me-gon-a-biew nach einem Zwiſte, den er mit ſeinem Schwiegervater gehabt, ſeine Frau verlaſſen hatte. Bei jener Gelegenheit waren das Pferd und der Hund des Alten getödtet worden, und nun hatten ſeine jüngern Freunde auf meine Koſten Rache genommen. Wa-me-gon-a-biew hatte, wie mir es ſchien, anfangs keine

1) Needjee (Nidſchi), mein Freund, hat bei den Indianern denſelben Sinn, wie bei uns, und wird auch bei drohenden Anreden gebraucht, wie in dieſem Falle.

Schuld gehabt; er behandelte ſeine Frau, wie jeder andere Indianer, und hatte ſie nur verlaſſen, weil der Alte ſich nicht von ihr trennen wollte, und von ihm verlangte, er ſolle ihn auf allen ſeinen Zügen begleiten. Wa-me-gon-a-biew wollte nicht ſo abhängig ſein, hatte ſich aber ſo lange ruhig und friedlich gehalten, bis die Verwandten ſeiner Frau ihn zuerſt angriffen.

Da ich allein war, ſo fürchtete ich, ſie möchten auch mich verfolgen und ſchlecht behandeln. Das ließen ſie indeſſen bleiben, und ungehindert erreichte ich am andern Tage die Hütte, in welcher damals Wa-me-gon-a-biew mit ſeiner zweiten Frau wohnte. Sein neuer Schwiegervater, den ich ſchon länger kannte, war ſehr erſtaunt, als er hörte, daß ich vom Me-nau-ko-nos-keeg kam; denn man pflegt in jener Gegend nicht gern allein zu reiſen.

Nachdem ich vier Tage mit meinen Freunden gejagt hatte, machte ich mich, von Wa-me-gon-a-biew begleitet, auf den Rückweg zu Net-no-kwa. Wir mußten in dem Dorfe, wo ſie mir hatten mein Pferd todt ſchlagen wollen, anhalten. Der Alte war gerade nicht da, kam aber, als er von unſerer Ankunft hörte, mit ſeinen Brüdern eilig herbei.

Wir ſchliefen in jener Nacht in einer Hütte, die unweit vom Zelte des Handelsmannes lag. Ich hatte mir vorgenommen, wach zu bleiben, denn ich fürchtete, beſtohlen oder ſchlecht behandelt zu werden; doch die Müdigkeit übermannte mich und ich ſchlief ein. Es war ſchon ziemlich ſpät in der Nacht, als Wa-me-gon-a-biew mich weckte, um mir zu ſagen, daß der Alte dageweſen ſei und ihm ſein Gewehr unter dem Kopfe weggenommen habe. Er ſei völlig wach geweſen, habe ſich aber unter ſeiner Decke ganz ruhig gehalten und ſeinen vormaligen Schwiegervater nicht aus den Augen gelaſſen; dieſer ſei nach vollbrachtem Diebſtahl aus der Hütte hinausgegangen. Ich antwortete, es geſchehe ihm ganz recht, und er habe verdient, ſein Gewehr einzubüßen, weil er geſtattet, daß ein Greis ihm daſſelbe unter dem Kopfe habe wegnehmen dürfen. Meine Bemühungen, ihm daſſelbe wieder zu verſchaffen, blieben fruchtlos.

Vierzehntes Capitel.

Mangel und Gefahren. — Der weiße Kranich. — Reize und Annehmlichkeiten des Lebens in der Wildniß. — Der erfrorene Mann. — Der alte Jäger. — Bemerkungen über das Mooſethier, das Elendthier und das Caribou.

Noch bevor ich den Mooſe-River erreichte, war mein Pferd ſo matt und mager geworden, daß es nicht einmal mehr im Stande war, Wa-me-gon-a-biew's Frau zu tragen. Wir hielten darum zwei Tage Raſt, hatten aber viel vom Hunger zu leiden, denn ſeit langer Zeit hatten wir weiter nichts geſchoſſen, als einen ſehr magern Biſon. Wir trafen damals mit einer Bande von Kris zuſammen, deren Häuptling O-ge-ma-wa-ſchiſch hieß, das heißt: der Sohn des Häuptlings. Dieſe aber kamen uns nicht nur nicht zu Hülfe, ſondern empfingen uns ſogar ſehr übel, und ich hörte, daß ſie davon ſprachen, ob es nicht gut ſei uns zu tödten, wegen eines alten Streites, den ſie einſt mit den Oſchibbeways gehabt hatten. Sie wollten uns weiter nichts als einen kleinen Dachs verkaufen, und wir verloren keine Zeit, um ſo ſchnell als möglich aus ihrer Nähe zu kommen. Nachdem wir noch zwei Tage ſehr elend verlebt hatten, begegneten wir einem Oſchibbeway, Namens Wab-uche-chawk (der weiße Kranich), der eben ein fettes Mooſethier erlegt hatte.

Mit dieſem Manne lebten wir etwa einen Monat lang zuſammen, hatten immer vollauf zu eſſen und ſchliefen Nachts in ſeiner Hütte. Wir brachen dann alleſammt auf, und er trennte ſich von uns am Ruſh-lake-river (d. h. der Fluß der Binſen am See). Die Alte hatte ſich aus dem Comptoir, wo ich ſie zurückgelaſſen, entfernt, um bei Indianern zu leben, die einige Tagereiſen weit von demſelben entfernt wohnten. Alle meine Pferde waren durchaus vernachläſſigt worden und, wiewohl ich es Net-no-kwa auf die Seele gebunden hatte, für ſie zu ſorgen, gefallen. Auch das, welches mich bis an den rothen Fluß getragen hatte, war nicht mehr am Leben, und ſo blieb mir nur noch eins übrig. Net-no-kwa hatte allem Anſcheine

nach aufgehört, mich zu ihrer Familie zu rechnen, und auch Wa-me-gon-a-biew verließ mich.

So hielt ich mich einige Zeit allein beim Comptoir auf, bis endlich Herr Mac-Glees, der Handelsmann, aufmerkſam auf mich wurde, und mich einlud, bei ihm zu leben. Er redete mir ſoviel zu, ich möchte doch die Indianer verlaſſen, daß ich mehr als einmal in Verſuchung gerieth, ſeinem Rathe zu folgen. Aber wenn ich daran dachte, ſtets auf dem Comptoir bleiben zu müſſen, bemächtigte ſich meiner eine große Unbehaglichkeit; das widerſtrebte mir durchaus.[1] Denn in meinen Augen war das Schickſal, zeitlebens alle meine Zeit auf der Jagd zuzubringen, viel beneidenswerther, als das einförmige Leben der Leute in den Comptoirs. Ein ſolches ſchien mir unerträglich.

An der Quelle des Me-nau-ko-nos-keeg befand ſich damals ein Comptoir, wohin ich mit fünf von Herrn Mac-Glees abgeſchickten Franzoſen (Canadier) und einem Oſchibbewayweibe aufbrach. Wir nahmen nur für eine einzige Mahlzeit Eſſen mit, und dieſes wurde am erſten Abend verzehrt. Als wir gegen Mittag des dritten Tages an einen kleinen ſalzigen Bach gelangten, gewahrten wir einen Menſchen, der auf einem benachbarten Hügel ſaß. Wir gingen näher zu ihm hinan; er gab aber auf unſere Fragen keine Antwort; wir wollten ihn rütteln und aufheben, aber er war vor Kälte erſtarrt, und fiel, als wir unſere Hände von ihm abzogen, zuſammen, wie eine gefrorne Maſſe. Sein Athem war zwar noch nicht ganz erloſchen, aber ſeine Lippen konnte er nicht mehr bewegen, und war bereits, wie alle Zeichen andeuteten, halb todt. Neben ihm lagen ein kleiner Keſſel, ein Beutel, in welchem wir Feuerſtein und Stahl, einen Pfriem und ein paar Mocaſſins fanden. Alle unſere Bemühungen, ihn wieder in's Leben zurückzurufen, waren vergeblich. Da ich ihn doch einmal verloren gab, ſo ertheilte ich den Franzoſen den Rath, ihn nach dem Comptoir

1) Es iſt eine durch hunderte von Beiſpielen beſtätigte Erfahrung, daß ein Weißer weit eher das Indianerleben gewohnt wird und lieb gewinnt, ehe ein rother Mann ſich in jenes der Weißen ſchickt. Auch die Trappers im fernen Weſten und jenſeits der Felſengebirge ſind in ihrer Lebensart, ja nicht ſelten in Gedanken und Vorſtellungen mehr Indianer als Europäer.

zu ſchaffen, damit er ein ehrlich Begräbniß bekäme. Den befolgten ſie, und ich habe nachher erfahren, daß er etwa zwei Stunden nachher ſeinen Geiſt aufgegeben hat.

Wie mir ſcheint, hatte man ihn aus dem Comptoir an der Flußquelle fortgeſchickt, weil er zu faul und träge war, als daß man ihn hätte ernähren mögen. Damals war er faſt ganz ohne Lebensmittel geweſen und nach Wa-me-gon-a-biew's Hütte gegangen. Dieſer hatte ihm zu eſſen gereicht, und verſprochen, ihm auch noch etwas mit auf den Weg zu geben. Er hatte das aber nicht nehmen wollen, und geſagt, er könne es nicht tragen. Damals war er ſchon ſehr ſchwach und matt geweſen, und hatte, obwohl die Strecke nur kurz war, zwei volle Tage gebraucht, um bis zu dem Orte zu kommen, wo wir ihn trafen. Ich ging von dort mit der Oſchibbewayfrau nach Wa-me-gon-a-biew's Hütte.

Ich hatte dort ſchon einen Monat lang mit meinem Bruder gejagt, als Net-no-kwa, die mich überall geſucht hatte, zu uns kam. Wa-me-gon-a-biew machte am Clam-River, in einer Gegend, die ich ihm bezeichnet hatte, Jagd auf Biber, und ich ging mit Net-no-kwa an den Me-nau-ko-nos-keeg, weil wir dort Zucker ernten wollten. Wir alle, die wir dort verſammelt waren, hatten zehn Feuer, und gingen nach vollbrachter Ernte ſämmtlich auf die Biberjagd. Bei Jagdzügen dieſer Art wird zuweilen Alles, was erlegt wird, gleichmäßig vertheilt; diesmal aber hatten wir ausgemacht, Jeder ſollte behalten, was er getödtet hätte. Binnen drei Tagen hatte ich ſo viele Häute, als ich nur tragen konnte; auf ſo langen und eiligen Zügen aber kann man nicht viel Lebensmittel bei ſich führen, und bald ward die ganze Bande von Hungersnoth heimgeſucht. Die meiſten wurden, mich ſelbſt nicht ausgenommen, bald ſo ſchwach, daß Niemand mehr in einer weiten Entfernung zu jagen vermögend war.

Eines Tages, als das Eis auf den Teichen bereits mit Waſſer bedeckt war, gewahrte ich, etwa eine Meile weit vom Lager, in einem kleinen Sumpfe Spuren von einem Mooſethiere; ich folgte denſelben und erlegte das Wild. Da es das erſte ſeiner Gattung war, ſo feierten wir ein Feſt, und das ganze Fleiſch wurde an einem einzigen Tage verzehrt.

Bald nachher begaben ſich ſämmtliche Indianer in zwei Tagemärſchen an die Mündung des Fluſſes, wo Wa-me-gon-a-biew mit uns zuſammenſtieß; ſeine Jagd am Clam-River war ſehr glücklich geweſen. Wir blieben etwa eine Meile vom See entfernt, beim Comptoir, um zu trinken, bis alle unſere Pelzwerke verkauft waren, und meine Familie, nur von Wa-me-gon-a-biew begleitet, kehrte nach der Mündung des Fluſſes zurück. Dieſe Ueberfahrt war ſo kurz, daß wir nicht einmal die Hunde mit in die Kanots nahmen; ſie jagten am Ufer ein Elendthier auf, das ſich ſogleich in's Waſſer ſtürzte. Wir ruderten ihm nach, und ſchoſſen es nieder, da es eben an's Ufer kletterte.

Um dieſelbe Zeit trafen wir mit einem alten Ottawwahäuptling zuſammen. Er hieß Wa-ge-to-tah-gun (der eine Glocke hat), wurde aber für gewöhnlich Wa-ge-to-te genannt, war mit Net-no-kwa verwandt und ſeine Familie hatte drei Hütten inne; einer ſeiner Söhne hatte auch zwei Weiber. Wir blieben zwei Monate beiſammen, und faſt alle Morgen forderte er mich auf, mit ihm zu jagen. Wenn wir zurückkamen, ſchenkte er mir jedes Mal das beſte Stück, und zuweilen ſogar Alles, was er geſchoſſen hatte. Er gab ſich große Mühe, mich die Jagd auf die Mooſethiere und anderes Wild zu lehren, dem man nur ſchwer beikommen kann. Dann verließ uns Wa-me-gon-a-biew mit ſeiner Frau, und ging nach dem rothen Fluſſe.

Die Indianer ſind insgeſammt feſt überzeugt, daß das Mooſethier geſchickter ſei, als irgend ein anderes Wild, ſich vor dem Jäger zu hüten, und namentlich das Vermögen habe, ſehr lange unter dem Waſſer ausdauern zu können. Zwei Männer von Wa-ge-to-ta-gun, die ich recht gut kannte, und für glaubwürdige Leute hielt, kamen eines Abends von der Jagd zurück, nachdem ſie den ganzen Tag fort geweſen waren, und erzählten, ſie hätten ein Mooſethier bis zu einem kleinen Teiche verfolgt, in deſſen Mitte es verſchwunden ſei. Sie hätten darauf Stellungen gewählt, von denen aus ſie das ganze Waſſer überblicken konnten, hätten geraucht und bis zum Abend gewartet. Während der ganzen Zeit ſei aber nicht die mindeſte Spur von Bewegung auf dem Waſſer zu ſehen geweſen, und ſie hätten endlich die Hoffnung aufgegeben, von dem Thiere etwas zu ſehen, und wären zurückgekommen.

Bald nachdem dieſe beiden Männer ihre Erzählung beendigt hatten, kam ein einzelner, mit Fleiſch beladener Jäger an, und berichtete, er habe eine Weile lang die Spur eines Mooſethiers verfolgt, ſei an einen Teich gekommen, wo er die Spuren von zwei Männern bemerkt habe. Aus allen Umſtänden ſei ihm klar geworden, daß ſie faſt zu gleicher Zeit mit dem Mooſethier an jener Stelle angelangt wären, und er ſei der Meinung geweſen, ſie hätten es erlegt. Indeſſen habe er ſich doch vorſichtig dem Ufer genähert, hingeſetzt, und bald nachher geſehen, wie das Wild ganz ſacht aus dem Waſſer, das nicht tief war, aufgetaucht und gerade auf ihn losgekommen ſei. Und ſo habe er es denn ganz in der Nähe erlegt.

Die Indianer halten das Mooſe für dasjenige Thier, das klüger und darum auch ſchwerer zu erlegen iſt, als alles übrige Wild. Es iſt auch jedenfalls weit mehr auf der Hut, und hat viel ſchärfere Sinne als der Biſon und das Caribou, iſt flinker und beweglicher als das Elendthier und viel pfiffiger als die Antilopen. Wenn während des heftigſten Sturmes, wo der Wind heult, und Donnerſchlag auf Donnerſchlag folgt, dazu noch der Regen in Strömen vom Himmel gießt, ein Mann mit der Hand oder dem Fuße auch nur den kleinſten dürren Zweig abbricht, ſo darf er ſicher ſein, daß das Mooſethier es hört, dann flieht es nicht allemal davon, ſondern hört häufig nur auf zu freſſen und horcht auf jedes Geräuſch. Wenn etwa eine Stunde lang der Menſch unbeweglich ſteht, und gar nichts von ſich hören läßt, dann erſt fängt es wieder an zu freſſen, vergißt aber darum nicht, daß es etwas Verdächtiges gehört hat, und bleibt noch einige Stunden wachſam.

Wa-ge-to-kah gun, der Häuptling, mit dem wir zuſammen lebten, nahm jede Gelegenheit wahr, um mich mit den Gewohnheiten der Mooſe- und anderer Thiere bekannter zu machen, und freute ſich jedes Mal ſehr, wenn meine Bemühungen auf der Jagd erfolgreich waren. Da wir uns bald trennen mußten, ſo rief er alle jungen Jäger zuſammen, damit wir einen ganzen Tag jagen könnten. Dabei waren auch mehre Weiber. Er ſchoß ein ſehr fettes Mooſethier, das er mir ſchenkte.

Zwiſchen dem Winnipeg-See und der Hudſonsbay iſt das Land niedrig und ſumpfig; dort vorzugsweiſe leben die Caribous.

eiter nach Weſten, zwiſchen dem Aſſinneboin und dem Sas aw-ja-wun findet man lauter Prairien, auf denen ſich Elendthiere und Biſons umhertreiben. Weder die Elendthiere noc die Caribous kommen einander jemals ins Gehege.

Funfzehntes Capitel.

Ein Heirathsvorſchlag. — Handel, Trunkenheit und Diebſtahl. — Die betrunkene Frau. — Der entdeckte Oſchibbeway. — Seuche unter den Bibern. — Faſten.

Als der Frühling kam, kehrten wir, den Weg über den Lagerplatz nehmend, welchen wir zur Zeit der Zuckerernte inne gehabt hatten, nach Me-nau-ko-nos-keeg zurück. Da ich ſtets nur ungern bei den Indianern war, wenn ſie ihrer Trunkſucht fröhnten, ſo rieth ich der Alten, ſie möchte doch ja mit den Andern nicht nach dem Comptoir gehen; ſtellte ihr vor, wie unvernünftig es ſei, unſer geſammtes Pelzwerk gegen ſchädliche und giftige Getränke zu vertauſchen, und zum Glücke gelang es mir, ſie ohne weitern Verzug nach dem Jagdlager zu bringen, welches ich mir ausgewählt hatte.

Sie hatte von Wa-ge-to-te Abſchied genommen, und ich ſah es ihr bei der Zurückkunft gleich am Geſichte ab, daß etwas Außergewöhnliches vorgegangen war. Sie ließ mich ganz nahe herantreten und ſprach: „Mein Sohn, Du ſiehſt nun wohl, ich bin alt geworden, und kaum noch im Stande, Dir Mocaſſins zu machen, das Pelzwerk zuzubereiten und aufzubewahren. Die Arbeiten, die in der Hütte zu verrichten ſind, werden mir auch ſauer genug. Du wirſt nun ein Mann und ein Jäger, und mußt darum auch eine junge, ſtarke Frau haben, die Alles bewacht, was Dir gehört, und für Deine Hütte Sorge trägt. Wa-ge-to-te iſt ein wackerer Mann, den alle Indianer achten. Er will Dir ſeine Tochter geben. Auf ſolche Art bekommſt Du

einen Freund und mächtigen Beſchützer, der Dir in ſchwierigen Lagen ſehr nützlich ſein kann; und ich wäre dann auch vieler Sorgen, unſerer Familie wegen, überhoben."

Sie ſprach noch lange in dieſer Weiſe fort; ich aber antwortete, ohne auch nur einen Augenblick zu zaudern, daß ich mich darauf nicht einlaſſen könnte; denn ich hatte noch gar nicht daran gedacht, unter den Indianern ein Weib zu nehmen; wohl aber war es mir manchmal in den Sinn gekommen, ehe ich alt würde, eine Weiße zu heirathen. Ich erklärte daher der Alten rund heraus, daß ich das Mädchen, welches ſie mir antrug, unter keiner Bedingung zum Weibe nehmen würde. Dennoch drang ſie weiter in mich, ſagte, die ganze Angelegenheit ſei bereits zwiſchen ihr und Wa-ge-to-te abgemacht und das Mädchen damit einverſtanden. Sie könne unmöglich etwas anderes thun, als mir meine Frau in die Hütte führen. Da ſagte ich, das ſtehe ihr frei, ich aber würde Wa-ge-to-te's Tochter ſicherlich nicht als mein Weib betrachten.

So ſtanden die Sachen am Morgen des Tages, der jenem, an welchem wir uns von der Bande trennen wollten, vorherging. Da ich mich mit Net-no-kwa nicht verſtändigen konnte, ſo ging ich früh auf die Elendthierjagd, und ſchoß ein fettes Männchen. Abends, als ich heim kam, legte ich meine Ladung Wildpret vor der Hütte nieder, und ſah erſt zu, wie es im Innern derſelben ſtand; denn ich war feſt entſchloſſen, unter einem andern Dache zu ſchlafen, wenn ich das Mädchen darin gefunden hätte.

Am andern Morgen beſuchte mich Wa-ge-to-te in meiner Hütte, zeigte ſich ſehr theilnahmsvoll und herzlich gegen mich und ſagte, daß er für mich die beſten Wünſche hege. Dann kam Net-no-kwa hinzu und drang wieder in mich; ich blieb aber feſt. Und ſo wurden die Vorſchläge von Zeit zu Zeit erneuert, bis ſich für das Mädchen endlich ein anderer Mann gefunden hatte.

Nachdem wir uns von Wa-ge-to-te und ſeiner Bande getrennt, zogen wir nach dem Jagdbezirke, den ich ausgeſucht hatte, blieben dort beinahe den ganzen Sommer über, und hatten ſtets Ueberfluß; denn ich erlegte viele Elendthiere, Biber und anderes Wild. Als die Blätter fielen, begaben wir uns zum Comp-

toir Me=nau=ko=nos=keeg; wo wir Waw=zhe=kwaw=maiſch=koon trafen, der uns voriges Jahr verlaſſen hatte. Wir blieben bei ihm.

Da der Handelsmann nach ſeinem Winteraufenthalte eilte, ſo folgten ihm die Indianer, deren ſehr viele verſammelt waren, und lagerten ſich am See, unweit der Factorei. Er hatte einen bedeutenden Vorrath Rum mitgebracht, und hielt ſich, wie gewöhnlich, mehrere Tage an einer Stelle auf, damit die Indianer Zeit hatten, zu handeln und ſich zu betrinken. Der Unfug, der dabei ſtatt fand, war auf einem gewöhnlichen Lagerplatze nicht ſo läſtig, als er ihm in ſeinem Hauſe unangenehm geweſen wäre. Ich war verſtändig genug, mich gleich anfangs mit einigen für den Winter unumgänglich nothwendigen Sachen zu verſehen, z. B. mit Decken, Pulver und Blei.

Nachdem wir mit unſerem Handel zu Stande gekommen waren, gab die Alte dem Handelsmanne zehn herrliche Biberfelle, und bekam für dieſes Geſchenk, das ſie gewöhnlich im Herbſte zu machen pflegte, einen Anzug, Häuptlingsſchmuck, und ein zehn Gallonen haltendes Fäßchen Branntwein. Als der Handelsmann zu ihr ſchickte, und ſie rufen ließ, damit ſie dieſe Geſchenke in Empfang nähme, war ſie ſo betrunken, daß ſie nicht auf den Beinen ſtehen konnte; alſo ging ich hin. Ich hatte auch etwas getrunken, war nicht vollkommen Herr meiner Sinne, legte die Kleider und Schmuckſachen an, lud das Faß auf meine Schultern, brachte es in die Hütte, warf es auf die Erde, und ſchlug ihm mit der Axt den Boden aus: „Ich gehöre nicht zu den Häuptlingen," ſprach ich, „welche den Branntwein aus kleinen Löchern laufen laſſen; wer Durſt hat, komme hierher und trinke." Dabei war ich aber doch noch ſo bedächtig, daß ich etwa drei Gallonen in ein kleines Gefäß laufen ließ, und dieſes in einen Keſſel und bei Seite ſtellte. Nun kam die Alte mit drei Keſſeln herbei und in fünf Minuten war alles weggetrunken. Das war das zweite Mal, daß ich mich mit den Indianern berauſchte; ich war aber unmäßiger geweſen, als das erſte Mal, denn ich ging heimlich zu dem, was ich verſteckt hatte, und blieb auf dieſe Weiſe zwei volle Tage im Rauſche. Endlich nahm ich den letzten Reſt meines Vorrathes, trank dem Waw=zhe=kwaw=maiſch=koon zu, und

nannte ihn, als den Sohn einer Schweſter Net-no-kwa's, meinen Bruder. Er war noch ziemlich nüchtern; ſeine Frau aber, deren Kleidung mit Silberſchmuck geziert war, lag völlig ſinn- und bewußtlos vor dem Feuer.

Eben hatten wir uns niedergeſetzt, um zu trinken, da taumelte ein mit uns bekannter Oſchibbeway in die Hütte und ſank neben dem Feuer zu Boden. Es war ſchon tief in der Nacht, aber das ganze Lager war noch unruhig; es wurde gerufen und geſchrieen, und ich ging mit meinem Gefährten hinaus, um überall zu trinken, wo man uns etwas mittheilen wollte. Da wir doch noch einige Beſinnung hatten, ſo ſtellten wir den Keſſel, in welchem noch etwas Branntwein war, in eine Ecke und bedeckten ihn, ſo daß er nicht Jedem in die Augen fallen konnte. Nachdem wir ein Paar Stunden umhergeſchwärmt waren, kamen wir zurück. Die Frau lag noch am Feuer, aber alle ihre Schmuckſachen waren fort; wir ſahen nach unſerem kleinen Keſſel; aber auch der war nicht mehr da, und der Oſchibbeway nirgend zu ſehen. Aus mehreren Gründen hielten wir ihn für den Dieb. Bald erfuhr ich, daß er geſagt hatte, ich hätte ihm zu trinken gegeben, und ſo ging ich am anderen Morgen zu ihm in ſeine Hütte, und forderte geradezu meinen Keſſel. Er befahl ſeiner Frau, ihn zu bringen. Nun hatten wir den Dieb heraus, und mein Bruder ging ebenfalls zu ihm, und holte ſich die Schmuckſachen wieder. Jener Oſchibbeway war ein Menſch, der große Anſprüche machte, und für einen Häuptling gelten wollte; allein das that ihm in der Meinung des Volkes großen Schaden, und man ſprach nur mit Verachtung von ihm.

Die alte Net-no-kwa wurde endlich, nachdem die Trunkenheit ſo lange angehalten, wieder nüchtern. Sie ließ mich rufen, und fragte, ob ich die Geſchenke, welche der Handelsmann gewöhnlich zu machen pflegte, erhalten hätte. Anfangs wollte ſie nicht glauben, daß ich den ganzen Inhalt des Faſſes Preis gegeben hätte, ohne für ſie etwas zurückzulaſſen. Als ſie aber ſich endlich überzeugt hatte, daß ich die Wahrheit ſagte, ja daß ich ſelbſt zwei Tage hintereinander betrunken geweſen war, warf ſie mir in den heftigſten Ausdrücken meine Undankbarkeit vor, und fragte, wie ich ſo viehiſch hätte ſeyn und mich be-

rauſchen können. Die Indianer, welche bei dieſen Zornesausbrüchen gegenwärtig waren, ſtellten ihr aber vor, daß ihr gar kein Recht zuſtände, mir Vorwürfe zu machen, am wenigſten aber einer Ausſchweifung wegen, wozu gerade ſie mir das Beiſpiel gegeben habe. Und ſo ward ihre üble Laune bald beſchwichtigt, beſonders nachdem Alle gemeinſchaftlich ihr etwas Rum ſchenkten, von dem ſie nun ſo lange trank, bis ſie abermals völlig berauſcht war.

Als endlich alles Pelzwerk losgeſchlagen und kein Tropfen Rum mehr da war, hörten dieſe viehiſchen Ausſchweifungen auf, und die Indianer zerſtreuten ſich über die Gegend, um zu jagen. Wir aber begleiteten den Handelsmann nach ſeiner Wohnung, ließen dort unſere Kanots, und dann ging Waw-zhe-kwaw-maiſch-koon mit uns in die Wälder, gleichfalls um zu jagen. Wir bildeten damals nur eine Familie, und ihm zumeiſt lag es ob, für ſie zu ſorgen, denn er hatte viele kleine Kinder. Als kaum die Kälte eingetreten war, und der Schnee erſt einen Fuß tief lag, hatten wir Hungersnoth, trafen aber zum Glücke gerade damals auf ein Rudel Elendthiere, von denen wir vier Stück in einem Tage erlegten.

Wenn die Indianer ein Treibjagen auf dieſe Thiere anſtellen, dann ſtören ſie dieſelben auf, und verfolgen ſie mehrere Stunden lang raſchen Schrittes. Die erſchreckten Thiere kommen anfangs einige Meilen weit voraus, aber die Indianer folgen ihren Spuren, und bekommen ſie dann wieder zu Geſichte, worauf das Rudel von Neuem fortläuft, und abermals einige Stunden lang den Jägern aus den Augen bleibt. Die Zwiſchenräume, in denen man ſie ſehen kann, werden nun immer länger und länger, bis man ſie endlich nicht mehr aus den Augen verliert; denn zuletzt ſind die Elendthiere dermaßen abgemattet, daß ſie nur noch in kurzem Trabe laufen, und endlich kaum noch fort können. Freilich ſind dann auch die Jäger auf's Aeußerſte erſchöpft, haben aber doch gewöhnlich noch ſo viel Kraft, daß ſie bis nahe an das Rudel hinan und ſchießen können. Alsdann raffen die Thiere, welche der Knall erſt wieder aufſchreckt, noch einmal alle ihre Kraft zuſammen, und man muß ſehr gut auf dem Zeuge ſein, wenn man mehr als eins oder zwei ſchießen will, falls nicht der Schnee ſehr tief liegt.

Das Elendthier kann nämlich im Laufe ſeine Füße nicht gut wieder loskriegen, und wird deshalb bei tiefem Schnee am leichteſten eine Beute des Jägers. Es giebt auch einige Indianer, die es auf der Prairie verfolgen und einholen können, wenn auch kein Schnee oder Eis den Boden bedeckt; es ſind deren aber nur äußerſt wenige. Das Mooſethier und der Biſon ſind weit flinker und beweglicher als das Elendthier und nur höchſt ſelten iſt ein Mann im Stande zu Fuße ſie einzuholen.

Das Fleiſch jener vier Elendthiere wurde geräuchert, aber ſehr ungleich vertheilt, und auf Lage und Bedürfniſſe unſerer Familien keine gehörige Rückſicht genommen. Ich beklagte mich nicht, denn ich war, wie ich ſelbſt wohl wußte, ein trauriger Jäger, und hatte bei dieſer letzten Jagd nicht eben Beſonderes geleiſtet. Ich legte mich immer am meiſten auf den Biberfang, und kannte mehr als zwanzig Baue in der Umgegend. Allein ich war nicht wenig erſtaunt, als ich die Wohnungen gänzlich leer fand, bis ich mich endlich überzeugte, daß unter dieſen Thieren eine Seuche herrſchte, welche eine große Menge derſelben hinraffte. Ich traf auf eine Menge Biber, die theils ſchon todt, theils noch im Sterben waren, und im Waſſer, auf dem Eiſe oder auf der Erde lagen; der eine hatte einen Baum zur Hälfte gefällt, und lag nun neben den Wurzeln; der andere war eben im Begriffe geweſen, eine Ladung Holz nach ſeinem Baue zu ſchleppen, aber unterwegs neben ſeiner Laſt niedergeſunken und geſtorben. Die meiſten, welche ich öffnete, waren ums Herz herum roth und blutig; die welche an großen Flüſſen, und überhaupt an fließendem Waſſer wohnten, litten viel weniger, während die in Teichen und Moräſten lebenden faſt Alle ſtarben. Seit jener Zeit ſind am rothen Fluſſe und an der Hudſonsbay die Biber bei weitem nicht mehr ſo häufig als vorher. Wir wagten es nicht, von dieſen todten Thieren etwas zu genießen, die Felle aber waren ganz gut.

Während unſeres Zuſammenlebens mit Wah-zhe-kwaw-maiſch-koon machte ſich der Hunger ſehr häufig recht fühlbar. Einſt, nachdem ich länger als vier und zwanzig Stunden nicht das Mindeſte genoſſen hatte, ging ich mit ihm auf die Jagd, und wir trafen auch ein Rudel Elendthiere, wovon wir zwei Stück erlegten. Ein drittes, das bloß angeſchoſſen wurde,

mußten wir bis tief in die Nacht hinein verfolgen. Das Fleiſch wurde zerſchnitten, und unter dem Schnee verborgen. Aber mein Gefährte nahm auch nicht den kleinſten Biſſen für uns, und doch waren wir weit entfernt von unſerem Lagerplatze, und konnten nicht daran denken, ihn eher zu erreichen, als am andern Morgen. Ich wußte, daß Jener eben ſo lange gefaſtet hatte, als ich; aber ungeachtet mich der Hunger furchtbar quälte, ſchämte ich mich doch, ihm Speiſe abzufordern, damit er nicht glauben möchte, ich könne die Noth nicht ſo gut ertragen, wie er. Am Morgen gab er mir ein wenig Fleiſch, wir nahmen uns aber nicht die Mühe es erſt zu kochen, und machten uns auf den Rückweg. Nachmittags kamen wir an, und Net-no-kwa, die wohl ſah, daß ich nicht mit leeren Händen zurück kam, ſprach zu mir: „Das iſt gut, mein Sohn; ich konnte es mir wohl denken, daß Du nach ſo langer Entbehrung geſtern Nacht mit großem Appetite gegeſſen haben wirſt." Ich entgegnete ihr aber, daß ich nichts genoſſen hätte, und darauf ließ ſie ſogleich einen Theil des von mir mitgebrachten Fleiſches kochen; allein mein ganzer Antheil hielt nur zwei Tage vor. Ich kannte noch zwei Biberbaue, die von der Seuche verſchont geblieben waren; dort legte ich nun Fallen, und hatte, noch ehe zwei Tage um waren, ſchon acht Stück gefangen, von denen ich zwei dem Waw-zhe-kwaw-maiſch-kün gab.

Sechszehntes Capitel.

Der A-go-kwa. — Ozaw-wen-dib, der Gelbkopf. — Der Vermittelungstanz. — Wittwen und Waiſen erhalten Unterſtützung. — Der Brudermörder. — Indianiſche Geiſtererſcheinung. — Das geſchenkte Pferd. — Der Biſonjagd-Abhang. — Der Felſenhügel. — Indianiſche Hochzeit. — Reisernte. — Seuche. — Taubheit. — Gedanken an Selbſtmord. — Der Selbſtmord bei den Indianern.

Im Laufe dieſes Winters kam zu unſerem Lagerplatze der Sohn des berühmten Oſchibbewayhäuptlinges, Weſch-ko-bug,

der am Leech- (Blutigel-) See wohnte. Dieſer Menſch gehörte zu denen, welche ſich ganz ſo betragen, wie Weiber, und von den Indianern auch Weiber genannt werden. Es giebt dergleichen unter den meiſten, und vielleicht unter allen indaniſchen Völkern, und insgemein nennt man ſie A-go-kwas. Dieſes Geſchöpf, genannt Ozaw-wen-dib (der Gelbkopf), war damals wohl bald funfzig Jahre alt, und hatte mehrere Männer gehabt. Ich weiß nicht ob ſie mich geſehen hatte, oder ob nur von mir gehört; genug ſie ſagte mir alsbald, daß ſie weither gekommen ſei, um mich zu ſehen, und darauf rechnete, mit mir leben zu können. Dieſe Anträge wurden oft von ihr wiederholt, ſie ließ ſich durch keine abſchlägigen Antworten irre machen oder zurückweiſen, und wiederholte ihre ekelhaften Zumuthungen ſo häufig, daß ſie mich gewiſſermaßen aus der Hütte vertrieb.

Die alte Net-no-kwa, mit welcher ſie recht gut bekannt war, lachte über meine Verlegenheit und ſchamhafte Zurückhaltung, wenn die Gelbköpfin mich mit ihren Zumuthungen beläſtigte. Ja es hatte ſogar den Anſchein, als würde dieſelbe von ihr aufgemuntert, noch länger in unſerer Hütte zu verweilen. Der A-go-kwa zeigte große Geſchicklichkeit in allen Weiberarbeiten, womit er ſich auch ſein ganzes Leben lang beſchäftigt hatte. Endlich aber, als er wohl ſah, daß alle ſeine Bemühungen, mich anzulocken vergebens waren, und vielleicht auch, um nicht länger Hunger zu leiden, denn wir hatten nur wenig zu eſſen, verließ uns Ozaw-wen-dib, und ich hoffte ſchon, von nun an ſeinen Nachſtellungen entgangen zu ſeyn. Nach drei oder vier Tagen aber kam er wieder, brachte uns geräuchertes Fleiſch, und erzählte, er habe die Horde Wa-ge-to-tahgun's getroffen, und ſei von dieſem Häuptlinge beauftragt, anzufragen, ob wir uns nicht mit demſelben vereinigen wollten? Der nämlich hatte vernommen, wie karg ſich Waw-zhekwaw-maiſch-kun gegen uns zeigte, und der A-go-kwa ſagte mir in ſeinem eigenen Namen: „Mein Neffe, ich begreife nicht, daß du hier bleibſt, um mit anzuſehen, daß ein anderer Jäger Wild tödtet, und dabei doch ſo geizig iſt, daß er nicht mit Dir theilt. Komm zu mir; es ſoll weder Dir noch meiner Schweſter an Etwas fehlen, wenn ich irgend im Stande bin,

es Euch zu ſchaffen.“ Dieſe Einladung kam zur rechten Zeit, und wir brachen unverzüglich auf.

Als ich auf unſerem Lagerplatze eben beim Feuer beſchäftigt war, hörte ich den A-go-kwa pfeifen, wodurch er mir andeuten wollte, ihm in den Wald zu folgen. Als ich hin kam, ſah ich, daß er ſeinen Blick ſtarr auf ein Stück Wild geheftet hatte; es war ein Mooſethier. Ich ſchoß zweimal; beide Male ſtürzte es nieder, ſtand aber wieder auf; wahrſcheinlich hatte ich zu hoch angelegt, denn endlich entrann es mir. Die Alte machte mir die heftigſten Vorwürfe, und ſagte, ich würde wohl niemals ein tüchtiger Jäger werden; doch am andern Tage kamen wir noch vor Einbruch der Nacht beim Lagerplatze Wa-ge-tö-te's an, und konnten unſern Hunger ſtillen. Dort wurde ich auch endlich von den läſtigen Zumuthungen des A-go-kwa erlöſet; ſie waren mir aber auch unerträglich geworden. Wa-ge-to-te nämlich, der ſchon zwei Weiber hatte, nahm ihn zur dritten Frau. Daß eine neue Perſon zur Familie hinzukam, gab Veranlaſſung zu manchen Scherzen, Späßen und ergötzlichen Vorfällen; es entſtand aus dieſer Heirath aber weit weniger Unruhe und Zank, als wenn er eine dritte Frau weiblichen Geſchlechtes genommen hätte.

Die Horde, welche uns aufnahm, beſtand aus einer zahlreichen Menge von Indianern, und die Jagd war bereits nicht mehr ergiebig; die beſten Schützen kamen oft ohne Beute heim, wobei es ſich denn einmal traf, daß ich nebſt einem andern Manne, der gleichfalls für keinen ſonderlich guten Jäger galt, mehr erlegte als alle übrigen. Nachher traten die Indianer zuſammen, um den Meta, oder Mediationstanz aufzuführen, der für eine große Feierlichkeit gilt, und wobei Net-no-kwa ſtets eine wichtige Rolle ſpielte.

Ich wurde es endlich überdrüſſig, länger in Geſellſchaft dieſer großer Menſchenmenge zu leben; denn wenn eine ſolche ſich lange an einem und demſelben Orte aufgehalten hatte, machte ſich ſtets der Hunger ſehr fühlbar. Ich ſuchte mir daher einen beſondern Pfad und ging fort, um meine Biberfallen zu legen. Als ich Wa-ge-to-te meine Abſicht, ihn zu verlaſſen mittheilte, zeigte er ſich ſehr theilnahmevoll gegen mich, und ſagte, ich würde Hungers ſterben, wenn ich mich ſo weit entfernen würde;

ich aber hörte weder auf ſeine Vorſtellungen noch auf ſeine Bitten. Dann erbot er ſich, mich bis zu der Stelle zu begleiten, wo meine Fallen lagen, um ſich zu überzeugen, ob ich auch eine paſſende Gegend gewählt hätte, die im Stande wäre, mich mit meiner Familie zu ernähren. In einer der Fallen hatte ſich ein prächtiger Biber gefangen; Wa-ge-to-te gab mir noch gute Rathſchläge, ermahnte mich, frohen Muthes zu ſeyn, und ſagte mir, wo er ſein Lager aufſchlagen würde. Dorthin ſollte ich kommen, falls es mir hier traurig gehen würde.

Meine Familie war durch Hinzukommen einer alten Oſchibbewayfrau und zweier Kinder verſtärkt worden; Net-no-kwa hatte ſie aufgenommen, weil kein Mann da war, welcher für ſie geſorgt hätte. Das war nun freilich ein Zuwachs an Laſt und Bürde; dennoch aber hielt ich es immer noch für vortheilhafter, getrennt von der Horde zu leben; auch war meine Jagd ausnehmend glücklich, und wir blieben bis zur Zeit der Zuckerernte in jener Gegend. Net-no-kwa wollte nun zum Me-nau-ko-nos-keeg, während ich im Comptoir am rothen Fluſſe mehrere nothwendige Bedürfniſſe einkaufen ſollte. Ich packte einen Ballen Biberfelle zuſammen und ſchiffte mich allein in einem Kanot aus Biſonfellen ein, welches ſo klein war, daß es kaum mein Gepäck zu tragen vermochte. So fuhr ich den kleinen Sas-kaw-jawun hinab.

Am Ufer dieſes Fluſſes liegt eine Stelle, wie die Indianer ſie ſich nur immer zu einem Lagerplatze wünſchen können. An dem einen Ufer iſt eine bequeme Anfahrt; weiter hinauf liegt eine kleine Ebene, ein dichtes Gehölz, und ein kleiner Hügel, der plötzlich aus der Ebene aufſteigt. Aber hier ward ein *Brudermord* begangen, ein Verbrechen, ſo unerhört unter den Indianern, daß der Ort, wo derſelbe vorfiel, für verflucht und unheilbringend gehalten wird. Jedermann betrachtet ihn mit dem größten Abſcheu. Kein Indianer wird ſein Kanot auf den Strand der beiden todten Männer ziehen, [1]) und nur höchſt ungern dort die Nacht über verweilen. Die Sage erzählt: vor vielen Jahren, als Indianer hier lagerten, ſey ein

---

1) Jebing neezh o shin naut. — D. H.
Zwei Todte liegen da. — Anm. des amerik. H.

Zank zwiſchen zwei Brüdern entſtanden, welche beide den Falken zum Totem hatten; der eine ſtach den andern mit ſeinem Meſſer todt. Die, welche bei dem ſo traurigen Vorfalle gegenwärtig waren, entſetzten ſich dermaßen über das abſcheuliche Verbrechen, daß ſie ohne weiteres den Brudermörder todt ſchlugen, und darauf beide Leichen zuſammen begruben.

Als ich mich dieſer Stelle näherte, dachte ich an nichts weiter als an die Geſchichte von den beiden Brüdern, die denſelben Totem gehabt hatten, welchen auch ich führte; vielleicht, dachte ich, ſind ſie wohl gar Verwandte deiner indianiſchen Mutter. Man hatte mir erzählt, daß die beiden Brüder, wenn Jemand auf ihrem Begräbnißplatze ſchliefe, aus der Erde herauskämen, ſich zankten, den Mord erneuerten, oder doch wenigſtens den Lebenden dermaßen peinigten, daß er gar nicht einſchlafen könnte. Das hatte ſchon mehr als Einer erfahren. Nun ſtachelte mich die Neugier, und ich wollte gern zu den Indianern ſagen können: ſeht, ich habe an dem Platze, den ihr ſo ſehr fürchtet, angehalten, ja auf demſelben ſogar geſchlafen. — Als ich dort ankam, ging eben die Sonne unter; ich zog mein Kanot aufs Trockene, machte ein Feuer an, aß mich ſatt, und ſchlief ein.

Bald nachher ſah ich, wie zwei Todte emporſtiegen, und ſich, mir gerade gegenüber, ans Feuer ſetzten. Sie blickten mich ſtarr und feſt mit ihren großen Augen an, lächelten nicht und ſagten kein Wort; da ſtand ich auf und ſetzte mich neben ſie. In dieſer Lage oder Stellung erwachte ich, die Nacht war ſtürmiſch und düſter; ich ſah keinen Menſchen, und hörte auf weiter nichts als das Geräuſch des Windes, welcher die Bäume bewegte. Wahrſcheinlich ſchlief ich gleich nachher wieder ein, denn bald erblickte ich die beiden Todten abermals; ſie ſtanden ohne Zweifel unten am innern, niedrigen Rande des Ufers, denn ihre Köpfe befanden ſich in derſelben Fläche mit dem Boden, auf dem ich mein Feuer angemacht hatte. Ihre Augen waren auch jetzt ſtarr auf mich geheftet; da erhob ſich erſt der eine, darauf der andere, und beide ſetzten ſich mir gegenüber; diesmal aber lachten ſie, ſchlugen mit Gerten nach mir und quälten mich auf alle nur mögliche Art. Ich wollte mit ihnen reden, aber die Stimme verſagte mir; ich wollte

fliehen, konnte aber meine Beine nicht von der Stelle bewegen. Die ganze Nacht hindurch befand ich mich in einem Zuſtande der ſtärkſten Aufregung und Beſorgniß. Sie ſprachen Manches zu mir, und unter anderem ſagte mir der eine, ich möchte doch einmal nach dem nahen Hügel hingucken; ich ſah dort ein Pferd, dem die Beine gebunden waren, und das mich anblickte. „Dort, Bruder," ſprach der Jebi, „iſt ein Pferd, das ich Dir für Deine Reiſe auf morgen gebe; wenn Du auf dem Rückwege nach Deiner Hütte hier wieder vorbeigehſt, kannſt Du es abermals nehmen, und es uns in einer andern Nacht wiederbringen."

Endlich brach der Tag an, und ich war nicht wenig froh, als ich bemerkte, daß dieſe furchtbaren Geſtalten verſchwanden, ſo wie es hell wurde. Mein langer Aufenthalt unter den Indianern jedoch, und der Umſtand, daß häufig eingetroffen war, was man im Traume geſehen hatte, bewogen mich unwillkürlich an das Pferd zu denken, welches mir der Jebi gegeben hatte. Ich ſtieg alſo den Hügel hinan, ſah hier und da Spuren von Hufen, und fand wirklich ein Pferd, das ich noch dazu kannte; denn es gehörte demſelben Handelsmanne, welchen ich beſuchen wollte. Da ich mehre Meilen am Wege erſparte, wenn ich von hier aus zu Lande nach dem Aſſinneboin ging, ſo ließ ich mein Kanot zurück, nahm das Pferd, lud ihm meinen Ballen auf, und eilte geraden Weges dem Comptoir zu, das wir am andern Tage erreichten. Auf allen meinen ſpäteren Reiſen vermied ich ſorgfältig die Nähe des Todtenufers, und die Erzählungen, welche ich über das, was ich geſehen und ausgeſtanden, zum Beſten gab, erhöhete noch den abergläubiſchen Schrecken der Indianer.

Als ich vom Comptoir am rothen Fluſſe zurück war, ſchlug ich meine Hütte am Naowawgunwudju, d. h. dem Hügel der Biſonjagd, unweit vom Sas-kaw-jawun auf. Das iſt ein hoher Felſenhügel, der wahrſcheinlich ſehr metallreich ſeyn muß, denn man findet im Geſteine Maſſen, die höchſt ſonderbar und auffallend ausſehen. Dort fanden wir Zuckerbäume im Ueberfluſſe, und der Platz war überhaupt zu einer Lagerſtätte für die Frühlingszeit geeignet; Wild ſo häufig, und Alles ſo gut, daß ich dort zu bleiben beſchloß, und die Indianer nicht begleiten

mochte, die ſich am Klarwaſſer-See verſammelten, und wie gewöhnlich berauſchten. Ich hatte Wa-me-gon-a-biew Nachricht von mir gegeben, und er kam mit einem Pferde zu uns. Damals ſchoß ich das herrlichſte Mooſethier, das ich je geſehen habe; es war ſo fett, daß wir, um das Fleiſch fortzuſchaffen, drei Pferde, unſere ganze Familie und alle Hunde damit beladen mußten.

Vier Tage nach ſeiner Ankunft machte ſich Wa-me-gon-a-biew auf den Weg, um Wa-ge-to-te zu beſuchen, ſagte mir aber nicht, in welcher Abſicht. Er kam bald wieder zurück, und theilte mir mit, er habe das Mädchen ſehen wollen, welches mir ſo oft zur Frau angetragen worden ſei; er müſſe mich jetzt fragen, ob ich etwa im Sinne hätte, es zu heirathen. Ich ſagte nein, und fügte hinzu, daß ich ſehr geneigt ſei, alles mögliche beizutragen, damit ihm ſein Wille geſchähe. Da bat er mich, mit ihm zu gehen, auf daß die Aeltern endlich einſähen, wie ich feſt entſchloſſen ſei, ihre Tochter niemals zu heirathen, und darauf ſeine junge Frau heimzugeleiten.

Ich ſagte ihm das ohne weiteres Bedenken zu, ſah aber, als wir Anſtalten zum Weggehen trafen, aus dem ganzen Weſen und Benehmen der Net-no-kwa, daß dieſe Handlungsweiſe ihr mißfiel, obſchon ſie kein Wort ſagte. Da fiel es mir ein, daß es gegen alle hergebrachte Sitte iſt, daß die junge Frau von ihrem Manne in die Familie eingeführt wird, und ich ſtellte dem Wa-me-gon-a-biew vor, wie Jedermann uns verſpotten würde, wenn wir bei unſerer Abſicht verharrten. „Da iſt,“ ſprach ich, „unſere Mutter; ihr liegt es ob, Weiber für uns auszuwählen, wenn wir deren nöthig haben; ſie muß dieſelben uns zuführen und ihnen ihren Platz in der Hütte anweiſen; es iſt am Beſten, daß Alles ſo abgemacht wird.“ Die Alte war offenbar ſehr erfreut über dieſe Worte, und erklärte ſich bereit, auf der Stelle hin zu gehen und Wa-ge-to-te's Tochter zu holen.

Als ſie dieſelbe brachte, waren Wa-me-gon-a-biew und ich in der Hütte. Mein Bruder hatte ihr noch nichts von ſeinen Abſichten geſagt; auch die Alte hatte unterwegs geſchwiegen. Als nun das Mädchen eintrat, ſchien es zu zaudern, denn es wußte nicht, welcher von den beiden jungen Menſchen, die vor

ihm ſaßen, es gewählt hatte. Net-no-kwa ſah, wie verlegen es ward, und ſagte, es möchte nur neben Wa-me-gon-a-biew Platz nehmen, und dieſen als ſeinen Mann betrachten. Wenige Tage darauf führte er dieſe neue Frau zu ſeiner erſten, und beide lebten im beſten Einverſtändniſſe mit einander.

Als die Blätter abfielen, ging ich mit meinem Bruder und mehren Indianerfamilien an die Arbeit, und wir ernteten den wilden Reis ein; damals war ich etwas über ein und zwanzig Jahre alt. Während wir den Reis ſammelten und zubereiteten, wurden mehre von uns ſehr krank. Dieſe Krankheit fing mit Huſten und Heiſerkeit an, manchmal auch mit Mund- und Naſenbluten. Binnen wenigen Tagen ſtarben mehre, und nicht Einer war noch im Stande auf die Jagd zu gehen. Ich blieb zwar auch nicht frei von Beſchwerden, aber das Uebel war doch anfangs bei mir durchaus nicht ſo ſchlimm, wie bei den anderen.

Schon ſeit einigen Tagen hatten wir im Lager nichts mehr zu leben; einige Kinder waren von der Seuche verſchont geblieben, und mehre Kranke, die ſich jetzt wieder erholten, und auf dem Wege der Beſſerung waren, wollten zu eſſen haben. Außer mir befand ſich noch ein Mann ſo ziemlich im Zuſtande der Wiedergeneſung; wir vermochten uns aber trotz dem nicht zu bewegen, und konnten kaum auf die Pferde ſteigen, welche die Kinder uns vorführten. Wenn wir aber auch hätten gehen können, ſo würde doch das Wild vor uns geflohen ſeyn, weil wir jeden Augenblick huſten mußten. In dieſer Noth ſchweiften wir auf gut Glück in den Ebenen umher, und erlegten einen Bären. Wir ſelbſt konnten aber von dem Fleiſche keinen Biſſen genießen, und brachten es nach dem Lager, wo es gleichmäßig vertheilt wurde.

Es ging mit mir immer beſſer, und ich glaubte unter Allen am erſten wieder geſund zu werden, konnte auch ſchon wieder auf die Elendthierjagd gehen, ſchoß zwei Stück binnen drei Stunden, und brachte, wie gewöhnlich, eine volle Ladung Fleiſch heim. Dabei hatte ich mich ein wenig erhitzt, und war auch ſtark abgemattet; indeſſen aß ich mit großem Vergnügen ein Stück Fleiſch, das für mich zubereitet worden war, und ſchlief dann ein. Mitten in der Nacht aber wachte ich in Folge eines hef-

tigen Schmerzes auf, es war mir als wühlte etwas in meinen Ohren herum; ich rief Wa-me-gon-a-biew, der konnte aber nichts finden; der Schmerz wurde in den beiden nächſten Tagen immer unerträglicher, und ich verlor endlich alles Bewußtſein.

Als ich wieder zu mir ſelbſt kam — es war, wie ich ſpäter erfuhr, nach zwei Tagen — ſaß ich vor der Hütte und ſah, wie die Indianer dem Trunke fröhnten, denn es war ein Handelsmann vor unſerm Lagerplatze vorbeigekommen. Mehre Männer zankten ſich miteinander, und ich ſah, wie Wa-me-gon-a-biew, der ſich mitten in einer ſehr aufgeregten Gruppe befand, ein Pferd mit ſeinem Meſſer todt ſtach. Gleich nachher aber verlor ich abermals die Beſinnung gänzlich, und verblieb in dieſem Zuſtande mehre Tage lang; denn ich erinnere mich nichts von Allem was vorging, bis zu dem Augenblicke, wo unſere Horde Anſtalten traf, weiter zu ziehen.

Meine Kräfte waren indeſſen doch noch nicht völlig geſchwunden, und ich war, als ich wieder zu Sinnen kam, im Stande zu gehen. Damals dachte ich viel an Alles das, was ſich ſeit meinem Aufenthalte unter den Indianern ereignet hatte; ich durfte im Allgemeinen, ſeitdem mich Net-no-kwa in ihre Familie aufgenommen hatte, mit meinem Schickſale zufrieden ſeyn; aber dieſe Krankheit betrachtete ich als den Anbeginn eines Unglückes, das mich mein ganzes Leben hindurch verfolgen würde. Ich hatte nämlich mein Gehör durchaus verloren, meine Ohren waren voller Geſchwüre und eiterten; wenn ich in der Hütte ſaß, ſah ich, wie Alle den Mund bewegten; ich konnte aber kein Wort hören. Ich nahm meine Flinte und ging auf die Jagd; allein die Thiere witterten mich ſchon, ehe ich ſie nur geſehen hatte, und wenn ich ja einmal eines Mooſe- oder Elendthiers anſichtig wurde, und ihm nahe kommen wollte, dann erfuhr ich zu meinem großen Leidweſen, daß Glück und Geſchicklichkeit von mir gewichen waren. Ja ich war überzeugt, daß die Thiere ſelbſt wüßten, ich wäre nun wie ein unnützer Greis.

Dieſe traurige Gemüthsſtimmung hatte ſich meiner in einem ſo hohen Grade bemächtiget, daß ich den Entſchluß faßte, mich zu tödten; denn ich ſah kein anderes Mittel, dem drohenden

Elende zu entrinnen. Als die Zeit zum Aufbruche gekommen war, führte mir Net-no-kwa mein Pferd vor unſere Hütte, und fragte, ob ich im Stande ſei, es zu beſteigen, und das Reiten bis zum neuen Lagerplatze auszuhalten. Ich antwortete: ja, das wäre ich, bat ſie, mir mein Gewehr zu laſſen, und ſagte, ich würde den Uebrigen in geringer Entfernung folgen. Dann nahm ich das Pferd beim Zaume, und ließ alle Familien unſeres Stammes fort und an mir vorüber ziehen. Als das letzte alte Weib mit ſeiner ſchweren Tracht hinten auf der Prairie verſchwand, war es mir, als würde ich eine drückende Laſt los; ich ließ den Zaum los und das Thier frei umhergehen, zog den Hahn auf, ſtemmte das Gewehr an die Erde, und hielt den Lauf an meinen Mund. Vermöge des Ladeſtockes wollte ich losdrücken; ich wußte, daß das Schloß in gutem Stande war, und das Gewehr ſeit vorgeſtern geladen. Aber der Schuß wollte nicht losgehen; das Gewehr war nicht geladen, mein Pulverhorn und mein Kugelbeutel waren beide ausgeleert worden; das Meſſer, welches gewöhnlich am Riemen meines Pulverhornes hing, war auch nicht da. Da ich mich ſolchergeſtalt verhindert ſah, mir das Leben zu nehmen, packte ich die Flinte mit beiden Fäuſten und ſchleuderte ſie weit weg von mir, ſtieg auf mein Pferd, das ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit in meiner Nähe geblieben war, und folgte meiner Familie; denn Net-no-kwa und Wa-me-gon-a-biew, die wahrſcheinlich von meinen Abſichten unterrichtet waren, hatten ſich nur ſo weit entfernt, daß ich ſie nicht ſehen konnte, und hatten ſich hingeſetzt, um auf mich zu warten. Vermuthlich mochte ich wohl, während ich irre redete, von Selbſtmord geſprochen haben, und ſie waren vorſichtig genug geweſen, mir Alles zu nehmen, womit ich leicht meinen Vorſatz hätte ausführen können.

Der Selbſtmord gehört unter den Indianern keineswegs zu den Seltenheiten, und ſie bringen ſich auf mehrerlei Weiſe um's Leben; ſie erſchießen, erhängen, erſäufen und vergiften ſich. Die Urſachen, weshalb ſie ſich umbringen, ſind gleichfalls ſehr verſchieden. Einige Jahre vor dem Zeitpunkte, von welchem ich jetzt rede, kannte ich in Mackinack, wo ich mich mit Net-no-kwa aufhielt, einen jungen Ottawwah, der ein hoffnungsvoller Menſch war und ſchon ſehr in Anſehen ſtand. Dieſer

erſchoß ſich auf dem Indianerkirchhofe. Er hatte ſich betrunken, in der durch die ſtarken Getränke bewirkten Geiſtesabweſenheit ſeine Kleider zerriſſen, und ſich überhaupt ſo heftig und wild bezeigt, daß ſeine Schweſtern, damit er nicht ſich ſelbſt oder Anderen Leides anthun möchte, in ſeiner Hütte ihn an Händen und Füßen gebunden hatten. Am andern Morgen wachte er auf, und war wieder bei Sinnen. Als man ihn losgebunden hatte, ging er in die Hütte ſeiner Schweſtern, die nahe beim Begräbnißplatze lag, nahm ein Gewehr, unter dem Vorwande, er wolle Tauben ſchießen, und ſchoß ſich mitten unter den Gräbern todt. Wahrſcheinlich glaubte er in der Trunkenheit irgend eine entehrende Handlung begangen zu haben, die ſeiner Anſicht zufolge nur durch einen Selbſtmord geſühnt werden konnte. Unglücksfälle und Verluſte mannichfacher Art, zuweilen auch der Tod geliebter Perſonen, manchmal auch Unglück in der Liebe, kann man als Urſachen des Selbſtmordes unter den Indianern betrachten.

Ich tadelte es, daß Wa-me-gon-a-biew in dieſer Angelegenheit ſich ſo gegen mich benommen, mein Gewehr abgeſchoſſen und mir Pulver und Blei genommen hatte; wahrſcheinlich hatte aber nicht er es gethan, ſondern die Alte. Als ich nach und nach wieder geſünder ward und mich erholte, ſchämte ich mich meines Beginnens; doch waren meine Freunde feinfühlend genug, nie ein Wort darüber gegen mich fallen zu laſſen. Aber mein Gehör hatte ich immer noch nicht wieder, und es vergingen mehre Monate, ehe ich eben ſo gut jagen konnte, wie vor meiner Krankheit. Und doch hatte ich bei weitem nicht ſoviel davon gelitten, wie manche Andere. Denn unter denen, welche mit dem Leben davon kamen, blieben Viele ihr ganzes Leben lang taub; andere verloren zum Theil den Verſtand und wurden blödſinnig; noch Andere hatten im wüthenden Schmerze ſich gegen Felſen oder Bäume geſchmettert, dabei Arme und Beine gebrochen, oder noch auf andere Art verkrüppelt. Faſt Allen aber floß noch lange nachher eine Menge Eiter aus den Ohren, oder ſie hatten, beſonders im Anfange, häufiges Naſenbluten. Dieſe Krankheit war ganz neu unter den Indianern; ſie wandten auch nur wenig oder gar keine Mittel dagegen an.

Siebenzehntes Capitel.

Clarke's und Lewis Reiſe nach den Felſengebirgen. — Die Indianer ſind leidenſchaftliche Spieler. — Das Mocaſſinſpiel. — Das Beg-ga-ſah. — Mis-kwa-bun-o-kwa, die Morgenröthe. — Neuer Heirathsantrag. — Ahnung einer alten Indianerin. — Die indianiſche Flöte. — Heirath.

Als ich nach dem Comptoir am Mooſefluſſe unterwegs war, erfuhr ich, daß einige Weiße aus den Vereinigten Staaten dorthin gekommen wären, um Mehrerlei für Leute einzukaufen, welche ſich damals gerade im Dorfe der Mandanen aufhielten. Ich bedauerte ſehr, daß ſich mir keine Gelegenheit bot, meine Landsleute zu ſehen; da man mir indeſſen zu verſtehen gab, daß ſie in jenem Dorfe eine feſte Anſiedelung gründen würden, ſo tröſtete ich mich mit der Hoffnung, daß ſchon einmal eine Zeit kommen würde, wo ich ſie beſuchen könnte. Nachher habe ich erfahren, daß jene Männer zum Gefolge des Gouverneurs Clarke und des Capitains Lewis gehörten, die eben damals nach den Felſengebirgen und dem ſtillen Weltmeere unterwegs waren.

Als wir uns an den Ke-nu-kau-ne-ſche-way-boant, wo reichlich Wild vorhanden war, auf den Weg machten, waren ſchon beinahe alle Blätter abgefallen. Wir beſchloſſen, dort den Winter zu verleben, und ich überließ mich hier zum erſten Male mit Wa-me-gon-a-biew und anderen Indianern dem Spiele, einem Laſter, das unter dieſen Völkern eben ſo verderblich wirkt, wie die Trunkſucht. Beſonders häufig ſpielten wir das Mocaſſinſpiel. Die Zahl der Spieler iſt dabei unbegränzt; es ſind ihrer aber insgemein nicht viele. Man nimmt vier Mocaſſins; in einen derſelben wird irgend ein Gegenſtand, z. B. ein Stückchen Holz oder Tuch verborgen, und zwar von Seiten der einen Partei. Dann werden die Mocaſſins in eine Reihe geſtellt, und einer vom Gegenparte muß zwei derſelben mit dem Finger oder einem kleinen Stabe bezeichnen. Befindet ſich das Stückchen Holz oder Tuch in dem erſten von ihm berührten Mocaſ-

ſin, ſo verliert er acht Points, iſt es im zweiten nicht, dann verliert er zwei. Er gewinnt aber acht, wenn es nicht im erſten, wohl aber im zweiten befindlich iſt. Die Kris ſpielen dieſes Spiel auf eine abweichende Art; ſie ſtecken die Hand in jeden einzelnen Mocaſſin, und gewinnen nur, wenn das Pfand ſich im letzten befindet; iſt es gleich im erſten, ſo verliert der, welcher hineingegriffen hat, acht Points. Dieſe letzteren haben einen willkührlichen Werth; zuweilen gilt eine Biberhaut oder eine Decke acht Points; ein Pferd oder ein Ochs hundert. Mit Fremden ſpielen die Indianer gern recht hoch, ſo daß manchmal ein Pferd nur zu zehn Points gerechnet wird.

Am leidenſchaftlichſten aber ſpielen ſie das Bug-ga-ſauk- oder Beg-ga-ſah-Spiel,[1]) und daraus entſtehen denn oftmals die traurigſten Folgen. Die Beg-ga-ſah-nuks ſind kleine Stücken Holz, Knochen oder Metall von einem alten Keſſel. Die eine Seite iſt ſchwarz bemalt, während man die andere recht gern ſehr glänzend hat. Die Anzahl der Stückchen iſt verſchieden; weniger als neun nimmt man aber niemals. Dieſe werden zuſammen in ein großes hölzernes Gefäß gethan, oder einen eigends zu dieſem Behufe verfertigten Napf oder Eimer. Die Spieler, in zwei Abtheilungen getrennt, von denen jede einzelne manchmal dreißig Mann ſtark iſt, ſetzen ſich einander gegenüber, oder bilden einen Kreis. Das Spiel beſteht nun darin, daß man an den Rand des Gefäßes ſo ſchlägt, daß alle Beg-ga-ſah-nuks emporſpringen, und von der Art, wie ſie wieder in das Gefäß zurückfallen, hängt Gewinn oder Verluſt ab. Wenn das Ergebniß bis zu einem gewiſſen Punkte günſtig geweſen iſt, dann ſpielt der Spieler weiter fort, ohne daß die Reihe an einen Andern käme, ganz wie beim Billard; erſt wenn er fehlt, kommt ein Anderer. Gewöhnlich werden beide Parteien bald ſehr hitzig, und da der Eine gern dem Andern das Gefäß wegreißen will, ehe der Letztere ſich genau überzeugt hat, ob er wirklich verlor, ſo entſteht ſehr häufig Zank und Streit.

Die alten und vernünftigen Leute ſind erklärte Feinde dieſes Spieles, und Net-no-kwa hatte bisher nie gelitten, daß ich

---

1) Lafitau, Tom. II. Seite 340. ff.

Theil an demſelben nahm. Anfänglich hatte unſere Partie ziemliches Glück; aber bald wandte ſich das Blatt, und wir verloren endlich Alles, was wir beſaßen. Da die, welche gewonnen hatten, wohl ſahen, daß uns nicht das Geringſte mehr übrig blieb, ſo ſchlugen ſie ihr Lager in einiger Entfernung von uns auf, und machten, wie das gewöhnlich geſchieht, viel Geſchrei über ihren Sieg. Als ich das hörte, rief ich alle Männer von unſerer Partei zuſammen, und ſagte ihnen, wir müßten eine Wette mit ihnen eingehen, um ihrer unverſchämten Ruhmredigkeit ein Ende zu machen. Wir borgten daher einige Dinge von unſeren Freunden, und gingen damit zu unſeren Gegnern, die bereitwillig waren, abermals mit uns zu ſpielen, als ſie ſahen, daß wir nicht mit leeren Händen kamen. Dies Mal ſchlug uns das Beg-ga-ſah ein, und wir gewannen am Abend ſo viel, daß wir für den andern Morgen tüchtig etwas einzuſetzen hatten. Es wurde Scheibenſchießen geſpielt, und wir ſetzten Alles, was wir beſaßen. Jene hatten gewiß keine große Luſt, konnten aber unſer Anerbieten nicht wohl ablehnen. Das Ziel wurde etwa hundert Ellen weit geſteckt; ich ſchoß zuerſt, und meine Kugel ſaß ziemlich im Mittelpunkte; keiner unſerer Gegner traf ſo gut, ich war Sieger, und ſo gewannen wir auf einmal ſo ziemlich Alles wieder, was wir im Laufe des Winters verſpielt hatten.

Der Frühling war ſchon ziemlich vorgerückt, und wir trafen bereits Vorkehrungen zum Abzuge, als ein alter Mann, Namens O-zhuſk-ku-kon (die Moſchusrattengalle), der einer der Metais-Oberhäupter war, mit ſeiner Enkelin und den Verwandten dieſes Mädchens in meine Hütte kam. Sie war ſehr ſchön und erſt funfzehn Jahre alt; Net-no-kwa hatte aber keine ſehr gute Meinung von ihr. Sie ſprach zu mir: „Mein Sohn, dieſe Leute werden nicht aufhören, Dich zu quälen, ſo lange Du hier bleibſt, und da das Mädchen ſich durchaus nicht zu Deiner Frau paßt, ſo rathe ich Dir, nimm Dein Gewehr und geh fort; mache Dir ein Jagdlager, und komm nicht eher wieder, als bis ſie ſich überzeugt haben, daß Du auf ihre Anträge nicht eingehen willſt.“ Dieſen Rath befolgte ich, und O-zhuſk-ku-kon ſchien die Hoffnung aufgegeben zu haben, mich mit ſeiner Enkelin zu verheirathen.

Als ich bald nach meiner Zurückkunft eines Abends vor meiner Hütte ſaß, ſah ich ein junges hübſches Mädchen, das rauchte, ſpazieren gehen. Es blickte mich von Zeit zu Zeit an, kam endlich zu mir, und ſchlug mir vor, mit ihm zu rauchen. Ich antwortete aber, ich rauchte nicht. „Du ſchlägſt es mir nur ab," ſprach ſie, „weil Du meine Pfeife nicht berühren willſt." Da nahm ich die Pfeife und rauchte ein wenig, was ich in der That früher noch niemals gethan hatte. Die Unbekannte blieb noch einige Zeit bei mir, und fing an mir zu gefallen. Seit jenem Abende kamen wir öfter zuſammen, und nach und nach gewann ich ſie ſehr lieb.

Ich erzähle dieſes, weil eine ſolche Art Bekanntſchaft zu machen, ſonſt unter den Indianern gar nicht gebräuchlich iſt; denn wenn ein junger Mann ein Mädchen aus ſeinem Stamme heirathet, dann hat er vorher mit ihr noch in keinerlei vertrautem Umgange geſtanden; beide haben ſich im Dorfe wohl ſchon geſehen, aber vielleicht noch nie mit einander geſprochen. Die Heirath wird von den Eltern beſtimmt und abgemacht, und das junge Paar iſt gewöhnlich beiderſeits damit zufrieden, da ſie wiſſen, daß die Verbindung ſehr leicht aufgelöſt werden kann, wenn eines dem Andern mißfällt.

Ueber meine Unterhaltungen mit Mis-kwa-bun-o-kwa (der Morgenröthe), denn ſo hieß das Mädchen, welches mir ſeine Pfeife angeboten hatte, wurde bald im ganzen Dorfe hin- und hergeſprochen. Eines Tages trat der alte O-zhusk-ku-kun in meine Hütte und führte abermals eine ſeiner zahlreichen Enkelinnen an der Hand; denn er hoffte, daß ich nun, wie alle jungen Männer in meinen Jahren, mir endlich eine Frau nehmen würde. „Hier iſt," ſprach er zu Net-no-kwa, „das hübſcheſte und beſte Mädchen aus meiner geſammten Nachkommenſchaft; ich trage ſie Deinem Sohne an." Nachdem er dieſe Worte geſprochen, ging er aus der Hütte und ließ ſeine Enkelin ſtehen.

Dieſes junge Mädchen war von der Net-no-kwa ſtets mit einer ungewöhnlichen Aufmerkſamkeit behandelt worden, und galt in unſerer Horde für eine vortreffliche Partie. Net-no-kwa ſchien ein wenig verlegen, und nahm endlich einen günſtigen Augenblick wahr, mir zu ſagen: „Das Mädchen, welches Dir angetragen wird, mein Sohn, iſt hübſch und gut; aber Du

darfſt es nicht nehmen, weil es in ſeiner Bruſt ein Uebel trägt, woran es, ehe ein Jahr vergeht, ſterben muß. Du mußt eine geſunde, ſtarke Frau haben; dieſem Mädchen hier wollen wir ein hübſches Geſchenk machen, und es nach Gebühr behandeln; es kann alsdann zu ſeinem Vater zurückkehren.“ Das Mädchen zog ab mit reichen Geſchenken beladen; aber ehe ein Jahr verging, war die Prophezeiung der Alten eingetroffen.

Mis-kwa-bun-o-kwa und ich gewannen einander von Tage zu Tage mehr lieb, und wahrſcheinlich mißbilligte Net-no-kwa nicht, was ich that; ich ſagte ihr zwar nichts, aber ſie mußte doch etwas davon erfahren haben, und bald überzeugte ich mich davon. Ich hatte zum erſten Male einen großen Theil der Nacht bei meiner Geliebten zugebracht, war erſt ſpät in meine Hütte geſchlichen und dann eingeſchlafen. Am andern Morgen früh erhielt ich einen leiſen Schlag auf meine Füße, und wachte auf.

„Steh auf!“ rief die Alte, die einen dünnen Stecken in der Hand hielt und dicht neben mir ſtand, „ſteh auf, junger Menſch. Du willſt ein Weib nehmen; Du mußt aber auch auf den Beinen ſein und dem Wilde nachjagen; dann wird die Frau, welche Du Dir ſelbſt gewählt haſt, Dich höher achten, wenn ſie weiß, daß Du ſchon früh mit ergiebiger Beute zurückkommſt. Das iſt beſſer, als wenn Du noch im Dorfe umhergehſt, und den Schönen ſpielſt, wenn alle Anderen ſchon auf der Jagd ſind.“ Ich entgegnete kein Wort, nahm aber mein Gewehr, ging fort, und kam ſchon um Mittag mit einer ſchweren Ladung Fleiſch von einem Mooſethiere zurück. Das warf ich der Alten vor die Füße, und ſprach in barſchem Tone: „hier haſt Du, Alte, was Du heute früh von mir forderteſt.“ Sie freute ſich ſehr und lobte mich, woraus ich ſchloß, daß ſie mein Verhältniß zur Morgenröthe nicht ungern ſah. Es machte mir viel Vergnügen, daß mein Betragen von ihr gebilligt wurde. Es giebt unter den Indianern Viele, die ihre alten Eltern vernachläſſigen und abſtoßend behandeln; ich aber habe der Net-no-kwa, obwohl ſie jetzt ſchon alt und ſchwächlich geworden war, ſtets die unbedingteſte Achtung erwieſen.

Ich verdoppelte meine Thätigkeit auf der Jagd, kam daher gewöhnlich ſchon früh oder doch gewiß vor Abend heim

und nie ohne Beute; auf meinen Anzug verwandte ich möglichſt viel Sorgfalt, und ging zuweilen, die indianiſche Flöte, Pe-be-gwun, ſpielend, im Dorfe umher. Eine Zeit lang that Mis-kwa bun-o-kwa, als wollte ſie mich nicht zum Manne nehmen; als aber meine Neigung etwas nachlaſſen zu wollen ſchien, entſagte ſie dieſer Ziererei. Ich meinerſeits aber fühlte bald nachher in allem Ernſte, wie mein bisheriger Wunſch, bald ein Weib in meine Hütte einzuführen, immer ſchwächer ward; ich legte es darauf an, allen Verkehr mit ihr abzubrechen und ſie nicht mehr zu beſuchen. Als ſie deutlich ſah, daß meine Gleichgültigkeit immer augenſcheinlicher wurde, ſuchte ſie bald durch Vorwürfe und Tadel, bald durch Bitten und Thränen mein Herz zu rühren; ich ſagte aber der Alten nicht, daß ſie mir die Morgenröthe in unſere Hütte bringen ſollte, und hatte von Tag zu Tage weniger Luſt, ſie öffentlich als meine Frau anzuerkennen.

Um dieſe Zeit mußte ich nach dem Comptoir am rothen Fluſſe reiſen, und ging dahin in Begleitung eines halbblütigen Indianers, welcher zu jener Niederlaſſung gehörte; er hatte ein ſehr leichtes Pferd, und der Weg, welchen wir zurückzulegen hatten, beträgt, wie ſpäterhin durch engliſche Pflanzer ausgemittelt worden iſt, ſiebenzig (engliſche) Meilen. Wir ſtiegen abwechſelnd zu Pferde, und wer gerade gehen mußte, hielt ſich am Schweife des Thieres feſt. Den weiten Weg (vierzehn deutſche Meilen) legten wir in einem Tage zurück. Die Rückreiſe machte ich zwar allein und ohne Pferd, wollte aber den Weg in eben ſo kurzer Zeit zurücklegen; doch mußte ich, weil es dunkel ward, und mein Körper zu abgemattet war, nur noch ſechs Meilen von meiner Hütte entfernt, liegen bleiben.

Als ich am andern Morgen in dieſelbe eintrete, ſehe ich Mis-kwa-bun-o-kwa an meiner Stelle ſitzen. Ich bleibe an der Thür ſtehen, und zaudere weiter hineinzugehen; ſie ſenkte den Kopf. Da ſprach Net-no-kwa in barſchem Tone, in welchem ſie ſonſt nie mit mir zu reden pflegte: „Willſt Du unſerer Hütte den Rücken kehren, und dieſes junge Weib entehren, das in allem Betrachte mehr werth iſt, als Du? An allem, was geſchehen iſt, biſt Du ſchuld; ſie oder ich haben keine Veranlaſſung dazu gegeben. Bis dieſen Tag biſt Du ihr im Dorfe

nachgelaufen; willſt Du ſie nun verſtoßen, als ob ſie ſich Dir in den Weg geworfen hätte?" Die Vorwürfe, welche Net-no-kwa mir machte, waren nicht ganz ohne Grund, und meine Neigung that ein Uebriges. So trat ich denn näher, ſetzte mich neben Mis-kwa bun-o-kwa, und wir wurden auf dieſe Weiſe Mann und Frau.

Während meiner Reiſe nach dem rothen Fluſſe hatte die alte Net-no-kwa, ohne ſich darum zu ſcheren, ob ich einwilligen würde oder nicht, die Sache mit den Eltern meiner Geliebten richtig gemacht, und dieſe in unſere Hütte eingeführt. Sie mochte wohl denken, daß es nicht ſchwer ſeyn würde, von mir Billigung und Gutheißen ihres Betragens zu erhalten. Bei den meiſten Verbindungen, welche die jungen Leute unter den Indianern mit einander eingehen, haben ſie weit weniger dabei zu thun, als dies Mal ich und meine Frau. Der Werth der Geſchenke, welche die Eltern eines jungen Mädchens für die Abtretung ihrer Perſon in Anſpruch nehmen können, wird um ſo geringer, je mehr Männer die Braut ſchon gehabt hat.

Achtzehntes Capitel.

Vorbereitungen zum Kriege gegen die Sioux. — Schlechter Ruf der Muskegoes. — Einweihung der Krieger. — Lager der Indianer. — Todten-Andenken. — Anſehen der Häuptlinge.

Vier Tage nach meiner Heimkunft vom rothen Fluſſe machten wir uns auf, um in die Wälder zu ziehen. Unſere Geſellſchaft beſtand aus Wa-me-gon-a-biew mit ſeinen beiden Weibern, Waw-be-be-naiſ-ſa, einer Frau mit mehren Kindern, mir nebſt meiner Frau, endlich Net-no-kwa und ihrer Familie. Wir nahmen unſern Weg nach dem Craneberryfluſſe (Pembina), an deſſen Ufern wir eine Stelle auswählen wollten, wo wir Weiber und Kinder zurücklaſſen konnten, während wir an einem

Kriegszuge gegen die Sioux, der eben vorbereitet wurde, Theil zu nehmen gedachten. Als wir einen paſſenden Platz gefunden hatten, beſchäftigten wir uns ausſchließlich mit der Jagd, damit unſere Familien während unſerer Abweſenheit hinlängliche Lebensmittel haben möchten. Eines Morgens war ich mit nur drei Kugeln ausgegangen, und ſchoß zweimal fehl auf ein großes und fettes Mooſethier, weil ich zu früh abdrückte; beim dritten Male traf ich ſeine Schulter, und kam ihm bald ziemlich nahe. Da ich aber keine Kugeln mehr hatte, ſo lud ich dreimal hinter einander Schrauben ein; und dann erſt ſtürzte das Thier.

Wir hatten viel Wild geſchoſſen; und während die Weiber damit beſchäftigt waren, es zu dörren und zu räuchern, ſtiegen mein Bruder und ich zu Pferde; denn wir wollten wiſſen, wie es mit den zu Pembina verſammelten Kriegern ſtände, und ob ſie ſich bald in Bewegung ſetzen würden. Waw-be-be-naiſ-ſa blieb bei unſeren Familien zurück. Wir trafen auf vierzig Muskegoes, die bereit waren, am andern Morgen ſich in Bewegung zu ſetzen. Auch viele Kris und Oſchibbeways hatten ſich verſammelt, ſchienen aber nur wenig Luſt zu haben, die Muskegoes zu begleiten, welche bei ihnen in keinem guten Rufe ſtehen. Wir beide, mein Bruder und ich, hatten keine Mocaſſins, oder etwas, das man ſtatt derſelben unter den obwaltenden Umſtänden zu tragen pflegt. Wa-me-gon-a-biew drang darauf, wir ſollten zu den Unſrigen zurückkehren, und meinte, wir könnten zur Zeit des Blätterabfalles mit den Oſchibbeways einen andern Kriegszug mitmachen. Ich ſagte ihm aber, daß nichts in der Welt mich abhalten ſollte, die ſchöne Gelegenheit, die ſich mir jetzt darböte, zu benutzen, und daß wir ja an beiden Zügen Theil nehmen könnten. Am andern Morgen gingen wir mit den Muskegoes ab.

Schon am Abend des zweiten Tages nach unſerem Aufbruche waren uns die Lebensmittel ausgegangen, und der Hunger machte ſich fühlbar. Als wir uns Nachts auf unſerer Lagerſtätte zum Schlafen niederlegten, und die Ohren dicht an die Erde hielten, hörten wir ein dumpfes Geräuſch, das unſerer Meinung nach von einer Biſonheerde herrührte; wenn man aufſtand, hörte man aber nichts mehr. Am andern Morgen

war kein Biſon zu ſehen, obwohl wir von unſerem Lagerplatze aus weit und breit die Prairie überblicken konnten. Wenn wir aber die Ohren wieder dicht auf die Erde legten, hörten wir immer noch daſſelbe Getöſe, und in gleicher Entfernung wie am Abend. Nun wurden acht Mann, unter denen ich mich befand, nach der Gegend, in welcher wir Biſons vermutheten, abgeſchickt, und ein Verſammlungsort bezeichnet, wo wir am Abend wieder zuſammentreffen, und wohin wir das Fleiſch der erlegten Thiere ſchaffen ſollten. Alſo machten wir uns früh Morgens auf den Weg, und gingen mehre Stunden vorwärts, ohne etwas Auffallendes zu bemerken. Endlich aber ſahen wir einen langen ſchwarzen Streif, der am Horizonte ſich lang hinſtreckte, etwa wie ein niedriges Ufer eines See's, das man aus weiter Ferne erblickt. Es war eine Heerde Biſons, die noch etwa eine Strecke von zehn Meilen weit weg ſein mochte.

Eben damals hatte die Zeit der Begattung angefangen; die ganze Heerde trieb ſich wirr durcheinander herum, und die Männchen kämpften miteinander auf Leben und Tod. Sie ſtampften mit aller Gewalt auf die Erde, brüllten in ihrer Wuth ununterbrochen und ſo laut, daß wir es meilenweit hören konnten, und rannten mit unbeſchreiblicher Heftigkeit gegen einander ein. Wir wußten recht gut, daß unter dieſen Umſtänden unſer Nahekommen die Thiere weit weniger bekümmern würde, als zu jeder andern Zeit; gingen daher geraden Wegs auf die Heerde zu, und ſchoſſen zuerſt einen verwundeten Bullen, der gar keine Miene machte, uns zu entrinnen. Er hatte aber auch in den Seiten ſo tiefe Wunden, daß ich bequem die ganze Fauſt hineinlegen konnte.

Da wir wußten, daß in dieſer Jahreszeit das Fleiſch der Männchen ſehr ſchlecht ſchmeckt, ſo wollten wir dergleichen nicht ſchießen, wiewohl wir mit leichter Mühe eine große Menge hätten erlegen können. Nun ſtiegen wir von unſeren Pferden, bei denen ein Paar Mann zur Bewachung blieben, während die Uebrigen ſich mitten in die Heerde ſchlichen, um den Weibchen nahe zu kommen. Ich hatte mich von meinen Gefährten getrennt, dabei aber etwas zu weit vorgejagt, und ſah mich jetzt auf einmal rings von Biſons umgeben. Noch immer war mir kein Weibchen in den Schuß gekommen, als auf einmal

mehre Männchen wüthend miteinander kämpften und bis dicht in meine Nähe kamen. In ihrer Hitze achteten ſie entweder gar nicht auf meine Gegenwart, oder bemerkten ſie nicht; kurz ſie wirthſchafteten in meiner Nähe dermaßen herum, daß ich für meine Sicherheit beſorgt wurde, und in einem der tief ausgehöhlten Löcher Schutz ſuchte, die man überall in Gegenden findet, wo die Biſons ſich häufig aufhalten, und die ſie ſelbſt auswühlen, um ſich in denſelben herumzuwälzen. Aber auch da war ich noch nicht ſicher, und mußte Feuer geben, um ſie von mir fern zu halten; ſelbſt das gelang mir indeſſen erſt, als ich vier Stück niedergeſchoſſen hatte. Der wiederholte Knall verſetzte die Weibchen in großen Schrecken, und ich kam zu der Ueberzeugung, daß ich von meinem Standpunkte aus auch nicht eins würde erlegen können. Deshalb eilte ich nach der Stelle, wo mein Pferd ſtand, um zu den Indianern zu kommen, die ziemlich weit entfernt waren und glücklicher Weiſe ein Weibchen erlegt hatten, das recht hübſch fett war. Aber auch dies Mal war, wie es gewöhnlich bei Jagden dieſer Art der Fall zu ſeyn pflegt, die ganze übrige Heerde davon gerannt; nur ein Männchen hatte den Indianern gegenüber Stand gehalten, und that es noch, als ich ankam.

„Ihr ſeid Krieger," ſagte ich zu ihnen, „ihr geht in weite Ferne, um einen Feind aufzuſuchen, und könnt dieſem alten Biſon da, der nichts in den Händen hat, nicht einmal ſein Weibchen abnehmen." Darauf ging ich geradezu auf den Bullen los, der ſein todtes Weibchen bewachte, und von uns etwa zweihundert Yards (engliſche Ellen) entfernt ſeyn mochte; kaum hatte er bemerkt, daß ich mich ihm näherte, da rannte er auch ſchon auf mich zu, und zwar ſo furchtbar ſtürmiſch, daß ich für meine und meines Pferdes Sicherheit fürchtete, und in ſchleuniger Haſt umwandte. Nun lachten die Indianer herzhaft über mein Mißgeſchick, gaben aber ihre Hoffnung noch nicht auf, das Weibchen in ihre Hände zu bekommen. Endlich lenkten ſie die Aufmerkſamkeit des Bullen bald hierhin und bald dorthin, kamen ihm nahe und ſchoſſen ihn todt.

Während wir das Weibchen in Stücken ſchnitten, bemerkten wir, daß die Heerde nicht weit entfernt war, und ein anderes älteres Weibchen, welches die Indianer für des erlegten

Thieres Mutter hielten, den Blutſpuren folgte, und wüthend gegen uns einrannte. Die Indianer flohen vor Schreck weit weg, weil die wenigſten ihre Waffen zur Hand hatten, während ich mich ſchnell zuſammen nahm, mein Gewehr in aller Eile lud, und bereit war zu ſeinem Empfange. Vorſichtig legte ich mich hinter die Reſte des zerſchnittenen Weibchens, ließ die Alte nahe kommen und drückte los. Sie ſtutzte, ſchlug ein paar Mal über und ſank todt zu Boden. Nun hatten wir alſo das Fleiſch von zwei fetten Weibchen; mehr brauchten wir nicht, und eilten daher möglichſt ſchnell nach dem verabredeten Sammelplatze, wo wir unſere Gefährten trafen. Sie hatten unterwegs einen Damhirſch erlegt, und ſich alſo ſatt eſſen können.

Damals nahm ich zuerſt Theil an den Feierlichkeiten, welche man die Einweihung eines Kriegers nennen könnte. Die drei erſten Male, wenn ein junger Mann in den Krieg zieht, muß er dem indianiſchen Brauche zufolge mancherlei Vorſchriften und Gebote befolgen, von denen die älteren Krieger befreit ſind. Der junge Krieger nämlich muß ſich ſtets ſein Geſicht ſchwarz anmalen, einen Hut oder ſonſt einen Kopfputz tragen, und den alten Kriegern auf dem Fuße folgen. Nie darf er vor ihnen hergehen; auch iſt ihm verboten, ſich mit den Fingern den Kopf oder irgend einen andern Theil des Körpers zu kratzen; hält er das für nöthig, ſo muß er es mit einem Stückchen Holz thun. Das Gefäß, woraus er ißt oder trinkt, das Meſſer, deſſen er ſich bedient, darf außer ihm ſelbſt, Niemand anrühren. Bei einigen Stämmen ſind auch die Weiber in der erſten Zeit ihrer monatlichen Reinigung den beiden letzteren Geboten eben ſowohl unterworfen, wie die jungen Krieger. Dieſe letzteren dürfen ferner, wie lang und ermüdend auch der Zug iſt, am Tage weder eſſen noch trinken, noch ſich ſetzen; macht einer von ihnen einen Augenblick Halt, ſo wendet er ſein Antlitz ſeinem Geburtslande zu, damit der große Geiſt ſehen kann, daß es ſein Wunſch iſt, wieder in ſeine Hütte zurückzukehren.

Auch beim Nachtlagern wird eine beſtimmte Ordnung beobachtet; ſind an der Stelle, welche ausgewählt wird, Baumzweige genug vorhanden, ſo ſteckt man ſie in die Erde, und umgiebt mit denſelben den Lagerplatz, der in der Regel viereckig oder länglich viereckig iſt, und auf der Seite, welche dem

feindlichen Lande zuliegt, eine Oeffnung oder eine Art von Thor hat. Sind aber keine Baumzweige vorhanden, ſo nimmt man kleine Stäbe oder Stengel von Kräutern, die auf der Prairie wachſen, und ſtellt dieſe ganz ſo wie die Zweige um den Lagerplatz herum. Unfern vom Eingange hat der oberſte Häuptling ſeinen Platz, und die alten Krieger halten ſich dicht in ſeiner Nähe. Auf dieſe folgen die übrigen Krieger nach ihrem Range und Anſehen; endlich liegen im Hintergrunde des Lagers die Männer mit geſchwärzten Geſichtern, welche ihren erſten Kriegszug machen.

Alle Krieger ohne Ausnahme, junge ſowohl wie alte, ſchlafen in einer ſolchen Lage, daß ihr Geſicht der Heimath zugewandt iſt; wie unbequem das auch ſeyn mag, und wie viel Anſtrengungen ſie auch ſchon ertragen haben mögen, ſo dürfen ſie doch unter keinerlei Umſtänden oder Verhältniſſen eine andere Lage wählen, auch niemals zu zweien beiſammen auf oder unter derſelben Decke liegen. Unterwegs ſetzen die Krieger ſich niemals auf die bloße nackte Erde; ſie müſſen zum allerwenigſten ein Stück Raſen oder einige Zweige unterlegen; auch ſoviel als möglich dahin ſehen, daß ihnen die Füße nie naß werden. Können ſie nicht umhin, durch einen Moraſt zu waten, oder über ein fließendes Waſſer zu ſetzen, ſo iſt es nothwendig, daß die Kleider wenigſtens ſo trocken als möglich bleiben, und ſie umwickeln die Beine mit Blättern oder Gras, ſobald ſie aus dem Waſſer kommen. Nie gehen ſie auf einem ſchon betretenen Pfade, wenn ſie es auf irgend eine Art vermeiden können; geht dieſes nicht an, ſo reiben ſie Füße und Beine mit einer Maſſe ein, welche ſie zu dieſem Behufe bei ſich tragen. Niemand darf über irgend einen Gegenſtand hinweg ſchreiten, der einem Krieger zugehört, z. B. über ein Gewehr, ſeine Decke, eine Streitaxt, ein Meſſer oder eine Kriegskeule; auch nicht über die Beine, Hände oder den Körper eines Mannes, der ſitzt oder liegt. Wird dieſes Gebot unvorſichtiger Weiſe übertreten, ſo muß der, deſſen Glieder, Waffen oder Geräthſchaften entweihet worden ſind, den Mann, welcher ſich ein ſolches Vergehen hat zu Schulden kommen laſſen, anpacken und zu Boden werfen, und dieſer läßt ſich das immer gefallen, wenn er auch der Stärkere ſeyn ſollte Die Gefäße, aus denen ſie

eſſen und trinken, ſind gewöhnlich eine kleine Art Taſſen, aus Holz oder Birkenrinde verfertigt, und in der Mitte des Randes mit einem Zeichen verſehen. Die Indianer achten genau auf beide Seiten; auf dem Hinzuge trinken ſie ſtets ſo, daß ſie immer nur die eine Seite an den Mund ſetzen, und auf dem Heimzuge geſchieht daſſelbe mit der anderen. Wenn ſie nur noch eine Tagereiſe von ihrem Dorfe entfernt ſind, dann hängen ſie alle dieſe Gefäße entweder an Bäumen auf, oder werfen ſie auf die Prairie hin.

Ich hätte anführen ſollen, daß von ihren Biwachten aus der Anführer zuweilen einige junge Krieger vorausſendet, damit ſie das Puſchkwawgumme-genahgun bereiten, d. h. einen Fleck Landes frei machen von Geſtripp oder Gras, auf welchem das Ko-zau-bun-zichegun vollzogen wird, das heißt, man nimmt dort die Zauberoperationen vor, vermittelſt deren man die Stellung und den Ort, wo der Feind ſich befindet, ausmitteln zu können glaubt. Auf jener Stelle wird nämlich auf einer beträchtlichen Strecke der Raſen abgeſtochen, und die Erde mit den Händen durchgewühlt, damit ſie feiner wird. Darauf umgiebt man ſie mit Ruthen oder kleinen Stangen und Niemand darf hineingehen.

Wenn der Häuptling oder Anführer benachrichtigt wird, daß Alles in Bereitſchaft iſt, dann ſetzt er ſich an das Ende, welches dem Lande des Feindes gegenüber liegt. Nachdem er geſungen und gebetet hat, legt er vor ſich an den Rand des Fleckes Erde, welchen man mit einem Gartenbeete vergleichen kann, zwei kleine, runde Steine. Wenn er eine Weile allein geblieben iſt, um den großen Geiſt anzuflehen, daß er ihm den Pfad zeigen möge, auf welchem er ſeine jungen Leute führen ſolle, kommt ein Ausrufer aus dem Lager auf ihn zu, kehrt auf halbem Wege wieder um, ruft die bedeutendſten Krieger beim Namen, und ſagt; „Kommt und raucht.“ Nun können außer dieſem auch noch andere dem Häuptlinge nahe kommen, und das Ergebniß des Ko-zau-bun-zichegun ſich in der Nähe betrachten. Die beiden Steine, welche der Häuptling oben auf das Beet gelegt hat, ſind nun von demſelben herabgefallen, und von der Beſchaffenheit des Eindruckes, welchen ſie in der

weichen Erde zurückgelaſſen haben, hängt es ab, welche Richtung eingeſchlagen werden ſoll.

Auf dieſer geweiheten Stätte werden die Opfer an Kleidern, Getreide oder worin ſie ſonſt beſtehen mögen, allnächtlich an einem Pfahle aufgehängt, zuſammen mit den Jebi-ug's oder den Andenken, welche man von verſtorbenen Freunden hat. Dieſe letzteren müſſen auf das Schlachtfeld geworfen, oder wenn irgend möglich in den zerriſſenen Eingeweiden der im Kampfe erſchlagenen Feinde verborgen werden. Wenn einem Krieger ein Kind geſtorben iſt, das er ſehr lieb hatte, dann trägt er, wenn es irgend angeht, ein Kleidungsſtück oder ein Spielzeug, deſſen es ſich bediente, am häufigſten aber eine Haarlocke bei ſich, und wirft ſie hin auf's Schlachtfeld.

Die Späher, welche in Feindeslande ſtets dem Zuge vorausgeſchickt werden, ermangeln nie, die verlaſſenen Hütten zu durchſuchen, und ſorgfältig alles Kinderſpielzeug, deſſen ſie anſichtig werden, mitzunehmen; z. B. kleine Bogen, oder ein Stück von einem zerbrochenen Pfeile. Kennen ſie einen Mann, deſſen Kind geſtorben iſt, ſo zeigen ſie ihm daſſelbe und ſagen dabei: „Dein kleiner Knabe iſt da und da; wir ſahen ihn mit den Kindern unſerer Feinde ſpielen.“ Der betrübte Vater nimmt faſt immer jenes Spielzeug, ſieht es einige Zeitlang an, fängt an zu ſchreien, und will ins Gefecht ſtürzen. Ein Indianerhäuptling hat auf einem ſolchen Kriegszuge keine andere Gewalt, als ſolche, die ſein perſönlicher Einfluß ihm verſchafft; er muß daher zu Mitteln aller Art ſeine Zuflucht nehmen, um die Hitze und den Eifer ſeiner Krieger rege zu erhalten.

Neunzehntes Capitel.

Der Muskegoe-Prophet. — Das Jebi. — Ta-buſch-ſchah, der Zankanſtifter. — Die Kriegsgebote werden außer Acht gelaſſen. — Rednerſtreit. — Deſertion. — Der Kriegszug ſchlägt fehl. Das Stachelſchwein. — Der rothe Damhirſch. — Indianiſche Blutrache. — Gefährliches Geſchenk. — Eigenthümliche Art zu tauſchen. — Eine weiße Bärin. — Bärenjagd. — Der Biſonhöcker-See.

A-gus-ko-gaut, der Muskegoe-Häuptling, den wir damals begleiteten, gab ſich ſelbſt für einen Propheten des großen Geiſtes aus, ganz ſo wie es einige Jahre ſpäter der that, welcher unter den Schahnis erſchien. Er hatte kurz vorher ſeinen Sohn verloren, und trug nun ein Jebi bei ſich, das er auf dem Schlachtfelde laſſen wollte. Dieſer Entſchluß gab ſeinem Wunſche, mit den Feinden handgemein zu werden, neue Kraft.

Bald nachher erhielten wir eine Verſtärkung von zwanzig Mann, unter der Leitung des Ta-buſch-ſchah (d. h. des Zank- und Streitanſtifters, Chicaneurs). Dieſer war ein Dſchibbeway, von unruhigem, hochfahrenden Geiſte, und konnte es nicht leiden, daß ein anderer als er ſelbſt, einen Kriegszug gegen die Sioux anführen ſollte. Mehr als Alles fürchtete er aber, ſeine Großthaten durch die Standhaftigkeit eines ſo verachteten Volkes, wie die Muskegoes ſind, verdunkelt zu ſehen. Indeſſen ſchien es jetzt nicht, als wollte er unſerer Unternehmung Hinderniſſe in den Weg legen, und er ſagte, er ſei gekommen, um ſeinen Brüdern, den Muskegoes, Hülfe zu leiſten. A-gus-ko-gaut kannte ſicherlich die Denkungsart und Handlungsweiſe Ta-buſch-ſchah's; empfing ihn aber ſcheinbar mit großer Herzlichkeit und Freude.

Nachdem wir mehre Tage lang vorwärts gegangen waren, und eben weite Prairien überſchritten, wurde unſer Durſt ſo ſtark, daß wir nothwendig einige Kriegsgebote verletzen mußten. Mehre Indianer kannten das Land recht gut, und wußten, daß in einer Entfernung von mehren Meilen, Waſſer vorhanden

war; die Mehrzahl der alten Krieger aber marſchirte zu Fuße, und war vor Hitze und Anſtrengung äußerſt abgemattet. In dieſer Noth mußten die berittenen Krieger es auf den Zufall ankommen laſſen, und ſehen, wo Waſſer zu finden war. Wa-me-gon-a-biew und ich hatten Pferde. Wir verabredeten die Zeichen, welche gegeben werden ſollten, um unſerem kleinen Armeecorps die Richtung anzudeuten, welche es einſchlagen müßte, um zu dem Waſſerplatze zu gelangen, welchen wir aufſuchen wollten. Ich war ſo ziemlich der erſte, welcher einen Ort fand, wo man den Durſt löſchen konnte; aber noch bevor Alle dieſe Stelle erreichen konnten, war bei Manchen die Qual auf's allerhöchſte geſtiegen. Die, welche beim Quelle ſich ſchon befanden, ſchoſſen die ganze Nacht hindurch Gewehre ab, und ſo kamen endlich die Nachzügler von verſchiedenen Seiten herbei. Einige ſpieen Blut, andere waren förmlich wahnſinnig.

Bei dieſer Quelle machte ein Greis, Namens Ah-tek-oons (das kleine Caribou) ein Ko-zau-bun-zichegun, oder eine Weiſſagung, und verkündete, daß in einer gewiſſen Richtung eine zahlreiche Schaar von Sioux-Kriegern ſich befinde, die gerade auf uns zu käme; wir würden aber ohne beunruhigt zu werden, in ihr Land kommen, wenn wir unſeren Weg nach der rechten oder linken Seite nähmen; alsdann könnten wir die Weiber in den Dörfern überfallen. Wenn wir ſie aber herankommen ließen, ſo daß es ihnen möglich würde uns anzugreifen, dann würden ſie uns ohne Ausnahme, bis auf den letzten Mann ums Leben bringen. Ta-buſch-ſcha ſchien dieſer Prophezeiung unbedingten Glauben beizumeſſen; der Muskegoe-Häuptling aber und die Mehrzahl ſeiner Krieger legten gar keinen Werth darauf.

Indeſſen entſtand ein Gemurmel; mehre Indianer ſprachen es laut aus, man müſſe den A-gus-ko-gaut verlaſſen, und in die Heimath zurückkehren; doch vergingen mehre Tage, ohne daß ſich weiter etwas beſonderes ereignete. Nur trafen unſere Späher auf einen einzelnen Indianer, der ſich aus dem Staube machte, ſobald er ſich bemerkt ſah; man vermuthete, es ſei ein Sioux-Krieger geweſen. Eines Morgens kamen wir in die Nähe einer Biſonheerde, und mehre junge Jäger machten Jagd auf dieſelbe, weil uns die Lebensmittel völlig ausgegangen wa-

ren. Seitdem jener Indianer geſehen worden war, marſchirten wir nur während der Nacht, und blieben den ganzen Tag über an verborgenen Stellen liegen; diesmal aber geſtatteten es die Muskegoe's, daß ihre jungen Krieger die Biſons am hellen Tage und ohne alle weitere Vorſicht verfolgen durften. Sie feuerten ihre Gewehre ſehr oft ab.

Nun hatten wir vollauf zu eſſen in unſerem Lager, und es war wie bei einem Feſte; die Krieger hatten ſich vereinigt, um gemeinſchaftlich zu eſſen. Nach beendigter Mahlzeit ſtand Ta-buſch-ſchah auf und ſprach mit lauter Stimme: „Muske-goes! Ihr ſeid keine Krieger; Ihr ſeid fernher aus Euerem Lande gekommen, um die Sioux anzugreifen, hunderte von Eueren Feinden ſind ganz nahe bei uns, und Ihr verſteht es doch nicht einmal, einen Einzigen zu treffen, wenn ſie nicht über Euch herfallen, und Euch todt ſchlagen.“ — Nachdem er ſo geſprochen, äußerte er, es ſei ſeine Abſicht, eine Krieger-abtheilung zu verlaſſen, die ſo ſchlecht angeführt werde, und mit ſeinen zwanzig Mann in ſeine Heimath zurückzukehren. Ich bin überzeugt, daß er bei ſeiner ganzen Reiſe keinen an-deren Zweck hatte, als eine Gelegenheit zu finden, um A-gus-ko-gaut's Gefolge in Unordnung zu bringen.

Als er geſprochen hatte, entgegnete ihm Pe-zhew-o-ſte-gwon (der Kopf der wilden Katze), der Redner des Muskegoe-häuptlings, folgendes: „Wir ſehen jetzt recht gut ein, weshalb unſere Brüder, die Oſchibbeways und Kris nicht mit uns vom rothen Fluſſe fortziehen wollten. Ihr ſeyd nahe bei Euerem Lande, und es kommt Euch wenig darauf an, ob Ihr jetzt ſchon mit den Sioux zuſammentrefft, oder erſt wenn die Blätter abfallen. Wir aber kommen aus weiter Ferne, wir tragen nun ſchon lange die, welche unſere Freunde und Kinder waren, mit uns herum, damit wir ſie im Lager unſerer Feinde niederlegen können. Ihr wißt recht wohl, daß in einer noch dazu zahl-reichen Schaar, wie die unſerige iſt, einem zurückkehrenden Krieger allmälich auch die Anderen folgen, ſo daß zuletzt keiner mehr da iſt, und nur um es dahin zu bringen, habt Ihr Euch mit uns vereinigt. Ihr lockt unſere jungen Krieger an Euch, um uns zum Umkehren zu zwingen, noch ehe wir gefochten haben.“ — Gleich nachdem dieſe Worte geſprochen worden waren,

ſtand Ta-buſch-ſchah, ohne das Mindeſte zu entgegnen, auf, wandte das Geſicht ſeiner Heimath zu, und ſetzte ſich mit ſeinen zwanzig Mann dorthin in Bewegung.

Dieſer Abfall ſchien die jungen Muskegoes zu empören, und mehre ſchoſſen hinter den abziehenden Oſchibbeways her; dieſe wollten Solches vergelten, ihr Häuptling aber, der immer klug war, wußte dieſer erſten Bewegung Einhalt zu thun, und dieſe ſcheinbare Großmuth machte einen tiefen Eindruck auf die Männer, welche jetzt gefährliche Feinde geworden waren. A-gus-ko-gaut und die angeſehenſten Muskegoes blieben ruhig und ſchweigend ſitzen, und die jungen Krieger folgten einer nach dem andern, den Spuren der Oſchibbeway's, und thaten dasſelbe, wie jene. Auch Wa-me-gon-a-biew folgte dem Strome; und als er fortging, ſetzte ich mich ganz in die Nähe des Häuptlings, von dem ich nur ein Paar Schritte entfernt war. Beinahe den ganzen Tag blieben A-gus-ko-gaut und ſeine treueſten Krieger ohne ſich zu bewegen auf der Stelle ſitzen, wo ſie Ta-buſch-ſchahs Rede angehört hatten; als aber der alte Häuptling endlich ſah, daß ſein ganzes aus ſechszig Mann beſtehendes Gefolge bis auf fünf zuſammengeſchmolzen war, konnte er die Thränen nicht mehr halten.

Da trat ich ganz dicht an ihn hinan, und ſagte, daß ich ihn auch ferner begleiten wollte, falls er im Sinne habe, weiter zu gehen; ich würde mit ihm ziehen. Die drei anderen Krieger, als ſeine beſonderen Freunde, waren auch bereit ihm zu folgen; allein er ſagte, mit ſo geringen Kräften könne er nicht viel ausrichten, und wir würden unfehlbar erſchlagen werden, wenn wir jetzt mit den Sioux zuſammenträfen. So nahm der Kriegszug ein Ende, und Jeder kehrte auf dem erſten beſten Wege heim, ohne ferner an etwas anderes zu denken, als an ſeine Sicherheit; jeder Einzelne that, was ihm genehm war. Ich vereinigte mich möglichſt ſchnell wieder mit Wa-me-gon-a-biew, der noch drei Männer bei ſich hatte, ſo daß wir unſerer fünf waren, die zuſammen zogen; wir ſchlugen aber eine ganz andere Richtung ein, als die meiſten unſerer Gefährten. Wild war auf unſerem Wege häufig, und Hunger machte ſich alſo nicht fühlbar.

Eines Morgens früh lag ich, in meine Decke gewickelt, in einem tiefen Pfade, den die Biſons ausgetreten hatten; er führte durch eine Prairie zu einem kleinen Bache, in deſſen Nähe wir uns gelagert hatten. Die Blätter waren damals ſchon in groſser Menge abgefallen (d. h. der Herbſt bereits weit vorgerückt), und das Gras auf den Prairien durch den Froſt längſt ganz trocken geworden. Damit daſſelbe kein Feuer fangen möchte, ließen wir unſer kleines Feuer mitten in jenem Pfade brennen. Die anderen Indianer waren ſchon aufgeſtanden, gingen zur rechten oder linken Seite des Pfades umher und bereiteten das Frühſtück. Da ward unſere Aufmerkſamkeit durch einen auffallenden Ton rege, und wir ſahen, daß ein Stachelſchwein langſam und tölpiſch auf uns zu kam.

Ich hatte oft von der Dummheit dieſes Thieres erzählen hören, ſelbſt aber noch keine Proben davon geſehen. Es kam näher, ohne ſich um irgend etwas zu bekümmern, bis es endlich mit ſeiner Naſe an die glühenden Kohlen ſtieß; dann ſprang es ſchnell zurück und ſtellte ſich auf die Hinterpfoten, blieb aber doch der Flamme ſo nahe, daß dieſe, vom Winde getrieben, ihm die Haare auf dem Kopfe verſenkte. In dieſer Stellung blieb es einige Minuten, ſchloß und öffnete die Augen abwechſelnd, und ſah dabei ſehr dumm aus. Endlich ſchlug ein Indianer, der ſich langweilte, es ſo da zu ſehen, ihm mit einem Stücke Mooſefleiſch, das er auf einen Baumzweig, der ſtatt Bratſpieß diente, geſteckt hatte, nach dem Kopfe, und ein anderer ſchlug es mit dem Tomahawk todt. Wir aßen etwas von ſeinem Fleiſche, und es ſchmeckte ſehr gut. Die Indianer erzählten mir damals, was ich auch ſpäter ſelbſt geſehen habe, daß ein Stachelſchwein, wenn es bei Nacht am Ufer eines Fluſſes herumgeht, um zu freſſen, einen Menſchen gar nicht bemerkt, ſelbſt wenn derſelbe Futter ans Ende eines Ruders legt, und ihm ſolches dicht unter die Naſe hält; es frißt ganz ruhig auf, was man ihm ſo darbietet. Es beißt und kratzt nicht, wenn man es fängt, und vertheidigt ſich nur mit ſeinen ſehr gefährlichen Stacheln. Die Hunde laſſen ſich nur ſelten auf ein Stachelſchwein hetzen; und gehen ſie ja darauf, ſo iſt entweder der Tod die Folge, oder ſie werden ſo verwundet, daß ſie lange Zeit ſchreckliche Schmerzen ausſtehen müſſen.

Nachdem wir vier Tage lang gegangen waren, kamen wir an den Fluß des großen Waldes, der in einem Gebirge ſeine Quelle hat, längere Zeit durch eine Prairie fließt, endlich auf einer Strecke von zehn Meilen verſchwindet, und ſich nachher in den rothen Fluß ergießt. Unterhalb der Stelle, wo er auf der Prairie unſichtbar wird, bekommt er einen anderen Namen; es iſt aber ohne Zweifel noch derſelbe Fluß. Wir erlegten an ſeinen Ufern einen rothen Damhirſch, ganz von derſelben Art, wie die, welche man in Kentucky findet. Dieſes Thier wird übrigens im Norden nur ſelten angetroffen.

Als ich wieder zu meiner Familie kam, hatte ich nur noch ſieben Kugeln. In der Nähe war kein Handelsmann, und ich konnte mir darum keine neuen Vorräthe verſchaffen. Indeſſen ſchoß ich doch etwa zwanzig Mooſe- und Elendthiere; denn ſehr oft geht die Kugel, wenn man ein ſolches Thier erlegt, nicht durch und durch, und man kann ſie noch einmal benutzen.

Die Jahreszeit war ſchon vorgerückt, und ich machte mich auf nach dem Comptoir am Mooſeriver, um von dort einige Munition zu holen. Wa-me-gon-a-biew wollte für ſich allein leben, Net-no-kwa aber bei mir bleiben. Als wir uns gerade trennen wollten, trafen wir beim Comptoir einige Mitglieder einer Kris-Familie, die vor langer Zeit einmal mit Wa-me-gon-a-biews Vorfahren Streit gehabt hatte. Dieſe Leute gehörten zu einer anſehnlichen Bande, die uns völlig fremd und zu zahlreich war, als daß wir uns mit ihnen hätten einlaſſen können. Es wurde uns geſagt, daß ſie ſich vorgenommen hätten, Wa-me-gon-a-biew zu tödten; und wir hielten für zweckmäßig, ihr Wohlwollen durch ein Geſchenk zu erkaufen, da wir doch einmal mehr oder weniger in ihrer Gewalt waren.

Wir hatten zwei Fäßchen Whiskey; dieſe gaben wir der Bande, und eins namentlich erhielt der Häuptling der Familie, welche Wa-me-gon-a-biew bedrohete. Als ſie ſich ans Trinken machten, kam ein Indianer, der ſich ſehr herzlich ſtellte, lud meinen Bruder zum Trinken ein, und wollte mit ihm zechen. Bald darauf ſchien er betrunken zu ſeyn; ich aber hatte ihn beobachtet, und wußte daher, daß er noch vollkommen Herr ſeiner ſelbſt war, weil er faſt noch gar nichts getrunken. Ich ſah nun wohl, was er eigentlich bezweckte, und beſchloß, ſo

viel nur in meiner Macht ſtände, Wa-me-gon-a-biew gegen die Nachſtellungen ſeines Feindes zu ſchützen. In der Erwartung, daß es uns wohl gelingen würde, die Freundſchaft jener Kris-Familie zu erwerben, hatten wir unſer Feuer unweit von dem ihrigen angezündet; meinen Bruder, der jetzt zu betrunken war, als daß ich mich auf ihn hätte verlaſſen können, trug ich in unſer Lager.

Kaum hatte ich ihn unter ſeine Decke gelegt, ſo ſah ich mich auch ſchon von der feindlich geſinnten Familie umringt; Alle waren mit Gewehren und Meſſern bewaffnet. Sie ſprachen davon, daß Wa-me-gon-a-biew getödtet werden müſſe. Zum Glück hatte der von uns ausgetheilte Branntwein ihnen allen die Köpfe verdrehet; nur der eine Mann, von dem ich eben geſprochen habe, war nüchtern; von ihm allein glaubte ich etwas Schlimmes befürchten zu müſſen. Zwei Indianer traten näher, um Wa-me-gon-a-biew todt zu ſtechen; ich aber warf mich dazwiſchen und verhinderte es. Da packten ſie mich bei den Armen, und ich ließ das ruhig geſchehen; ich wußte, daß in dem Augenblicke, wo ſie einen Streich gegen mich würden führen wollen, Jeder mich mit einer Hand würde loslaſſen müſſen, und bei der Gelegenheit wollte ich mich losreißen. Mit meiner rechten Hand hielt ich den Griff eines großen Meſſers feſt, das ich unter meiner Decke verſteckt hatte, und auf welches ich mich jetzt völlig verließ. Der Indianer, welcher mich an meiner linken Seite gepackt hatte, ergriff nun ſein Meſſer, um es mir in den Leib zu rennen; allein ſein Genoſſe, der betrunken war, bemerkte, daß er ſein Meſſer hatte fallen laſſen, und bat ihn daher ſo lange zu warten, bis er es wieder gefunden hätte; alsdann wollte er ihm behülflich ſeyn, mich todt zu machen. Er ließ meine rechte Hand mir frei, und eilte hinweg, um ſein Meſſer zu holen.

Auf eine ſolche Gelegenheit hatte ich eben gewartet und gehofft; alle Kraft aufbietend, rang ich mich in einem Augenblicke los, und ſofort erglänzte auch vor den Augen des Indianers die Schneide meines Meſſers. Jetzt war ich frei, und hätte mein Leben durch die Flucht außer aller Gefahr ſetzen können; aber ich wußte, daß Wa-me-gon-a-biew, wenn ich ihn verließ, unrettbar eine Beute des Todes werden mußte; und

ich entſchloß mich daher, ihn in dieſer gefährlichen Lage nicht im Stiche zu laſſen.

Die Indianer ſchienen einen Augenblick verblüfft über meinen Widerſtand; ſie ſtaunten aber noch mehr, als ſie ſahen, daß ich meinen betrunkenen Gefährten aufnahm, zwei oder drei Sprünge machte, und ihn in ein Kanot legte, das eben im Begriffe war, abzufahren. Ich verlor keine Zeit, und ruderte ſchnell über das Waſſer, welches zwiſchen ihrem Lagerplatze und der Factorei floß. Weßhalb ſchoſſen ſie nicht nach mir, da ſie doch bei dem hellen Scheine, welchen ihr Feuer verbreitete, mich gar wohl erkennen konnten? Ich weiß es nicht. Vielleicht waren ſie wohl ein wenig eingeſchüchtert, als ſie mich ſo gut bewehrt ſahen und erfuhren, daß ich ſo flink und ganz Herr meiner Sinne war. Namentlich gab mir dieſer letztere Umſtand ein großes Uebergewicht über die meiſten unter ihnen.

Bald nach dieſer Scene verließ mich Wa-me-gon-a-biew, wie das von vornherein ſeine Abſicht war, und ich begab mich an den Aſſinneboin. Dort befand ich mich erſt einige Tage, da beſuchte uns A-ke-wah-zains, der Net-no-kwa Bruder, und kurze Zeit darauf ſahen wir eines Tages einen ſehr bejahrten Indianer in einem Holzkanot den Fluß hinaufrudern. A-ke-wa-zains erkannte ihn auf den erſten Blick für den Vater der Männer, welche kürzlich das Leben Wa-me-gon-a-biews bedrohet hatten. Als der Greis hörte, daß man ihm etwas zurief, ruderte er ſchnell dem Ufer zu, und wir überzeugten uns bald, daß er von alle dem, was zwiſchen uns und ſeinen Söhnen vorgefallen war, auch nicht das Geringſte wußte. A-ke-wah-zains erzählte ihm Alles, wurde dabei aber ſo wüthend, daß ich meine große Noth hatte, ihn zurückzuhalten; er hätte ohne meine Dazwiſchenkunft ſicherlich den wehrloſen Greis auf der Stelle erwürgt. Ich konnte aber nicht verhindern, daß er ſich eines Vorrathes Rum bemächtigte, den ſein Feind bei ſich führte; dem Alten war ich inzwiſchen zur ſchleunigen Flucht behülflich; denn ich wußte wohl, daß es keine Sicherheit für ihn unter uns mehr gab, ſobald das ſtarke Getränk anfing, ſeine Wirkung zu äußern.

An demſelben Abend machte mir A-ke-wah-zains den Vorſchlag, ich möchte ſein kurzes leichtes Gewehr gegen mein

gutes, das lang und vortrefflich war, eintauſchen. Ich hatte dazu nur geringe Luſt, obwohl ich ſein Gewehr damals noch gar nicht kannte, auch Net-no-kwa billigte den Tauſch nicht; ich durfte indeſſen den Antrag nicht ablehnen, da Solches ganz gegen den Brauch geweſen wäre, welchen die Indianer in jenen Gegenden beobachten.

Um dieſe Zeit erlegte ich eine alte Bärin, die über und über weiß war. Von den vier Jungen war das eine weiß wie die Alte, und hatte rothe Augen, ein anderes war rothbraun, und die beiden übrigen waren ſchwarz. Die Alte glich an Wuchs, Geſtalt und ſonſt in aller Hinſicht dem gemeinen ſchwarzen Bären, ſie hatte aber weiter nichts Schwarzes an ſich, als die Haut an den Lippen. Der Pelz dieſer Thiere iſt ſehr ſchön, doch ſchlagen ihn die Pelzhändler nicht ſo hoch an, als den rothen. Die alte Bärin war nicht ſehr wild, und ich tödtete ſie mit leichter Mühe. Zwei Junge erlegte ich in ihrer Höhle, die beiden andern kletterten auf einen Baum. Ich hatte ſie eben herabgeſchoſſen, als drei Männer, herbeigezogen durch den Knall, auf mich zukamen. Sie waren ſehr abgehungert; deshalb nahm ich ſie mit in meine Hütte, gab ihnen zu eſſen, und reichte Jedem noch ein Stück auf den Weg. Am andern Morgen ſchoß ich wieder einen Bären, der auf einem Pappelbaume ſaß; hatte dabei aber Gelegenheit mich zu überzeugen, wie ſchlecht das Gewehr war, welches A-ke-wah-zains mir gegeben hatte, denn funfzehn Mal verſagte es; ich mußte auf den Baum klettern, und die Mündung des Laufes dem Bären dicht an den Kopf halten; da ſtürzte er.

Einige Tage ſpäter jagte ich zu gleicher Zeit ein Elendthier und drei junge Bären auf; letztere kletterten ſchnell einen Baum hinan. Ich ſchoß nach ihnen, und zwei ſtürzten herunter. Nun eilte ich auf den Baum zu, aber kaum war ich da, ſo kam eine alte Bärin, die Mutter der Jungen, in aller Eile von der andern Seite hergelaufen. Sie nahm eines der Jungen, auf das ſie zuerſt ſtieß, auf, ſtellte ſich auf die Hintertatzen, und hielt es mit den beiden vordern, wie eine Mutter ihr Kind hält. Sie betrachtete es einen Augenblick, beroch das Loch, welches die Kugel, die mitten in den Leib gegangen war, gemacht hatte, warf es, als ſie ſich überzeugt hatte, daß es todt

war, weit weg, lief, die Zähne fletſchend auf mich zu, und hielt ſich ſo gerade aufwärts, daß ihr Kopf mit dem meinigen gleich hoch war. Das Alles aber geſchah in einer ſolchen Schnelligkeit, daß ich kaum noch Zeit gehabt hatte, mein Gewehr zu laden, und nur mit knapper Noth konnte ich es noch anlegen. Nie empfand ich es ſo, als damals, wie verſtändig ein Brauch iſt, den die Indianer nie außer Acht laſſen: wenn ſie geſchoſſen haben, dann iſt immer das erſte was ſie thun, daß ſie gleich wieder laden.

Während eines einmonatlichen Zeitraums ſchoß ich, ungeachtet mein Gewehr ſo ſchlecht war, vier und zwanzig Bären und zehn Mooſethiere. Ich hatte jetzt ſo viel Fett, daß wir es gar nicht verzehren konnten, und ging daher zu einem Sunjegwun, das ich damals machte, als ich zwanzig Mooſethiere mit ſieben Kugeln geſchoſſen hatte. Dort barg ich auch meine neuen Vorräthe. Als aber das Wild ſeltener wurde, und ich mit meiner Familie nach jenem Verſtecke kam, um bei demſelben bis zum Frühlinge mich aufzuhalten, und von jenen Vorräthen zu zehren, ſah ich, daß das Sunjegwun von Wa-me-gon-a-biew und anderen Indianern verletzt worden war, und fand es völlig leer. So hatte ich denn die Noth im Hintergrunde, und mußte, um ihr zu entgehen, mich aufmachen, und den Biſons nachſtellen. Glücklicherweiſe war der Winter ſtreng, und dieſe Thiere mußten ſich deßhalb von den Prairien in die Wälder zurückziehen. In kurzer Zeit tödtete ich eine beträchtliche Anzahl, und damals vereinigten ſich Wa-me-gon-a-biew und viele andere Indianer mit mir.

Wir lagerten in einem kleinen Gebüſche mitten auf der Prairie; da träumte eines Nachts der Alten und mehren anderen Mitgliedern unſerer Familie, daß ein Bär bei unſerer Hütte wäre. Am andern Morgen ſuchte ich ihn auf, und fand ihn wirklich in ſeiner Höhle. Ich gab Feuer auf ihn, und wartete dann, bis der Rauch von meinem Schuſſe verſchwand; da ſah ich, daß er ausgeſtreckt am Boden lag, und bückte mich, um ihn hervorzuziehen; mein Körper bedeckte zum Theil das Loch und verdunkelte es. Ich glaubte nicht, daß noch Leben in ihm wäre, und packte ihn daher an; er aber ſtand auf und wollte auf mich einſpringen. Da lief ich fort, ſo ſchnell ich nur konnte;

er hielt ſich jedoch mir ſo dicht auf den Ferſen, daß ich während meines Laufes ſeinen heißen Athem ſpüren konnte; er hätte mich recht gut faſſen können, machte aber keinen Verſuch dazu. Da ich aus der Höhle ſprang, hatte ich eben noch Zeit gehabt, mein Gewehr zu packen; als ich daher endlich ein Paar Schritte voraus war, ſchlug ich hinten aus, und dem Bären die Kinnlade entzwei; darauf tödtete ich ihn völlig.

Seitdem wurde ich vorſichtiger, und ging nie eher in eine Bärenhöhle, als bis ich überzeugt war, daß das Thier nicht mehr lebte. Gegen Ende des Winters wurden die Biſons in unſeren Umgebungen ſo häufig, daß wir ſie mit Pfeilen todt ſchießen konnten, und einige junge fingen wir mit ledernen Schlingen.

Zur Zeit der Zuckerernte machten wir am Pe-kau-kau-ne-ſah-kie-gun (Biſonhöcker-See), etwa zwei Tagereiſen weit von der Quelle des Pembinah entfernt, Jagd auf Biber. Unſere Frauen begleiteten uns, während Net-no-kwa mit den Kindern Zucker bereitete. Wir wollten ſo viele Biber fangen, daß wir uns Jeder ein gutes Pferd kaufen konnten, um im nächſten Sommer auf dem Zuge gegen die Sioux beritten zu ſeyn. Binnen zehn Tagen fing ich zwei und vierzig ſchöne und [illegible] Biber; Wa-me-gon-a-biew beinahe eben ſo viele. Darauf gingen wir nach der Factorei am Mooſefluſſe. Herr Mackie hatte mir verſprochen, ein ſchönes, großes Pferd abzulaſſen, das ich ſchon geſehen hatte; ich war daher ſehr mißvergnügt, als ich hörte, er habe es an die Nordweſtcompagnie verkauft, und ſagte ihm, weil das Pferd nach Nordweſten gegangen wäre, ſo ſollten die Biber auch dorthin ihren Weg nehmen. Ich ging daher auf das andere Ufer, und kaufte für dreißig Biberfelle eine große graue Stute, die in mancher Hinſicht eben ſo gut war, wie jenes Pferd; ſie gefiel mir aber nicht ganz ſo. Auch Wa-me-gon-a-biew kaufte ſich ein Pferd von den Indianern, und wir wollten nun wieder mit Net-no-kwa am Fluſſe des großen Waldes zuſammentreffen; ſie war aber ſchon unterwegs nach dem rothen Fluſſe, und dorthin folgten wir ihr nach.

Zwanzigſtes Capitel.

Verſpottung und Ehrgefühl. — Die Waw-be-no-Religion. — Trommel und Klapper der Indianer. — Amerikaniſcher Gaukler. — Feuerfeſte Männer. — Anſichten der Indianer über den Donner. — Beginn des Kriegszuges. — Nächtliche Weiſſagung. — Oſchibbeways werden ermordet. — Pferde geſtohlen. — Der rothe Donner. — Der Galgen, an welchem Gefangene hängen. — Das Hauptgebirge. — Schwarze Ente. — Kriegsgeſchrei. — Deſertion. — Kriegscontribution. — Der Feldzug mißglückt durchaus.

Wir hielten uns einige Zeit an der Mündung des Aſſinneboin auf, und es hatten ſich viele Indianer um uns verſammelt, unter anderen mehre Verwandte meiner Frau. Ich hatte dieſe noch niemals geſehen. Unter ihnen war einer ihrer Oheime, ein an allen Gliedern gelähmter Indianer, der ſchon ſeit einigen Jahren gar nicht mehr hatte gehen können. Man hatte ihm nur geſagt, daß der Mann meiner Frau ein Weißer ſei, und daraus ſchloß er, daß ich nicht jagen könnte. Da er nun meine Frau ſah, hatte er zu ihr geſagt: „Nun, meine Tochter, ſchießt Dein Mann wohl zuweilen ein Stück Wild?“ — „O ja,“ antwortete ſie ihm, wenn ein Mooſe- oder Elendthier ihm in den Weg kommt, ſo fehlt er es nicht jedes Mal.“ — „Iſt er heute etwa auf die Jagd gegangen? Wenn er etwas ſchießt, ſo will ich es holen und herſchleppen, und Du kannſt mir die Haut ſchenken, damit Mocaſſins für mich daraus gemacht werden können.“ — Er wollte ſcherzen und mich etwas verſpotten; allein ich gab ihm in der That die Haut von einem Elendthiere, das ich an demſelben Tage erlegt hatte. Ueberhaupt hatte ich fortwährend Glück auf der Jagd, gab allen Verwandten meiner Frau Fleiſch, und ſo hörten denn bald die Spötteleien auf.

Einige Zeit nachher wurde das Wild ſeltener, und wir hielten es für zweckmäßig, uns zu zerſtreuen. Ich fuhr eine Strecke von etwa zehn Meilen den Aſſinneboin hinan, und wir fanden dort zwei Hütten, die von Indianern bewohnt wurden, welche gleichfalls Verwandte meiner Frau waren; ihr Ober-

haupt war Po-ko-taw-ga-maw (der kleine Teich). Als wir dort ankamen, kochte die Frau des Häuptlings gerade eine Zunge von einem Mooſethiere für ihren Mann, der noch nicht von der Jagd zurückgekehrt war; ſie gab uns dieſelbe ohne Zögern, und würde uns wohl noch mehr zugeſtellt haben, wenn nicht eben ihr Mann heimgekommen wäre. Seit dieſem Augenblicke reichte ſie uns gar nichts mehr, obwohl unſere kleinen Kinder vor Hunger ſchrien, und ſie in ihrer Hütte Lebensmittel im Ueberfluſſe hatten. Es war ſchon ſpät und ich zu ermüdet, als daß ich an jenem Abende noch hätte auf die Jagd gehen können. Dennoch erlaubte ich nicht, daß meine Frauensleute ihnen Fleiſch abkauften; den Gefallen wollte ich ihnen nicht thun, weil ſie darauf rechneten.

Als kaum der Morgen heraufdämmerte, nahm ich mein Gewehr, ſtellte mich vor die Thür meiner Hütte und ſprach mit lauter Stimme: „Iſt etwa Po-ko-taw-ga-maw der Einzige, welcher Elendthiere ſchießen kann?" Meine Frau kam auch heraus, und reichte mir ein Stück geräucherten Fleiſches, das etwa ſo groß ſeyn mochte, wie meine Hand; ſie ſagte dabei, ihre Schweſter hätte es heimlich weggenommen, um es ihr zu geben. Es waren jetzt ſchon mehre Indianer aus den Hütten herausgetreten; ich ſchleuderte das Stück Fleiſch weit weg unter die Hunde und rief dabei: „Kann man ſolche Nahrung meinen Kindern bieten, wenn in den Wäldern Elendthiere ſo häufig ſind?"

Noch ehe es Mittag war, hatte ich bereits zwei fette Elendthiere geſchoſſen, und war mit einer ſchweren Laſt friſchen Fleiſches nach meiner Hütte zurückgekehrt. Bald nachher erlegte ich eine große Anzahl von Biſons, und wir vertheilten uns, um das Fleiſch zu räuchern und zu dörren, ehe wir unſere Familien verließen, und uns dem Kriegszuge gegen die Sioux anſchloſſen. Darauf gingen wir in die Wälder, um uns gute Mooſe- und Elendthierhäute zu verſchaffen, aus denen wir Mocaſſins machen wollten. Die Häute jener Thiere, die in den offenen Prairien leben, ſind zu weich, und geben kein gutes Leder.

Als wir eines Tages über die Prairie gingen, und uns zufällig umdrehten, gewahrten wir in einiger Entfernung einen

Mann, der mit Gepäck beladen war, und zwei groſse Ta-wa-e-gun-nums oder Trommeln trug, die bei den Feierlichkeiten des Waw-be-no gebraucht werden. Wir ſuchten eine Erklärung in den Augen unſerer jungen Frauensleute, und erkannten bald in dem Reiſenden, welcher uns nahe kam, den Pich-e-to, einen der ungaſtlichen Verwandten, welche wir verlaſſen hatten. Das Geſicht der Schaw-ſchiſch, des jungen Mädchens Bah-we-tig, deutete uns an, daß ſie ungefähr wußte, was für Abſichten Pich-e-to hatte.

Zu jener Zeit war die Waw-be-no-Religion unter den Dſchibbeways Mode, die alten Leute aber und die verſtändigſten Männer haben dieſelbe ſtets für ſehr gefährlich und falſch erklärt. Die Ceremonien des Waw-be-no unterſcheiden ſich weſentlich von denen des Metai, und ſind gewöhnlich von ſehr viel Zügelloſigkeiten und Unordnung begleitet. Das Ta-wa-e-gun, das bei dieſem Tanze die Stelle der Trommel vertritt, gleicht weder dem Woin-ah-keek, noch dem Me-ti-kwaw-keek, die beim Metai gebräuchlich ſind; der erſtere wird aus einem Holzreife gemacht, der wie eine Soldaten-Trommel auseinandergeſpannt wird; der zweite iſt nur ein Stück von einem durch Feuer ausgehöhlten Baumſtamme, mit einer Haut überſpannt, auf welcher ſich die Klapper, Sche-zhe-gwun, befindet; er unterſcheidet ſich gleichfalls durch ſeine Bauart von dem Inſtrumente, welches beim Metai gebraucht wird.

Beim Waw-be-no tanzen und ſingen Männer und Weiber gemeinſchaftlich; auch wird ſtark geſpielt, und allerlei Gaukelei mit dem Feuer getrieben. Die Eingeweiheten nehmen Kohlen und im Feuer geröthete Steine in die Hände und zuweilen in den Mund; halten auch wohl in ihrer hohlen Hand, die vorher angefeuchtet worden iſt, Pulver, das durch die glühenden Kohlen oder die Steine getrocknet wird, und endlich anbrennt und losgeht. Oft hat auch einer der Haupttheilnehmer am Waw-be-no einen Keſſel vor ſich, der mit Waſſer angefüllt iſt, und glühheiß aus den Kohlen hervorgezogen wird. Ehe derſelbe ſich abkühlt, taucht der Mann ſeine Hände tief in das ſiedende Waſſer und zieht den Kopf eines Hundes oder irgend eines andern Thieres heraus, zerreißt das heiße Fleiſch mit ſeinen Zähnen, ſingt und tanzt wie ein Narr um den Keſſel

herum. Iſt das Fleiſch verzehrt, dann zerbricht er die Knochen und wirft ſie weg, fortwährend dabei ſingend und herumtanzend.

Die Indianer verſtehen es, die Wirkungen des Feuers und anderer brennenden Dinge unſchädlich zu machen, und zu verhindern. Den Nichteingeweihten möchten ſie gern glauben machen, daß ſie übernatürliche Kraft beſitzen; ihre ganze Zauberkunſt beſchränkt ſich indeſſen lediglich darauf, daß ſie gewiſſe Kräuter kennen, welche ſie zuzubereiten wiſſen, ſo daß die Körpertheile, welche man damit beſtreicht, vom Feuer nicht leiden. Die Pflanzen, deren ſie ſich bedienen, ſind Waw-be-no-wusk und Pe-zhe-ke-wusk. Die erſtere wächſt in großer Menge auf der Inſel Mackinack; die Bewohner der Vereinigten Staaten nennen es Yarrow (Tauſendblatt); das andere findet man auf den Prairien; ſie miſchen beide untereinander und zerſtoßen oder kauen ſie, um dann Hände und Arme damit einzureiben. Wenn man ſich verbrannt hat, ſo leiſtet ein Umſchlag von Waw-be-no-wusk oder Yarrow treffliche Dienſte, und die Indianer bedienen ſich deſſelben ſehr häufig. Ein Gemiſch aus beiden Pflanzen giebt der Haut, und ſelbſt den Lippen und der Zunge eine erſtaunliche Fähigkeit, den Wirkungen des Feuers Widerſtand zu leiſten.

Piſch-e-to holte uns endlich ein und machte bei uns Halt. Die alte Net-no-kwa verlor keine Zeit, ihn nach ſeinen Abſichten zu fragen. Er wollte weiter nichts, als das junge Mädchen Bahwetig; jene gab ihre Zuſtimmung und verheirathete Beide ohne weitere Umſtände. Am andern Morgen früh erlegte Wa-be-be-naiſ-ſa, der nebſt Wa-me-gon-a-biew mit mir an der Mündung des Aſſinneboin war, ein männliches Elendthier, und ich ſchoß ein Mooſethier. Damals fing ich an, meine bisherige Art zu jagen gänzlich aufzugeben, und nahm eine andere an. Ich faßte nämlich den Entſchluß, ſtets, und mochte die Anſtrengung auch noch ſo groß ſeyn, wo möglich jedesmal das erlegte Wild auf einmal heim zu ſchaffen; ſeitdem wurde ich viel bedächtiger, und gab niemals früher Feuer, ehe nicht das Thier wirklich in einer bequemen Schußweite war. Das fing ich im Frühjahre an, ging häufig auf die Jagd, und erlegte im Sommer eine große Menge Wild; während der ganzen Zeit ſchoß ich nur zweimal fehl. Wer Mooſethiere ſchießen

will, muß zu jeder Jahreszeit ſehr vorſichtig und geſchickt zu Werke gehen, vor allen Dingen aber im Sommer.

Da ich jetzt anfing, für einen ſehr guten Jäger zu gelten, ſo wurde Waw-be-be-naiſ-ſa neidiſch auf meinen guten Erfolg. Nicht ſelten kam er, wenn ich abweſend war, in meine Hütte, bog mir das Gewehr krumm, oder lieh es mir ab, unter dem Vorwande, an dem ſeinigen müſſe dieſes oder jenes gebeſſert werden; und wenn er es mir wiedergab, dann war ſtets etwas daran beſchädigt.

In den erſten Tagen des Frühlings brachen heftige Stürme los. [illegible]es Nachts war der S[illegible] ſo furchtbar, daß Piſch-e-to erſchro[illegible] aufſtand, dem Donner Taback opferte, und ihn anflehte, er möge doch aufhören zu rollen. Die Oſchibbeways und die Ottawwahs glauben, der Donner ſei die Stimme gewiſſer beſeelter Weſen, welche ſie An-nim-me-keegs nennen. Einige betrachten dieſelben als Menſchen, Andere dagegen behaupten, ſie hätten weit mehr Aehnlichkeit mit Vögeln. Ich kann nicht beſtimmt ſagen, ob ſie einen nothwendigen Zuſammenhang zwiſchen dem Donnerſchlage und dem vorhergehenden Blitze annehmen; ſie halten den Blitz für ein Feuer, und viele unter ihnen behaupten, daß man, wenn in dem Augenblicke an dem Baume, in welchen der Blitz geſchlagen hat, nachgeſucht werde, in der Erde eine Feuerkugel finden würde. Ich habe oftmals nachgeſucht, aber niemals dergleichen gefunden; ich verfolgte die Spuren des Blitzes dem Stamme entlang, bis an die äußerſte Spitze einer großen Wurzel; habe aber da, wo die Spur aufhörte, nie etwas anderes als Erde gefunden.

Am Morgen nach dem letzten Sturme, von welchem ich eben geſprochen habe, ſahen wir, daß eine vom Blitze angezündete Ulme noch brannte. Die Indianer haben eine abergläubige Furcht vor einem ſolchen Feuer, und es wollte keiner von ihnen hingehen, um von dort Feuer zu holen, damit wir das unſrige, welches der Regen ausgelöſcht hatte, wieder anzünden konnten. Endlich entſchloß ich mich dazu, und brachte etwas, aber ganz unbefangen war ich doch nicht; wiewohl ich mich weit weniger fürchtete, als die Indianer.

Nachdem wir viel Fleiſch geräuchert hatten, machten wir ein Sunjegwun, und legten die zum Unterhalte unſerer Famil[illegible]

nothwendigen Lebensmittel hinein; ſo hatten ſie während unſerer Abweſenheit doch zu leben. Ich war mit meinen Vorbereitungen zur Reiſe noch nicht fertig, als ſchon ein aus zweihundert Sioux beſtehender Kriegerhaufe über die unſrigen herfiel, und einige Mann tödtete; eine kleine Partie Aſſinneboins und Kris hatten ſich bereits in Bewegung geſetzt nach dem Lande der Sioux, unterwegs die Spuren jener zweihundert Mann gefunden, und waren ihnen ſo nahe gefolgt, daß ſie mehr als einmal den Kranichkopf bemerkten, deſſen der Häuptling ſich ſtatt der runden Steine beim Ko-ſau-bun-zitſch-e-gun oder der nächtlichen Weiſſagung bediente, durch welche er ſich von der Stellung und dem Aufenthalte des Feindes unterrichten wollte.

Dieſe kleine Bande von Kris und Aſſinneboins hätte nicht Muth genug gehabt, über die Sioux herzufallen, ſondern auf einem Seitenwege Boten zu den Oſchibbeways abgeſchickt. Dieſe Männer waren in die Hütte eines Oſchibbeway-Häuptlinges gekommen, der allein, und ſeine Leute weit hinter ſich laſſend, ein Jagdlager hatte, und dabei alle Klugheitsmaßregeln und Alles was die Sicherheit gebot, außer Acht ließ. Wenn er ſich ohne weiteres Zögern nach dem Fort des Handelsmannes zurückgezogen hätte, dann wäre er ſicherlich der drohenden Gefahr entgangen. Er traf freilich einige Vorkehrungen zur Abreiſe; aber ſeine ältere Frau, eiferſüchtig auf eine jüngere, die bei ihm in mehr Gunſt ſtand, tadelte ihn ſehr darüber, daß er dieſer letztern mehr als ihr gegeben hätte. Er antwortete ihr: „Du verfolgſt mich ſeit langer Zeit mit Deinen eiferſüchtigen Klagen; ich will jetzt aber ſo etwas nicht mehr anhören. Die Sioux ſind hier in der Nähe; ich werde ſie erwarten.“ Er blieb alſo und fuhr fort zu jagen. Eines Morgens früh war er auf eine unweit von ſeiner Hütte ſich erhebende Eiche geklettert, um zu ſehen, ob Biſons auf der Prairie wären; als er aber eben wieder hinabſteigen wollte, ward er von zwei jungen Sioux getödtet, welche ſich einen großen Theil der Nacht hindurch hinter den Nußbäumen verſteckt gehalten hatten. Wahrſcheinlich wäre es ihnen recht gut ſchon weit früher möglich geweſen, ihn todt zu ſchießen, aber die Furcht hinderte ſie daran; jetzt indeſſen hörten ſie ſchon aus weiter Ferne das Stampfen der Roſſeshufe, und als kaum die Indianer, welche in des Häuptlings

Hütte wohnten, aus derſelben hervorgeſtürzt waren, kamen ſchon zweihundert berittene Sioux vor der Thür an. Einer jener Späher war Wah-ne-tah,[1]) der jetzt ein wohlbekannter Häuptling der Yanktongs iſt; ſein Vater führte den Zug an. Wah-ne-tah war gleichfalls bei jener Expedition, er hatte aber bei Weitem noch nicht die Berühmtheit, welche er ſpäter erwarb. Das Gefecht dauerte faſt den ganzen Tag hindurch; alle Oſchibbeways — es waren ihrer zwanzig — wurden getödtet, ausgenommen des Häuptlings Bruder, Aiſanſe, zwei Weiber und ein Kind, die mit dem Leben davon kamen.

Herr H., Handelsmann zu Pembinah, gab den Oſchibbeways ein zehn Gallonen haltendes Faß Pulver, und dazu noch hundert Pfund Kugeln, damit ſie gegen jene Sioux, welche den Häuptling, ſeinen Schwiegervater getödtet hatten, in den Kampf ziehen möchten. Nun rückten vierhundert Mann ins Feld; nämlich hundert Aſſinneboins und dreihundert Kris und Oſchibbeways, nebſt einigen Muskegoes. Schon am erſten Tage nach unſerer Abreiſe von Pembinah riſſen etwa hundert Oſchibbeways aus, in der folgenden Nacht thaten viele Aſſinneboins daſſelbe, und ſtahlen obendrein noch eine Menge Pferde, von denen mir und Wa-me-gon-a-biew vier Stück gehörten. Dieſer Verluſt war für mich ſehr ſchmerzlich, denn ich hatte gehofft, den ganzen Kriegszug zu Pferde machen zu können, und deshalb nur ſieben Paar Mocaſſins bei mir. Ich ging zu Pe-ſchau-ba, dem Häuptlinge der Ottawwasbande, welcher ich mich angeſchloſſen hatte, und ſagte ihm, daß ich an den wenigen Aſſinneboins, welche noch bei uns geblieben waren, Vergeltungsrecht ausüben würde; er wollte das aber nicht leiden, und ſtellte mir vor, daß, wenn ich auf ſolche Weiſe Streitigkeiten in unſerm Lager anfangen wollte, eine Uneinigkeit die Folge ſeyn müßte, die alle unſere Abſichten vereiteln würde.

Ich ſah wohl ein, daß er ganz recht hatte, was das All-

---

1) In Beſchreibung der zweiten Reiſe des Major Long wird der Name dieſes ausgezeichneten Häuptlings W a n o t a n geſchrieben. Dieſes iſt aber nicht richtig, und giebt von ſeinem Namen einen eben ſo falſchen Begriff, als das in dieſem Werke befindliche Bildniß deſſelben die Schönheit ſeines Geſichtes und ſeiner Geſtalt nur mangelhaft andeutet.

Anmerkung John Tanner's.

gemeine betraf; aber meinen perſönlichen Beſchwerden war dadurch nicht abgeholfen. Darum wandte ich mich abwechſelnd an jeden einzelnen der Ottawwas und der Oſchibbeways, welche ich für meine Freunde hielt, und bat ſie, mir behülflich zu ſeyn, denn ich wollte den Aſſinneboins Pferde wegnehmen. Aber Keiner mochte ſich darauf einlaſſen, einen jungen Menſchen ausgenommen, der Giſch-kau-ko hieß, und ein Verwandter des gleichnamigen Mannes war, der mich von meinen Eltern weg, in die Gefangenſchaft geführt hatte. Dieſer wollte mir die dreizehn Aſſinneboins, welche noch bei uns geblieben waren, bewachen, und gelegentlich die Pferde wegnehmen helfen. Bald nachher bemerkte ich eines Morgens, daß acht Aſſinneboins noch ſehr ſpät auf ihrem Lagerplatze waren, und ich ſchloß daraus, daß ſie die Abſicht hätten, auszureißen; daher rief ich Giſch-kau-ko herbei, damit er ſie gleichfalls beobachte; und als die Mehrzahl der Oſchibbeways ſich in Bewegung geſetzt hatte, und vorwärts gezogen war, ſetzten ſich jene auf ihre Pferde und jagten ihrer Heimath zu.

Sie waren gut bewaffnet, und wir folgten ihnen unbewehrt, weil wir mit Gewalt unmöglich ihre Pferde wegnehmen konnten. Da hielt einer von ihnen an, ließ die übrigen voraus reiten, und ſtieg vom Pferde, um mit uns zu reden, ſie waren aber alle wohl auf der Hut, und wir fanden keine Gelegenheit, unſern Vorſatz auszuführen. Daher legten wir uns auf's Bitten, und als auch das nichts half, ſagte ich zuletzt, daß die fünf noch bei unſerm Zuge befindlichen Aſſinneboins nur ja nicht glauben möchten, daß ſie vor mir ſicher wären. Dieſe Drohung machte aber keinen guten Eindruck; ſie ſchickten vielmehr eilig einen Boten ab, der dieſe Leute warnte, ſie möchten ja vor mir ſich in Acht nehmen.

Wir beiden gingen alſo zu Fuße nach unſern Kriegsgefährten zurück; ich nahm die erſte beſte Gelegenheit wahr, um jene fünf Aſſinneboins zu beſuchen; ſie waren aber von unſerer Abſicht unterrichtet, und machten ſich mit ihren Pferden aus dem Staube. Bei einem See, unweit vom rothen Fluſſe, fanden wir im Walde den Körper eines jungen Sioux, des rothen Donners, aufgehängt. Damals waren wir einer Abtheilung des Feindes auf der Spur; ſie zog ſich zurück, nach-

dem ſie unſern Anführer getödtet hatte, und dieſer junge Menſch hatte zu ihr gehört. Die Dſchibbeways warfen die Leiche auf die Erde, ſchlugen ſie mit Fäuſten, traten mit dem Fuße darauf, und zogen ihr endlich die Schädelhaut ab; allein Pe-ſchau-ba verbot allen ſeinen jungen Kriegern, an dieſer Handlung Theil zu nehmen, und erklärte ſie für eine Unthat, die wahrer Männer durchaus unwürdig wäre. Etwas weiter entfernt trafen wir auf einen Galgen, an welchen unſere Feinde mehre Gefangene gehängt hatten; wir ſahen alſo, daß ſie mehre der Unſrigen lebendig in ihre Gewalt bekommen hatten. Die Spuren des Pfades, welchen die Sioux gewandelt waren, erſchienen noch friſch; wir konnten höchſtens einige Tagereiſen weit von ihnen entfernt ſeyn.

Bei der Ankunft am Traverſe-See waren unſerer im Ganzen nur noch einhundert und zwanzig beiſammen; unter dieſen befanden ſich drei halbblütige Aſſinneboins, etwa zwanzig Kris, eben ſo viele Ottawwas; die Uebrigen beſtanden aus lauter Dſchibbeways. Viele unſerer Gefährten waren durch ungünſtige Weiſſagungen entmuthigt, namentlich aber durch Pe-ſchau-ba gleich in der erſten Nacht nach unſerm Aufbruche von Pembinah. Er ſagte damals, er habe im Traume geſehen, daß die Augen der Sioux wie Sonnen glänzten; ſie wären überall geweſen, und hätten ſtets die Dſchibbeways entdeckt und aufgeſpürt, ehe dieſe ſo nahe gekommen wären, daß ſie hätten handgemein werden können; auch habe ihm geträumt, daß unſere Abtheilung wohlbehalten und ohne einen Skalp eingebüßt zu haben, davon gekommen wäre; aber auf der linken Seite des Traverſe-See's, welche dem Wege, den wir eigentlich zu nehmen hatten, gegenüber lag, habe er einzeln ſtehende Hütten der Sioux bemerkt, und zu dieſen wolle er ſeinerſeits hinziehen.

Gerade weſtlich von dieſem See, und etwa zwei Tagereiſen von ihm entfernt, erhebt ſich ein Gebirge, O-ge-ma-wud-ju (das Hauptgebirge) genannt, und neben demſelben das Dorf, zu welchem die Bewaffneten gehörten, deren Spuren wir verfolgten. Als wir uns dem Gebirge näherten, hielten wir uns mehr und mehr auf unſerer Hut, gingen nur in der Nacht vorwärts, und blieben am Tage in den Wäldern verſteckt. Endlich waren wir bis auf wenige Meilen herangekommen, machten

mitten in der Nacht Halt, und warteten auf die Dämmerung; denn gewöhnlich werden um dieſe Tageszeit die Ueberfälle und Angriffe gemacht. Als die Nacht ſchon weit vorgerückt war, nahm ein ſehr angeſehener Krieger, genannt die ſchwarze Ente, ſein Pferd beim Zaume, ging nach dem Dorfe zu, und verſprach, mich zu begleiten. Bei Tagesanbruch erreichten wir den kleinen Hügel, der es unſeren Feinden unmöglich machte, uns zu bemerken. Die ſchwarze Ente hob den Kopf behutſam empor, und bemerkte, daß unfern von ihm zwei Männer umher gingen; darauf ſtieg er den Hügel wieder etwas hinunter, ſchwenkte ſeine Decke in der Luft, und gab auf dieſe Weiſe das mit den Dſchibbeways verabredete Zeichen.

Sogleich riſſen dieſe alle Kleidungsſtücke herunter, und nach wenigen Augenblicken ſtand die ganze Bande völlig nackt neben der ſchwarzen Ente; darauf ſchritten die Krieger lautlos aber ſchnell vorwärts, bis auf den Kamm des Hügels, und blieben dann im Angeſichte des Dorfes ſtehen. Als die beiden Männer das ſahen, flohen ſie nicht etwa, ſondern kamen ruhig auf uns zu, und blieben vor unſeren Häuptlingen ſtehen. Bei unſerer letzten Raſt hatten ſie uns nämlich verlaſſen, ohne Jemandem auch nur ein Wort zu ſagen, um die Stellung des Feindes auszukundſchaften; allein ſie fanden, daß das ganze Lager ſeit vielen Stunden ſchon verödet ſtand, und als wir ankamen, waren ſie eben damit beſchäftigt geweſen, zum Zeitvertreibe die Wölfe, welche in den verlaſſenen Wohnungen nach Fraß ſuchten, zu verjagen.

Bei dem Anblicke der Männer hatte die ganze Schaar das Saſ-ſah-kwi oder Kampfgeſchrei angeſtimmt. Daſſelbe iſt ſcharf und durchdringend, ſchüchtert die Schwachen noch mehr ein, und macht ſie muthlos, während es die tapfern Krieger noch ſtärker zum Kampfe anreizt; auch übt es einen wunderbaren Einfluß auf die Thiere aus, wie ich deſſen mehr als einmal ſelbſt Zeuge geweſen bin. Ich habe geſehen, wie es einen Biſon dermaßen in Furcht jagte, daß es kraftlos zu Boden fiel und nicht den geringſten Widerſtand verſuchte; und die Bären werden davon nicht ſelten ſo erſchrocken, daß ſie in ihre Höhle fliehen, oder vom Baume herabfallen, und gar nicht ans Entrinnen denken.

Die Häuptlinge, welche unſere Anführer waren, wollten indeſſen noch immer ihre Plane nicht aufgeben, und wir folgten einen Tag, wie den anderen, den Spuren der Sioux. An den Stellen, wo ſie ſich gelagert hatten, fanden wir immer ihr Ko-ſau-bun-zitſch-e-gun, und ſahen aus demſelben, wie gut ſie fortwährend von unſerm Zuge unterrichtet waren. Eben damals hatte unter unſeren jungen Kriegern der Hang auszureißen, mehr als je um ſich gegriffen. Die Häuptlinge ſuchten das Entweichen dadurch zu verhindern, daß ſie zuverläſſige Leute im Lager und während des Marſches aufſtellten, aber dieſe Maaßregel, die man ſo häufig anwendet, ſichert insgemein keinen wünſchenswerthen Erfolg; ja ſie iſt vielleicht gerade die Urſache, daß jenes Ausreißen noch mehr überhand nimmt, weil die jungen Krieger ſich keinerlei Zwang anthun laſſen wollen. Sie wurden daher auch jetzt immer unruhiger, beſonders ſeitdem wir, ſtets den Sioux nachſetzend, uns jenſeits der Quelle des Sanct-Petersfluſſes befanden. Am obern Laufe dieſes Fluſſes haben die Handelsleute eine Niederlage, wohin die Sioux ſich geflüchtet hatten. Als wir noch eine Tagereiſe von dieſem Orte entfernt waren, bemerkte ich, daß Zaudern und Furcht ſich unſerer geſammten Bande bemächtigt hatten. Die Häuptlinge wollten junge Krieger ausſenden, um von der Lage und Stellung des Feindes ſich zu unterrichten; allein kein junger Krieger trat vor, um ſich anzubieten.

So blieben wir eine Weile liegen und gingen weder vor- noch rückwärts, dieſe Gelegenheit wurde benutzt, um denen aus der Noth zu helfen, welchen es an Mocaſſins oder anderen nothwendigen Erforderniſſen mangelte. Jeder, dem es auf einem Kriegszuge an Mocaſſins, Pulver und Kugeln fehlt, oder an irgend einer andern gleich unentbehrlichen Sache, nimmt eine Probe des Gegenſtandes, der ihm ausgegangen iſt, in die Hand, und will er Mocaſſins haben, dann zieht er nur einen an, und läßt den andern Fuß unbedeckt. So geht er im Lager umher, und bleibt ein Paar Minuten bei dem ſtehen, welcher, ſeiner Anſicht zufolge, im Stande iſt, ihm aus der Verlegenheit zu helfen. Er braucht kein Wort zu ſagen, denn insgemein theilen die, welche Vorrath haben, gern mit. Bekommt er aber nichts, ſo geht der Anführer von Mann zu Mann, und nimmt das,

was jener braucht, denen ab, welche am reichlichſten damit verſorgt ſind. Bei ſolchen Gelegenheiten erſcheint der Anführer in vollſtändigem Kriegerſchmucke, und hat zwei oder drei junge Krieger zu Begleitern.

Nachdem wir zwei Tage unweit von der Niederlaſſung des Handelsmannes ſtill gelegen hatten, kehrten wir endlich um, gaben aber unſere Abſichten doch noch nicht völlig auf, ſondern zogen uns in die Nähe des Hauptgebirges, in der Hoffnung dort auf einige unſerer Feinde zu ſtoßen. Wir hatten eine ſo große Anzahl von Pferden, und unſere jungen Krieger trieben ſich ſo ſorglos und geräuſchvoll umher, daß wir gar nicht hoffen durften, ihnen nahe zu kommen; deßhalb hielten wir uns auch nicht lange mehr auf. Während unſeres Rückzuges bemerkten wir, daß wir auf der Ebene von einer etwa hundert Mann ſtarken Siourſchaar verfolgt wurden.

Am Ufer des Gaunenoway, eines beträchtlichen Fluſſes, der im Hauptgebirge entſpringt, und ſich in den rothen Fluß ergießt, hatte Pe-ſchau-ba in einer mehre Tagereiſen vom Traverſe-See entfernten Gegend, Streit mit einem Oſchibbeway, Namens Ma-me-no-guaw-ſink, wegen eines Pferdes, das ich den Kris weggenommen hatte, welche Freunde des Oſchibbeways waren. Jene hatten mir, wie geſagt, vor längerer Zeit mein Roß geſtohlen. Der genannte Mann, welcher einmal einen Kri um's Leben gebracht hatte, ſuchte jetzt Gelegenheit, ſich Freunde unter dieſem Volke zu erwerben. Als ich eines Tages mit Pe-ſchau-ba unweit von der Hauptmaſſe unſeres Zuges entfernt war, und das Pferd, deſſen ich mich bemächtigt hatte, führte, kam Ma-me-no-gnaw-ſink mit einigen ſeiner Freunde heran, und forderte die Herausgabe des Thieres. Pe-ſchau-ba aber ſchlug ſein Gewehr an, hielt ihm den Lauf gegen die Bruſt, und ſchüchterte ihn durch Tadel und Drohungen dermaßen ein, daß er von ſeinem Begehren abſtand. Die Ottawwas, es waren ihrer zehn, machten Halt, und ſtellten ſich, den Pe-ſchau-ba an der Spitze in der Hinterhut auf, um jeden ferneren Streit dieſes Pferdes wegen zu verhindern. Keiner von ihnen rieth zur Wiederherausgabe des Pferdes.

Vier Männer, die zu unſerem Zuge gehörten, gingen in vier Tagen vom Hauptgebirge nach Pembinah; die Hauptmaſſe

aber brauchte dazu zehn Tage, obſchon wir größtentheils beritten waren. Einer von jenen vieren war ein alter Ottawwa, Wau-gun-uk-kezze, oder der krumme Baum. Als ich bei Pembinah ankam, ward mir zu wiſſen gethan, daß meine Familie nach der Mündung des Aſſinneboin abgereiſt ſei. Unſere Bande hatte ſich jetzt faſt ganz zerſtreuet, faſt alle meine Freunde hatten mich bei Pembinah verlaſſen, und mein Pferd war mir während der Nacht geſtohlen worden. Ich wußte recht gut, wer es mir genommen hatte; der Mann, welcher es gethan, lagerte unweit von mir, und deßhalb machte ich mich früh am Morgen, gut bewaffnet, auf den Weg, um mein Pferd wieder wegzunehmen. Allein unterwegs traf ich Pe-ſchau-ba, der ohne mich gefragt zu haben, begriff was ich wollte, und mir ausdrücklich verbot, einen Schritt weiter zu gehen.

Pe-ſchau-ba war recht gut, und hatte auf die Bande einen großen Einfluß. Zwar hätte ich ſeinem Gebote nicht zu folgen gebraucht; ich wollte es aber thun, und kehrte mit ihm um. Ich hatte keine Mocaſſins mehr, und war über den Verluſt meines Pferdes ſo betrübt, daß ich nichts eſſen konnte. Als ich zwei Tage nach meinem Aufbruche von Pembinah bei den Meinigen, die ich ganz abgehungert fand, ankam, waren meine Beine aufgeſchwollen und geſchunden. Drei Monate hatte meine Abweſenheit gedauert; drei lange Monate voller Beſchwerlichkeiten, und ohne irgend ein Ergebniß.

Ich mußte unverzüglich auf die Jagd gehen, und doch hatten meine Füße dermaßen gelitten, daß ich die peinlichſten Schmerzen duldete, wenn ich nur aufrecht ſtehen wollte. Glücklicherweiſe ſchoß ich bald, nachdem ich aus der Hütte gegangen war, ein Mooſethier. Es war am Tage nach meiner Ankunft, und ein Paar Stunden nachher fiel zwei Fuß tief Schnee, ſo daß ich nun Wild in Menge erlegen konnte.

Ein und zwanzigſtes Capitel.

Dialekt der Aſſinneboins. — Pferdediebſtahl. — Sonderbare Gewohnheit. — Familienleben bei den Aſſinneboins. — Gaſtfreundſchaft. — Graue Bären. — Zank und Streit. — Wiedervergeltung. — Großprahlerei eines Indianers.

Kurze Zeit nach meiner Rückkehr erfuhr ich, daß die Aſſinneboins ſich überall damit groß thaten, ſie hätten mir mein Pferd geſtohlen. Als ich eben Vorbereitungen traf, um es ihnen wieder abzunehmen, gab mir ein Oſchibbeway, welcher mehrmals in mich gedrungen war, ich ſollte dergleichen doch nicht thun, ein Pferd, unter der Bedingung, meinen Vorſatz aufzugeben; und ſo ſprach ich denn längere Zeit nicht mehr von der ganzen Geſchichte.

Den Winter über hielt ich mich an der Mündung des Aſſinneboin auf, und ging dann nach dem großen Waldfluſſe, um an deſſen Ufer Zucker zu ernten. Dort hörte ich, daß die Aſſinneboins ſich noch immer groß damit machten, daß ſie mir mein Pferd weggenommen hätten; und endlich gelang es mir Wa-me-gon-a-biew dahin zu bringen, daß er ſich geneigt erklärte, mich auf einem Zuge zu begleiten, deſſen Zweck kein anderer war, als die Wiedererlangung meines Pferdes. Nachdem wir vier Tage unterwegs geweſen, kamen wir in die Nähe des erſten Dorfes der Aſſinneboins, das etwa zehn Meilen vom Comptoir am Mooſe-River entfernt lag, und aus dreißig, aus Fellen und Häuten errichteten Hütten beſtand. Die Aſſinneboins witterten uns aber ſchon aus, ehe wir dicht ans Dorf gelangen konnten; denn ſie, eine Bande, welche ſich von den Sioux getrennt und den Oſchibbeways angeſchloſſen hat, fürchten ohne Unterlaß, von ihren alten Stammesgenoſſen angegriffen zu werden, und ſtellen deshalb immer Späher aus, die Jeden, der ſich nähert, beobachten. Der Streit, welcher die Trennung der Aſſinneboins von den Bwoir-nugs (d. h. Leuten, die etwas braten oder den Braten wenden), denn ſo werden die Sioux von den Oſchibbeways genannt, zur Folge hatte, ent-

ſtand wegen eines Weibes und war damals noch nicht ſehr lange her. [1]) Jetzt leben aber ſo viele Oſchibbeways und Kris unter ihnen, daß ſie faſt alle die Sprache der Oſchibbeways verſtehen, und doch weicht ihr Dialekt bedeutend davon ab; denn er iſt faſt von Wort zu Wort jener der Sioux.

Unter den Männern, welche uns entgegen kamen, befand ſich auch Ma-me-no-kwaw-ſink, derſelbe, welcher vor einigen Monaten meinetwegen einen Streit mit Pe-ſchau-ba gehabt hatte. Als er nahe bei uns war, fragte er, was wir hier machen wollten? Ich gab ihm zur Antwort: „Die Pferde, welche die Aſſinneboins uns geſtohlen haben, wollen wir wieder holen.“ — „Dann iſt es beſſer“ — entgegnete er mir, „daß ihr wieder umkehrt, wie ihr gekommen ſeid; denn wenn ihr ins Dorf geht, ſo koſtet es Euch Euere Haut.“ — Ich achtete auf dieſe Drohungen nicht weiter, und fragte nach Ba-gis-kun-nung, deſſen Familie unſere Pferde geſtohlen hatte. Sie ſagten mir, Genaueres könne man mir über ihn nicht ſagen; denn nach der Rückkehr von dem Kriegszuge wären Ba-gis-kun-nung und ſeine Söhne zu den Mandanen gegangen, und noch nicht wieder heimgekehrt. Gleich nach ihrer Ankunft bei den Mandanen

1) Die Sioux oder Dacotas, auch Nadoweſſier genannt, ſind noch immer der mächtigſte Stamm jenſeit des Miſſiſſippi, die ſüdlicher lebenden Cumanches ausgenommen, und bilden eine aus mehren Stämmen beſtehende Conföderation, von welcher, wie Tanner richtig bemerkt, die Aſſinneboins ſich getrennt haben. Sie werden deßhalb auch, wie wir ſchon oben S. 16 Anm. 2. angeführt haben, von den Dacotas nur noch Hoha, d. h. Empörer, Rebellen, von den Amerikanern aber auch Stone-Sioux (Stein-Sioux) oder Aſſinepotuc genannt. Der oben angedeutete Vorfall iſt folgender. Ozalapaila, Wihanoaappa's Frau, ward von Ohatampa entführt. Dieſer ermordete den Mann und die beiden Brüder der Geraubten, weil ſie auf Herausgabe drangen. So waren zwei mächtige Familien in Streit gekommen, bei dem die Anhänger und Verwandten um ſo mehr Partei nahmen, da bekanntlich unter den Indianern Blutrache herrſcht, wie wir im neunzehnten Capitel geſehen haben. Eine Rachethat folgte der andern, der geſammte Bund der Sioux gerieth in Verwirrung. Die Aſchiniboina waren die Partei des Beleidigers, die Siowaeh bildeten jene der gekränkten Familie. Endlich trennten ſich beide, leben ſeitdem in ewiger Feindſchaft, und führen Krieg mit einander auf Leben und Tod. Balbi (Handbuch der politiſchen Erdbeſchreibung, deutſche Bearbeitung von Carl Andree, Braunſchweig 1835. Theil II. S. 566) ſetzt den verhängnißvollen Raub dieſer nadoweſſiſchen Helena in den Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts; iſt dieſe Angabe richtig, ſo iſt unter Tanner's Worten „noch nicht ſehr lange her“ ein Zeitraum von vollen zweihundert Jahren zu verſtehen.

hatte der frühere Beſitzer meiner Stute dieſelbe wieder erkannt, und ſie dem Sohne Ba-gis-kun-nung's abgenommen. Der aber ſtahl, um ſich zu entſchädigen, ein ſchönes, ſchwarzes Pferd, und machte ſich damit aus dem Staube; ſeitdem hatte man von ihm weiter nichts gehört.

Wa-me-gon-a-biew, den ein ſolcher Empfang entmuthigte, und vielleicht einſchüchterte, wollte mich überreden, die Sache doch ja nicht weiter zu treiben, und verließ mich, um allein nach Hauſe zu gehen, als er ſah, daß ich unerſchütterlich blieb; denn mir war der Muth keineswegs vergangen, und ich wollte lieber alle Lagerplätze und Dörfer der Aſſinneboins durchſuchen, als ohne mein Pferd zurückkommen. So begab ich mich denn nach dem Comptoir am Mooſe-River, wo ich Urſache und Zweck meiner Reiſe erzählte. Ich bekam daſelbſt zwei Pfund Pulver, dreißig Kugeln, mehre Meſſer und verſchiedene geringfügige Gegenſtände; auch beſchrieben ſie mir den Weg, den ich zu nehmen hatte, um zum nächſten Dorfe zu gelangen. Als ich über eine ſich weitausdehnende Prairie ging, ſah ich noch in ziemlich weiter Entfernung etwas auf der Erde liegen, das wie ein Stumpf von einem Baumſtamme ausſah; da ich aber nicht begreifen konnte, wie der gerade an jene Stelle gekommen war, wenn ihn nicht irgend Jemand dort hingebracht hätte, ſo dachte ich, es möchte vielleicht irgend ein Kleidungsſtück ſeyn, oder wohl gar ein Menſch, der hier auf der Reiſe oder auf der Jagd geſtorben war.

Ich näherte mich dieſem Gegenſtande mit der äußerſten Vorſicht, und ſah nun bald, daß es ein Menſch war, der ſich auf den Bauch gelegt hatte, ein Gewehr in der Hand hielt, und den wilden Gänſen auflauerte. Er blickte nach einer ganz andern Gegend hin, als her, von wo ich kam, und ſo befand ich mich bereits dicht bei ihm, ohne daß er mich bemerkt hatte, als er aufſprang und auf mehre Gänſe Feuer gab. Da rannte ich auf ihn ein; die kleinen Glocken und der Silberſchmuck, den ich an mir trug, machten ihn aufmerkſam auf mich, aber ich packte ihn ſo ſchnell, daß er keinen Widerſtand leiſten konnte, denn ſein Gewehr hatte er ja abgefeuert. Als er ſah, daß er ſich in meiner Gewalt befand, rief er: „Aſſinneboin!" Ich antwortete: „Oſchibbeway!" Wir waren beide ſehr zufrieden

miteinander, da wir ſahen, daß ſich's freundlich durchkommen ließ; allein wir redeten jeder eine andere Sprache, und konnten uns mit Worten nicht verſtändigen; deshalb deutete ich ihm durch Zeichen an, er möge ſich ſetzen, und das that er denn auch. Ich überreichte ihm eine Gans, die ich kurz vorher geſchoſſen hatte, und nachdem wir ein Weilchen uns ausgeruhet hatten, gab ich ihm zu verſtehen, daß ich ihn nach ſeiner Hütte begleiten wollte.

Als wir etwa zwei Stunden gegangen waren, befanden wir uns im Angeſichte ſeines Dorfes, und er trat, vor mir hergehend, in ſeine Hütte ein. Ich war dicht hinter ihm, und ſah, daß ein Greis und eine alte Frau mit ihren Decken ſich den Kopf verhüllten, während mein Führer unverzüglich in einen kleinen Verſchlag, oder ein Nebengemach ſchlüpfte, das eben groß genug für eine Perſon war, die ſich darin vor den Blicken der übrigen Familienglieder verbergen konnte; in dieſes abgeſonderte Zimmer brachte ſein Weib ihm das Eſſen, und er blieb, ohne ſich ſehen zu laſſen, darin ſitzen, auch wenn er mit den Anderen ſprach. Sobald er herausgehen wollte, ſagte ſeine Frau es den Alten, die dann ihr Geſicht verhüllten. So ward es immer gehalten, auch wenn er wieder in die Hütte trat.

Dieſe Sitte wird von allen verheiratheten Männern unter den Aſſinneboins genau beobachtet; auch iſt, wie ich glaube, unter den Bwoir-nugs oder, wie ſie ſich ſelbſt nennen, Dakotas, daſſelbe der Fall; daß ſie bei den Omowhows am Miſſouri herrſcht, iſt bekannt. Sie iſt aber nicht bloß auf den Verkehr zwiſchen dem Manne und dem Vater und Weibern beſchränkt, ſondern dehnt ſich auch auf Vettern und Muhmen aus, und es iſt Schuldigkeit für den Mann und die Aeltern ſeiner Frau, zu vermeiden, daß ſie einander ſehen. Wenn ein Mann in eine Hütte tritt, in welcher ſich ſein Schwiegervater befindet, dann verhüllt dieſer letztere das Geſicht, bis jener wieder fort ging. Die jungen Männer haben, ſo lange ſie in der Familie ihrer Weiber bleiben, einen kleinen abgeſonderten Verſchlag, der von dem übrigen Theile der Hütte durch Matten oder Felle geſchieden iſt. Ja die junge Frau bringt in demſelben die Nacht zu, und am Tage iſt ſie die Mittelsperſon zwiſchen denen, die einander nicht ſehen dürfen. Es iſt ſelten, daß ein Mann den

Namen ſeines Schwiegervaters ausſpricht, wenn es überhaupt vorkommt; denn das würde als eine Ungehörigkeit und ein großer Mangel an Achtung angeſehen werden. Bei den Oſchibbeways herrſcht dieſer Brauch nicht, und ſie betrachten ihn als eine ſehr läſtige Thorheit.

Die Inhaber dieſer Hütte behandelten mich ſehr gütig. Das Getreide war in jener Gegend äußerſt ſelten; dennoch kochten ſie etwas von ihrem geringen Vorrathe und gaben es mir. Der junge Mann erzählte ihnen, welchen Schreck ich ihm auf der Prairie eingejagt hätte, und ſie lachten Alle herzlich darüber. Das Dorf beſtand aus fünf und zwanzig Hütten; ich konnte aber, trotz aller meiner Fragen, von Niemandem erfahren, wo ſich zu jener Zeit Ba-gis-kun-nung aufhielt. Etwa eine Tagereiſe entfernt lag ein anderes Dorf, und dorthin machte ich mich nun auf den Weg, in der feſten Hoffnung, mehr Glück mit meinen Nachforſchungen zu haben.

Als ich beinahe am Ziele meiner Wanderung mich befand, ſah ich Gänſe auffliegen; ich ſchoß nach ihnen und eine davon fiel mitten zwiſchen einem Haufen Aſſinneboins nieder. Da ich unter denſelben einen bejahrten Mann bemerkte, der ſehr elend ausſah, ſo deutete ich ihm durch Zeichen an, er ſolle ſie aufheben und behalten. Ehe er aber das that, trat er zu mir heran, und bezeugte mir ſeine Dankbarkeit, auf eine Weiſe, die mir ganz neu war. Er legte nämlich ſeine beiden Hände auf meinen Kopf, ſtrich damit mehrmals über mein ſchlicht auf die Schultern herabhängendes Haar, und richtete in ſeiner Sprache Worte an mich, die ich nicht verſtand. Dann erſt nahm er die Gans, und deutete mir durch wohlverſtändliche Zeichen an, ich möchte mit ihm kommen, und ſo lange ich im Dorfe mich aufhielte, unter ſeinem Dache leben. Während er unſer Mahl zubereitete, ging ich von Hütte zu Hütte, und muſterte alle Pferde durch; das meinige fand ich aber nicht. Einige junge Männer, die mich begleiteten, ſchienen ganz freundlich gegen mich geſtimmt zu ſeyn; indeſſen warf ſich einer derſelben, als ich den Weg nach dem nächſten Dorfe einſchlug, auf ein gutes Pferd, und ſprengte fort, um meine Ankunft zu melden. Als ich nun dorthin kam, bekümmerte ſich Niemand um mich, und Alle thaten, als merkten ſie gar nicht, daß ich da

ſei. Mit dieſer Bande Aſſinneboins hatte ich nie im geringſten Verkehre geſtanden; ich ſah aber wohl, daß Jemand ſie gegen mich eingenommen hatte. Der Häuptling, den ſie Kah-oge-maw-weet Aſſinneboin, d. h. den Aſſinneboin-Häuptling nannten, war ein ausgezeichneter Jäger. Einige Zeit nachher blieb er einmal ungewöhnlich lange auf der Jagd; ſeine Krieger verfolgten ſeine Spur, und fanden ihn endlich todt auf der Prairie liegen. Er war von einem grauen Bären angegriffen und getödtet worden.

Da ich ſah, daß ich bei dieſer Bande gaſtliche Aufnahme nicht erwarten durfte, ſo trat ich in keine Hütte ein, und beſah mir bloß die Pferde, immer in der Hoffnung, meinen Gaul endlich zu finden. Ich hatte viel von der Schönheit und Schnelligkeit eines jungen Pferdes, das der Häuptling beſaß, erzählen hören, und wußte, als man es mir näher beſchrieben hatte, gleich, woran ich war. Ich trug eine lange Leine unter meiner Decke; die warf ich dem Pferde geſchickt um den Hals, und eilte dann wie im Fluge davon. Das ungaſtliche Benehmen der Bewohner jenes Dorfes hatte mich zu dieſer That aufgereizt; und ſie geſchah nicht etwa aus Vorbedacht, ſondern ich folgte nur einer augenblicklichen Eingebung. Als wir beiden, das Pferd und ich, anfingen, den Athem zu verlieren, hielt ich endlich an und ſah mich um; die Hütten der Aſſinneboins waren kaum ſichtbar, und kamen mir vor wie kleine Flecken, die weit entfernt in einer Prairie liegen.

Jetzt fiel es mir ein, daß ich nicht gut gethan hatte, auf ſolche Weiſe das Lieblingspferd eines Mannes wegzunehmen, der wohl die gewöhnlichen Pflichten der Gaſtfreundſchaft, die man einem Fremden ſchuldig iſt, hintenangeſetzt, aber mir doch nicht geradezu Böſes gethan hatte. Ich ſprang ab und ließ das Pferd los; aber da ſah ich, daß etwa dreißig oder vierzig Aſſinneboins in vollem Galopp auf mich zu kamen, die ich bisher, weil ein Hügel ſie meinem Blicke entzog, nicht hatte ſehen können. Sie waren mir ſchon ganz nahe, und ich hatte kaum noch Zeit, in ein unweit von mir liegendes Nußbaumgebüſch zu fliehen. Sie ſuchten hin und her, fanden mich aber nicht, und ich konnte mich gut verſtecken. Zuletzt ſtiegen ſie vom Pferde, und ſtöberten überall umher; Einige gingen ganz

dicht an mir vorüber; aber ich lag ſo ſicher, daß ich Alles ſehen konnte, ohne mich auch nur der geringſten Gefahr auszuſetzen. Ein junger Menſch ſtellte ſich ganz nackt hin, als wenn er ins Gefecht gehen wollte, ſtimmte den Kriegsgeſang an, legte ſein Gewehr bei Seite, nahm eine Keule zur Hand, und kam gerade auf die Stelle los, wo ich mich verborgen hatte. Er trat bis auf etwa zwanzig Schritte zu mir heran; meine Flinte war geladen, und ich zielte nach ſeinem Herzen; da kehrte er um. Wahrſcheinlich hat er mich nicht bemerkt; indeſſen der Gedanke, von einem gut bewaffneten Feinde beobachtet zu werden, mochte wohl ſeinen Entſchluß wankend machen. Sie ſuchten nach mir bis gegen Abend, und nahmen dann des Häuptlings Pferd wieder mit nach ihrem Dorfe.

Hoch erfreuet darüber, daß ich dieſer drohenden Gefahr ſo glücklich entgangen war, machte ich mich eiligſt auf den Weg nach Hauſe, ging ununterbrochen Tag und Nacht vorwärts, und langte in der dritten Nacht beim Comptoir am Mooſe-River an. Die Handelsleute ſagten mir, es ſei thörig von mir gehandelt, daß ich das Pferd des Häuptlings nicht mitbringe; ſie hätten es ſehr rühmen hören, und würden mir ein gut Stück Geld dafür gegeben haben.

In einem Aſſinneboindorfe, das etwa zwanzig Meilen von dieſem Comptoir entfernt liegen mag, wohnte einer meiner Freunde, Namens Be-na (der Faſan), und dieſen hatte ich beiläufig erſucht, er möge doch während meiner Abweſenheit zuſehen, ob er mein Pferd wieder finden, oder die Gegend, in welcher Ba-gis-kun-nung ſich aufhielte, ausfindig machen könnte. Den beſuchte ich, und er führte mich ohne weiteres in eine kleine Hütte, die von zwei alten Frauen bewohnt wurde. Durch die Ritzen und Spalten dieſer Hütte zeigte er mir die, in welcher Ba-gis-kun-nung mit vieren ſeiner Söhne lebte. Ihre Pferde weideten in der Nähe der Hütte, und eines davon erkannten wir als den hübſchen, ſchwarzen Gaul, den ſie bei den Mandanen für mein Thier eingetauſcht hatten. Wa-me-gon-a-biew war im Comptoir geweſen und zurückgekommen, um mich in dieſem Dorfe bei den Söhnen eines von Taw-ga-we-ninne's Brüdern zu erwarten, die folglich ſeine Vettern waren, und mit ihm im freundſchaftlichſten Verkehre ſtanden. Er hatte dem

Ba-gis-kun-nung ein gutes Gewehr, einen Häuptlingsanzug und Alles, was er bei ſich trug, für das Pferd geboten. Dieſes tadelte ich ſehr lebhaft, und ſagte ihm, daß wenn Ba-gis-kun-nung jene Geſchenke angenommen hätte, daraus für mich der unangenehme Umſtand ſich ergeben haben würde, daß ich mich ſowohl dieſer als auch des Pferdes hätte wieder bemächtigen müſſen.

Ohne weitern Anſtand ging ich nun zu Ba-gis-kun-nung, und ſagte ihm: „Ich brauche ein Pferd.“ — „Ich kann Dir keins geben,“ gab er mir zur Antwort. — „Nun, dann muß ich mir eins nehmen.“ — „Dann mache ich Dich todt.“ — Als er ſo ſprach, ging ich nach Be-na's Hütte zurück, und traf die nöthigen Vorbereitungen, um am nächſten Morgen abreiſen zu können. Be-na gab mir eine friſche Biſonhaut, die ich ſtatt eines Sattels auflegen ſollte, und ein altes Weib verkaufte mir einen Riemen, deſſen ich mich als Halfter und Zügel zu bedienen gedachte; denn die meinigen waren mir mit dem Pferde des Häuptlings abhanden gekommen. Nachts begab ich mich in die Hütte unſerer Vettern, und am andern Morgen ganz früh in die Wohnung Bena's, der noch ſchlief. Ich beſaß eine noch ſehr gute neue Decke; die breitete ich über ihn hin, und machte mich alsdann, ohne das mindeſte Geräuſch zu verurſachen, mit Wa-me-gon-a-biew auf den Weg.

Als wir der Hütte des Ba-gis-kun-nung nahe kamen, ſahen wir ſeinen älteſten Sohn auf der Schwelle der Hütte ſitzen; er bewachte die Pferde. Wa-me-gon-a-biew wollte mir abrathen, und ſagte, ich möchte keins davon nehmen, weil ſie uns doch ſehen könnten, und dann zu gewaltſamen Maßregeln gegen uns ihre Zuflucht nehmen würden. Ich gab ihm für den Augenblick nach, doch nur um etwa zweihundert Ruthen weit zu gehen und unſer Gepäck abzulegen; dann wollte ich wieder umkehren, und mich des Pferdes bemächtigen. Als ich meine Laſt abgelegt hatte, fing Wa-me-gon-a-biew, als er ſah, daß mein Entſchluß ganz feſt ſtand, an, voraus zu laufen, während ich unverzüglich wieder umkehrte und nach dem Dorfe ging. Als Ba-gis-kun-nung's Sohn mich erblickte, ſchrie er aus Leibeskräften; ich verſtand aber nur die Worte: Wah-kah-towah und Schoon-ton-gah (Oſchibbeway und Pferd). Ich ſchloß daraus,

daß er ſagte: Ein Oſchibbeway ſtiehlt ein Pferd, und antwortete, Kah-ween-gwautſch Oſchibbeway (nicht ganz und gar Oſchibbeway). Plötzlich war das ganze Dorf in Bewegung. Aus dem Benehmen der Meiſten, die nun zuſammenliefen, konnte ich keineswegs deutlich abnehmen, ob ſie entſchloſſen waren, ſich in das, was vorging, einzumiſchen und handelnd dabei aufzutreten oder nicht; die Haltung meines Freundes Be-na und einer großen Anzahl von Kris, welche bei ihm waren, gab mir Muth. Nur allein Ba-gis-kun-nungs-Familie zeigte ſich mir offenbar feindſelig.

Ich war dermaßen aufgeregt, daß ich nicht mehr fühlte, ob meine Füße auf der Erde ſtanden, aber erſchrocken und furchtſam war ich nicht, wie ich glaube. Als ich dem ſchwarzen Pferde meinen Halfter über den Kopf gezogen hatte, zauderte ich, es zu beſteigen, weil ich dadurch einen Augenblick am Gebrauche meiner Waffen gehindert werden mußte, und mich der Gefahr ausſetzte, von hinten her angegriffen zu werden. Endlich erwog ich, daß jeder Anſchein von Unentſchloſſenheit auf alle Anweſenden den ungünſtigſten Eindruck machen würde, und wollte auf das Pferd ſpringen; allein mein Anlauf war zu ſtark, mein Sprung zu heftig geweſen, und ſo ſtürzte ich auf der andern Seite der Länge nach zu Boden, mein Gewehr in der einen, Pfeile und Bogen in der andern Hand haltend. Schnell raffte ich mich wieder auf, und blickte umher, um zu ſehen, wie meine Gegner und Feinde ſich wohl benähmen. Alle Anweſenden lachten laut auf, die Familie Ba-gis-kun-nung's ausgenommen. Da faßte ich mir wieder ein Herz, und ſtieg entſchloſſen auf das Pferd; denn ich dachte, wenn ſie einen offenen Angriff gegen mich im Schilde führten, ſo würden ſie den Augenblick, da ich am Boden lag, benutzt haben, und nicht einen ſolchen, wo ich im Stande war, ihnen Widerſtand, und zwar gefährlichen zu leiſten. Das laute, aus voller Bruſt kommende Lachen der Indianer war mir auch Zeugniß genug dafür, daß keineswegs Alle an meinem Vorhaben Aergerniß nahmen.

Als ich mit meinem Pferde fortgeſprengt war, kam mir bald Wa-me-gon-a-biew wieder zu Geſichte; er verfolgte ſeinen Weg wie ein aufgejagter Truthahn. Als ich ihn eingeholt

hatte, ſprach ich: „Mein Bruder, Du biſt doch wohl ermüdet, ich will Dir mein Pferd borgen.“ Und ſo ſetzten wir unſern Weg fort. Endlich kamen zwei Reiter aus dem Dorfe hinter uns hergeſprengt. Da wurde Wa-me-gon-a-biew ängſtlich, wollte weglaufen und es mir überlaſſen, mich ſo gut aus der Verlegenheit zu wickeln, wie ich konnte; ich merkte aber ſeine Abſicht und hieß ihn vom Pferde ſteigen; das that er auch, und lief nun wieder vorwärts, ſo ſchnell ihn ſeine Beine trugen.

Als die beiden Männer nur noch etwa eine halbe Meile weit von mir entfernt waren, wandte ich mein Pferd um, hielt an, und ſah gerade auf ſie zu. Sie hielten gleichfalls ſtill, ich guckte mich um, und bemerkte, daß Wa-me-gon-a-biew ſich im Gebüſche verborgen hatte. Wir, die beiden Reiter und ich, blieben in dieſer Stellung bis gegen Mittag. Die Bewohner des Dorfes ſtanden zahlreich verſammelt auf einem Hügel, der ſich unweit von den Hütten erhob, um zu ſehen, wie die Sache ablaufen würde.

Die beiden Söhne Ba-gis-kun-nung's waren endlich des Harrens und Wartens überdrüſſig; ſie traten auseinander, und kamen jeder von einer verſchiedenen Seite her auf mich zu. Ich war aber auf der Hut, denn ich ſah wohl, daß ſie meine Aufmerkſamkeit theilen wollten, um mir deſto ſicherer einen Flintenſchuß beibringen zu können. In zwei Abſätzen kamen ſie mir immer näher, und ſtellten ſich dann zwiſchen mich und Wa-me-gon-a-biew, um mir den Rückzug abzuſchneiden. Ich wurde endlich dieſer Geſchichte, bei der ſie ſich offenbar feig benahmen, überdrüſſig, ließ mein Pferd im Galopp anſprengen, und ritt gerade auf ſie zu; da riſſen ſie aus, und flohen nach dem Dorfe zu. Bei dieſem Vorfalle bewies ſich Wa-me-gon-a-biew noch mehr als herzloſer Prahlhans, wie andre Male. Zum Glücke für mich, waren die Häuptlinge und alle geachteten Männer der Bande, welcher Ba-gis-kun-nung angehörte, entzückt von meinem Unternehmen; denn dieſer Menſch und ſeine Söhne galten für Ruheſtörer und Taugenichtſe. Wäre dem nicht ſo geweſen, ſo würde ich, da Wa-me-gon-a-biew mich völlig im Stiche ließ, ſicherlich meinen Zweck nicht erreicht haben.

Ich ritt alſo meines Weges, und mein Bruder kam in demſelben Augenblicke aus ſeinem Verſtecke hervor. In jener

Nacht erreichten wir die Hütte unſeres alten Freundes Waw-ſo, der lange Zeit bei Pe-ſchau-ba gelebt hatte. Ich brachte mein Pferd tief in den Wald, wo es ſicher war, und bat Wa-me-gon-a-biew, ja dem Waw-ſo nichts von dem zu ſagen, was vorgefallen wäre. Aber mitten in der Nacht, als ich im Schlafe lag, erzählte er Alles haarklein, was geſtern geſchehen war; der Alte lachte hell auf, als er hörte, daß ich hingeſtürzt wäre, und von dieſem Gelächter wachte ich auf.

Am anderen Morgen machten wir uns auf den Weg nach Ko-te-kwaw-wi-ah-we-ſe-be, wo ich meine Familie hatte. Damals beſaß ich zwei Pferde, und verſprach daher einem meiner Freunde, der mir begegnete, eins davon zu geben; da er aber unterwegs war, und eben von ſeiner Wohnung herkam, ſo wollte er es mir erſt abnehmen, wenn er wieder heimgekommen ſeyn würde. Inzwiſchen ſtarb das Thier in Folge eines Blutſturzes, und ſo hatte ich nur noch das ſchwarze, welches ich Mandan nannte. Das Pferd war mir ſehr werth; als aber der Mann kam, konnte ich nicht umhin, es ihm zu geben. Meine Frau ſchrie darüber laut auf, und ich trennte mich nur mit tiefer Betrübniß von einem ſo herrlichen Roſſe.

Zweiundzwanzigſtes Capitel.

Der Schildkrötenberg. — Indianer auf einem Feldzuge. — Hungersnoth. — Leicht erworbene Siegeszeichen. — Opfer, die vor Eröffnung einer Fehde dargebracht werden. — Ein Schatz wird entdeckt. — Der große Geiſt offenbart ſeinen Willen. — Vorſchriften der Schahnis-Religion. — Der Handſchlag des Propheten. — Gemetzel unter den Hunden. — Das Fleiſch des Propheten. — Gebräuche. — Die Sitten beſſern ſich.

Etwa drei Monate nachher ſchickten die Kris Taback an die Oſchibbeways, um ſie dadurch zu veranlaſſen, ſich, gleich ihnen ſelbſt, den Mandanen anzuſchließen, um einige Bwoir-

nungs, die am Miſſouri wohnten, anzugreifen. Damals ließ mir Ba-gis-kun-nung ſagen, er gäbe mir den Rath, mich ja von dieſem Zuge fern zu halten, er hätte es auf mein Leben abgeſehen, und ich wäre verloren, wenn ich in ſeine Nähe käme. Ich achtete aber nicht darauf.

In ſechs Tagen begab ich mich nach dem Schildkröten-berge, wo ſich die Kris in großer Anzahl verſammelten. Als ich hier einen Monat lang gewartet hatte, kam Wa-ge-to-te mit etwa ſechzig Mann angezogen. Wir, im Ganzen acht Männer, ſchloſſen uns ihm an, und gaben alle Lebensmittel, deren wir nur irgend entbehren konnten, ihm und ſeinen Leuten; denn ſie hatten ſeit einiger Zeit gar nichts genoſſen. Bald aber kam auch die Noth an uns ſelbſt, und nachdem wir einige Tage vorwärts gezogen waren, wurden zwanzig bis dreißig junge Krieger aufgeboten, die auf Biſons Jagd machen ſollten. Wa-ge-to-te beſtand darauf, ich ſollte mit ihnen gehen; ich ſchlug es aber ab. Er wiederholte indeſſen ſeine Bitte, nahm mir endlich mein Gepäck von den Schultern und ſprach: „Jetzt, mein Vetter, kannſt Du gehen, ich will Dein Gepäck tragen, bis Du wieder kommſt.“ Ich entfernte mich zwar nicht weit, hatte aber das Glück ein Elendthier zu erlegen, über welches die Indianer gleich ausgehungerten Wölfen herfielen, ſo daß nach wenigen Augenblicken kein Biſſen mehr davon übrig war; und doch hatte kaum die Hälfte der Anweſenden, die alle dem Hungertode nahe waren, etwas davon bekommen.

Die zwanzig Jäger kamen heim, ohne das Mindeſte geſchoſſen zu haben; und die meiſten meiner Gefährten wurden ſo matt und ſchwach, daß viele nicht weiter gehen konnten und zurück bleiben mußten. Viele Tage lang hatten wir weiter nichts zu eſſen, als Wurzeln der Me-tuſh-koo-ſhe-min-Pflanze, welche man genießen kann. Die Engländer nennen dieſelbe Grass-berry, die Franzoſen pomme-blanche.[1] Ich ſelbſt war ſehr hinfällig; da weckte mich einſtmals mitten in der Nacht,

1) Eine Art von Psoralea, die in den offenen, holzarmen Gegenden am Miſſouri ſehr häufig iſt. Dieſe Wurzeln haben, wenn ſie gekocht oder gebraten werden, einen ſehr angenehmen Geſchmack und ſind auch ſehr nahrhaft; ißt man aber kein Fleiſch dazu, dann greifen ſie die Eingeweide leicht an, und verurſachen läſtige Krankheiten.

während Alle ſchliefen, ein alter Mann, der mit meiner Frau verwandt war, auf, und ſteckte mir etwas Pemmican zu, den er bisher ſorgfältig zu verbergen gewußt hatte. Dieſe Nahrung kam gerade zur rechten Zeit; ſie ſtärkte mich wieder etwas, und ich vermochte den Schildkrötenberg zu erklimmen, was von uns nur etwa die Hälfte aller Männer konnten; von denen, welche ihrer Mattigkeit und Schwäche wegen zurückbleiben mußten, kamen nachher einige wieder zu uns, andere kehrten nach Hauſe zurück, und von Mehren hat man ſeitdem gar nichts wieder gehört.

Die Aſſinneboins und Kris, welche wir auf dem Sammelplatze zu finden gedachten, hatten denſelben ſchon ſeit einiger Zeit verlaſſen; wir folgten daher ihren Spuren, und trafen einige Tage ſpäter mit ihnen zuſammen, als ſie eben von ihrem Feldzuge zurückkehrten. Sie erzählten, daß ſie eben im Dorfe der Mandanen angekommen wären, als die Sioux heranzogen, um daſſelbe anzugreifen. Der Mandanen-Häuptling hatte ihnen geſagt: „Meine Freunde, dieſe Sioux ſind hierher gekommen, um mein Feuer auszulöſchen; ſie wiſſen nicht, daß Ihr da ſeyd; ſie ſind nicht auf einem Zuge gegen Euch begriffen; weßhalb ſoll alſo Euer Blut in dieſem Kampfe fließen? Bleibt alſo in meinem Dorfe, Ihr werdet ſehen, daß wir Männer ſind, und keine Unterſtützung brauchen, wenn wir vor unſeren Thüren ſtreiten.“ Das Dorf der Mandanen war mit zugeſpitzten Pfählen umzäunt; die Sioux kämpften einen ganzen Tag lang in der Nähe; es wurde Waffenſtillſtand geſchloſſen, und der Häuptling der Mandanen ſprach, ohne aus der Umzäunung hervorzutreten, zu den Sioux: „Verlaßt das Dorf, oder Ihr werdet erleben, daß unſere Freunde, die Oſchibbeways über Euch herfallen; ſie haben den ganzen Tag über ausgeruhet, und ſind kampfluſtig und friſch.“ Die Sioux antworteten: „Das iſt von Eurer Seite Großprahlerei; damit wollt Ihr Eure Schwäche bemänteln; Ihr habt keine Oſchibbeways bei Euch; hättet Ihr deren aber auch Hunderte, ſo würden wir uns doch vor ihnen nicht fürchten. Die Oſchibbeways ſind Weiber, und wäre Euer ganzes Dorf von ihnen voll, ſo wäre das für uns eine Veranlaſſung mehr, ſchnell in daſſelbe einzudringen.“ Die Kris und Aſſinneboins ärgerten ſich über dieſe

Schmähungen und griffen die Sioux an, welche in der größten Unordnung davon flohen.

Die Oſchibbeways hatten zwar keinen Theil am Kampfe genommen, erhielten aber doch mehre Schädelhäute (Skalpe), welche an dieſem Tage erbeutet wurden; eine davon fiel unſerm Häuptlinge Wa-ge-to-te zu, wiewohl er mehre Tagereiſen weit vom Kampfplatze entfernt war. Er nahm ſie mit nach Hauſe. Als wir auf dem Rückwege uns dem Schildkrötenberge näherten, hatten wir alle erſchrecklich vom Hunger zu leiden, und Einige von uns konnten wirklich nicht mehr von der Stelle kommen. Deßhalb mußten wir liegen bleiben, und unſerer vier, die wir noch einigermaßen bei Kräften waren, gingen auf die Jagd; nämlich ein alter Mann, Namens Gitſch-e-weeſh (die Hütte des großen Bibers), zwei junge Krieger und ich; der Alte war ſehr aufgeregt, und feſt überzeugt, daß er etwas ſchießen würde. „Als ich noch jung war," ſprach er zu uns, „hatte ich einmal drei Tage lang nichts gegeſſen. Da kam der große Geiſt zu mir und ſagte: Ich habe Deinen Schrei gehört; ich will nicht, daß Du fernerhin ſchreieſt und Dich ſo ſehr beklagſt; wenn Du jemals dem Hungertode nahe biſt, dann rufe nach mir, ich will Dich erhören, und Dir etwas geben. Ich habe ihn ſeitdem noch nie an ſein Verſprechen erinnert; dieſe Nacht aber habe ich unabläſſig gebetet und geſungen, und bin daher überzeugt, daß der große Gott in ſeiner Güte mir ſein Wort halten wird." — Wir machten uns demnach in aller Frühe auf den Weg, und zerſtreuten uns auf der Jagd. Ich ſtreifte den ganzen Tag umher, ohne ein Stück Wild zu ſehen, war aber freilich auch ſo ſchwach, daß ich nur eine kleine Strecke zurücklegte. Erſt ſpät kam ich wieder, die beiden jungen Krieger waren vor mir heimgekommen; Alle fand ich in Verzweiflung. Aber der alte Gitſch-e-weeſh war noch nicht da, und langte erſt ſpät mit einer ſchweren Tracht Fleiſch beladen an. Ich mußte daſſelbe in gleiche Theile zerlegen, und jedem Einzelnen reichen, was ihm zukam. Am andern Morgen begaben wir uns nach dem Platze, wo er ein Mooſethier erlegt hatte; was noch übrig war, wurde bald verzehrt.

Unweit von dieſer Stelle entdeckte Wa-me-gon-a-biew eine Menge von Gegenſtänden, welche eine Bande Aſſinneboins hier

als Medicinopfer zurückgelaſſen hatte. Was man in dieſer Abſicht zurückläßt, wird Metai Saſ-ſah-ge-witſch-e-gun oder Puk-ketſch-e-gun-nun genannt, und der erſte beſte Stamm, welcher mit denen, die ſolch ein Opfer gebracht haben, befreundet iſt, darf ſich daſſelbe aneignen. Aber die Opfer, welche in der Abſicht dargeboten wurden, um ſich den Erfolg eines Feldzuges zu ſichern, dürfen nicht von der Stelle, wo ſie niedergelegt ſind, fortgenommen werden. Dieſe nennt man Saſ-ſah-ge-witſch-e-gun.

Wa-me-gon-a-biew, der einen Baum erklettert hatte, um den Indianern recht ſchnell ſeinen Fund anzeigen zu können, nahm ſich beim Herabſteigen ſo viel Zeit, daß alle Decken, Stücken Tuch, kurz alle werthvollen Gegenſtände bereits ihren Beſitzer gefunden hatten, als er ſeinen Fuß auf die Erde ſetzte. Er ließ ſich ſeinen Aerger nicht merken; man konnte ihm aber denſelben gar wohl anſehen, und er ſetzte ſich entfernt von den Anderen auf einen Baumſtrunk. Als er dort mit dem Fuße etwas trockenes Laub zur Seite ſchob, ſah er einen kupfernen Keſſel, der umgeſtülpt war, und eine Menge Opfergaben von großem Werthe enthielt. Dießmal aber rief er Niemand herbei, ſondern nahm Alles für ſich, und dieſer neue Fund war weit beſſer, als der vorige. Die Decken, Kleider und Schmuckſachen waren an den Bäumen aufgehängt, und zwar in weit größerer Menge, als ſonſt der Brauch erheiſcht. Die Aſſinneboins hatten dieſes Opfer dargebracht, als ſie ihren Zug gegen die Sioux unternahmen.

Von dieſer Stelle ab, bis zu dem Platze, an welchem meine Familie auf mich wartete, erlegte ich auch nicht ein einziges Stück Wild, und der Hunger war Herr in meiner Hütte; am andern Morgen aber hatte ich gutes Glück, ſchoß ein Elendthier, und hatte auch nachher Lebensmittel im Ueberfluſſe.

Während dieſes Aufenthaltes am Fluſſe des großen Waldes hörten wir allerlei von einem berühmten Manne erzählen, der ein Schahni, und vom großen Geiſte, der ihm ſeinen Willen kund gethan hatte, mit einer Offenbarung beehrt worden war. Als ich einſt, weit von meiner Hütte entfernt, auf der Prairie jagte, ſah ich einen unbekannten Menſchen auf mich zu kommen; anfangs fürchtete ich, er möchte wohl Feindſeliges beabſichtigen; ſah aber bald, als er näher trat, an ſeiner Klei-

dung, daß ich mit einem Oſchibbeway zu thun hatte. In ſeiner ganzen Haltung und ſeinem Weſen überhaupt lag etwas Auffallendes und Fremdartiges; er verlangte, ich ſollte mit ihm nach Hauſe zurückkehren, ſagte aber nicht weshalb, ſah mich mit keinem Blicke an, und wollte ſich auch in keinerlei Geſpräch einlaſſen. Ich hielt ihn für wahnſinnig, geleitete ihn indeſſen doch nach meiner Hütte. Als wir geraucht hatten, blieb er lange Zeit ganz ſtill ſitzen, und ſagte mir dann endlich, daß er im Auftrage des großen Propheten der Schahnis zu mir gekommen ſey. Er ſprach:

„Fortan darf nie mehr das Feuer in Deiner Hütte verlöſchen. Im Sommer und Winter, bei Tage und bei Nacht, beim Sturme und wenn das Wetter ruhig iſt, wirſt Du Dich daran erinnern, daß das Leben in Deinem Körper und das Feuer auf Deinem Heerde ein und dieſelbe Sache ſind, und ſich aus ein und derſelben Zeit herſchreiben. Läſſeſt Du Dein Feuer erlöſchen, ſo wird auch unverzüglich Dein Leben verlöſchen. Du ſollſt keinen Hund mehr füttern. Du ſollſt keinen Mann mehr ſchlagen; auch kein Weib mehr, oder ein Kind, oder einen Hund. Der Prophet wird ſelbſt kommen und Dir die Hände drücken; ich bin ihm vorausgegangen, um Dir zu verkünden, wie es der Wille des großen Geiſtes iſt, daß er uns Mittheilungen mache, und um Dir zu ſagen, daß Dein Leben davon abhängt, ob und wie Du ihm zu aller Zeit Gehorſam leiſteſt. Fortan dürfen wir uns nicht mehr berauſchen, nicht ſtehlen, nicht lügen, auch nicht gegen unſere Feinde ziehen. So lange wir ohne Rückhalt und Einſchränkung dieſen Geboten des großen Geiſtes gehorſam ſind, ſo lange werden uns auch die Siour, wenn ſie in unſer Land kommen, nicht ſehen können. Wir werden Schutz haben und glücklich ſeyn.“

Ich hörte aufmerkſam Alles an, was er mir zu ſagen hatte, und entgegnete ihm, ich ſey durchaus nicht des Glaubens, daß wir Alle ſterben müßten, wenn unſer Feuer verlöſche; daß man in manchen Fällen gar nicht umhin könne, die Kinder einmal zu züchtigen, und daß ich endlich, da die Hunde uns auf der Jagd ſo nützliche Dienſte leiſteten, unmöglich mich überzeugen könne, daß es dem großen Geiſte angenehm ſeyn würde, wenn wir dieſelben ganz und gar abſchafften. Er aber fuhr fort mit

ſeinen Reden bis tief in die Nacht, und ſchlief darauf in meiner Hütte. Ich war am andern Morgen zuerſt wach, bemerkte, daß das Feuer ganz erloſchen war, und rief ihn nun herbei, damit er ſich überzeuge, wie wir trotz dem noch munter und lebendig wären. Er aber war darauf gefaßt, den Hohn und Spott, womit ich ſeine Lehre lächerlich machen wollte, abzuwenden, und entgegnete mir, daß ich ja noch keinen Handſchlag und Händedruck vom Propheten erhalten hätte. Sein Beſuch, fügte er hinzu, habe keinen andern Zweck, als mich auf dieſes wichtige Ereigniß vorzubereiten, und mich im Voraus mit den Verpflichtungen bekannt zu machen, die ich übernähme, ſo bald die Hand des Propheten in der meinigen geruhet habe. Ich war allerdings ungläubig, fühlte mich aber doch nicht recht behaglich bei der ganzen Geſchichte. Die Indianer nahmen im Allgemeinen die Lehre dieſes Propheten ſehr gläubig und unterwürfig an; alle waren jedoch, wie man ihnen deutlich anſah, verdrießlich und beklommen; die meiſten ſchlugen ihre Hunde todt, und kamen genau den Geboten nach, welche der unter uns weilende Prophet zu ertheilen für zweckmäßig hielt.

„Es war bei allen wichtigen Angelegenheiten, die mich betrafen, von jeher meine Gewohnheit, die europäiſchen Handelsleute in Rath zu nehmen; denn ich lebte in der feſten Ueberzeugung, daß die Gottheit, wenn ſie den Menſchen Offenbarungen zu machen hätte, jedenfalls den Weißen dieſelben allererſt zukommen laſſen würde. Die Handelsleute zogen Alles ins Lächerliche, ſprachen verächtlich und ſpöttiſch davon, daß ein armſeliger Schahni behaupte, von der Gottheit mit einer Offenbarung begnadigt zu ſeyn, und beſtärkten mich in meinem Unglauben. Deſſenungeachtet wagte ich aber doch nicht, mich damit bei den Indianern zu rühmen; aber ich weigerte mich fortwährend, meine Hunde zu tödten, erfüllte auch die übrigen Gebote keineswegs pünktlich, ohne jedoch dem Glauben der Indianer ſchroff entgegen zu treten; denn ich hatte viele von ihren Begriffen und manches von ihrer Denkungsweiſe angenommen und mir völlig zu eigen gemacht, wiewohl mir nicht Alles gleich ſehr ſtichhaltig und begründet erſchien.

Der vom Propheten abgeſandte Oſchibbeway verweilte einige Zeit unter den Indianern, welche in meiner Nähe wohnten,

und wußte die angeſehenſten unter ihnen dermaßen für ſich einzunehmen, daß die Zeit beſtimmt und eine Hütte in Bereitſchaft gehalten wurde, um öffentlich und feierlich ſeine Lehren und Gebote anzuerkennen. Als wir ſämmtlich in die lange Hütte eingetreten waren, in welcher die Feierlichkeit Statt haben ſollte, bemerkten wir, daß ein Gegenſtand unter einer Decke verborgen lag, deſſen Anblick und Umriſſe an die Geſtalt eines Menſchen erinnerten. Dicht daneben ſtanden zwei junge Männer, welche, wie man uns ſagte, ſich nie von demſelben entfernten, ihm jeden Abend ſein Bett zurecht machten, und dicht neben ihm ſchliefen. Aber ſo lange die Feierlichkeit dauerte, trat ihm Niemand nahe, keiner hob die Decke auf, welche über den geheimnißvollen Gegenſtand ausgebreitet war. Die einzigen ſichtbaren Zeichen dieſer wichtigen Sendung waren vier Schnuren verſchimmelter Bohnen, deren Farbe ſich kaum noch erkennen ließ.

Nach einer langen Rede, welche darauf berechnet war, die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden auf die Hauptpunkte der neuen Offenbarung hinzulenken, und die ihren Zweck auch völlig erreichte, wurden die vier aus Bohnen beſtehenden Schnüre, welche angeblich aus dem Fleiſche des Propheten ſelbſt verfertigt ſeyn ſollten, feierlich zu jedem der Anweſenden hingetragen. Jeder mußte nach der Reihe jede einzelne Schnur am einen Ende ergreifen, und ſie darauf langſam durch die Hand gleiten laſſen. Das hieß, einen Händedruck vom Propheten empfangen, und die Handlung ſelbſt wurde als eine Feierlichkeit betrachtet, durch welche ſich Jeder verpflichtete, den Geboten deſſelben Gehorſam zu leiſten, und ſeine Sendung als vom höchſten Weſen ausgegangen zu betrachten. Alle Indianer, welche die Bohnen berührten, hatten bereits ihre Hunde getödtet; ſie warfen ihre Medicinbeutel weg, und zeigten ſich willig, alle Gebräuche und Förmlichkeiten zu verrichten, die von ihnen verlangt wurden.

Wir waren ſeit einiger Zeit in großer Anzahl nahe beiſammen; es hatte viel Aufregung und Schrecken unter uns geherrſcht; und nun fing der Hunger an, ſehr fühlbar zu werden. Die Geſichtszüge der Indianer hatten einen ungewöhnlich ſtarken Ausdruck von Melancholie; die Männer, welche ſich

bisher am thätigſten gezeigt hatten, wurden nachläſſig, und die Thatkraft, ſelbſt der munterſten und herzhafteſten, ſchien förmlich gelähmt zu ſeyn. Ich ging nach wie vor mit meinen Hunden auf die Jagd, denn ich wollte ſie weder ſelbſt tödten noch zugeben, daß irgend ein Anderer ſie ums Leben brächte. Sie jagten mir einen Bären auf, den ich erlegte. Als ich heimkam, ſprach ich zu den Indianern: „Hat uns der große Geiſt nicht unſere Hunde deßhalb gegeben, damit wir uns mit ihrer Hülfe das verſchaffen ſollen, was wir nöthig brauchen, um unſer Leben zu friſten? Wie kann man glauben, daß es jetzt ſein Wille ſey, wir ſollten dieſelben tödten? Es wird uns geſagt, der Prophet wolle nicht, daß das Feuer in unſeren Hütten auslöſche; wenn wir auf Reiſen ſind oder auf die Jagd ziehen, ſollen wir weder Stahl noch Stein bei uns führen, und ein Mann ſoll dem andern kein Feuer geben! Kann es dem großen Geiſte ein Wohlgefallen ſeyn, wenn wir in unſeren Jagdlagern uns ohne Feuer behelfen müſſen? Kann es ihm angenehmer ſeyn, wenn wir Feuer durch das Aneinanderreiben zweier Stäbe hervorbringen, als durch Stahl und Stein?“ Sie hörten aber nicht auf das, was ich ſagte, und der Glaube, dem ſie ſich ergaben, wirkte zuletzt auch auf mich ſelbſt ſo ſtark, daß ich mein Feuerzeug und meinen Medicinbeutel weit weg ſchleuderte. Ich unterwarf mich in vielfacher Hinſicht ebenfalls den Satzungen der neuen Lehre; nur meine Hunde wollte ich nicht aufopfern, und darin blieb ich feſt. Binnen kurzer Zeit lernte ich Feuer vermittelſt zweier trockenen Cederſtäbe, die ich deßhalb ſtets bei mir trug, anzünden; daß aber Stahl und Stein abgeſchafft wurden, koſtete manchem Indianer große Entbehrungen, und war mit vielfachen Uebelſtänden verknüpft. Die entfernter wohnenden Dſchibbeways, ſo viele ich deren kannte, unterwarfen ſich den Geboten des Schahni's-Propheten nur ſehr ungern, und ſahen ſeinen Einfluß mit mißgünſtigen Blicken. Allerdings ließ während der nächſten zwei oder drei Jahre die Trunkſucht bedeutend nach; man dachte nicht mehr ſo viel wie früher an Fehden und Krieg, und durch das Erſcheinen und kräftige Auftreten eines einzigen Mannes hatte die Lage der Dinge ein ganz anderes Anſehen gewonnen; aber nach und nach verlor der erſte Eindruck an Stärke, er blieb nicht nachhaltig; die Medicinbeu-

tel, Stahl, Stein und Zunder kamen abermals zum Vorſcheine; die Hunde wurden wieder zu Gnaden aufgenommen, Weiber und Kinder bekamen wieder eben ſo gut Schläge, wie vorher; der Schahni's-Prophet fiel in Verachtung, und heut zu Tage halten ihn die Indianer für einen Narren und Betrüger.

Dreiundzwanzigſtes Capitel.

Gefahren auf der Gränze. — Eine Nacht voller Schreckniſſe. — Die Sioux. — Das alte Mooſethier. — Jäger werden vom Schnee geblendet. — Paniſcher Schrecken. — Orgien. — Zwei Naſen werden abgebiſſen. — Gedanken an Selbſtmord.

Als die Aufregung, welche durch dieſe Geſchichte veranlaßt wurde, etwas nachgelaſſen hatte, und die Sendlinge des Propheten uns verlaſſen hatten, um andere, weiter entfernt wohnende Banden aufzuſuchen, zog ich mit einem zahlreichen Indianertruppe an die oberen Quellflüſſe des Red-River, wo wir Biber fangen wollten. Wir waren noch niemals dem Lande der Sioux ſo nahe gekommen, als jetzt, und wagten es auch dieſes Mal wohl nur, weil wir dem Propheten glaubten, der ja geſagt hatte, wir würden den Sioux unſichtbar bleiben. Auf jenem Gränzgebiete aber, wo ſeit langen Jahren weder die Sioux noch wir Jagdlager aufzuſchlagen für rathſam gehalten hatten, fanden wir Biber in außerordentlicher Menge; binnen einem einzigen Monate, und ohne daß ich auch nur einen Schuß that, fing ich in meinen Fallen weit über hundert Stück. Meine Familie beſtand aus zehn Perſonen, und unter dieſen waren ſechs vaterloſe Kinder; ich ſorgte für alle, obſchon ich ganz allein blieb, und mir Niemand beim Aufſtellen der Fallen hülfreiche Hand leiſtete. Allmälich wurden aber die Biber ſeltener, und ich mußte ein Elendthier ſchießen. Meiner Familie war es ſo auffallend, einmal wieder einen Flintenſchuß zu hören,

daß jetzt alle aus der Hütte hervorſtürzten, und in den Wald flohen; denn ſie waren in der Meinung, ein Sioux habe Feuer auf mich gegeben.

Ich war bald genöthigt, meine Fallen weiter weg zu legen, und konnte täglich nur einmal nach ihnen ſehen. Mein Gewehr legte ich jetzt nicht mehr aus der Hand; wenn ich etwas zu thun hatte, hielt ich es mit der einen und arbeitete mit der andern. Am Tage ſchlief ich einige Stunden, weil ich allnächtlich Wacht vor meiner Hütte hielt. Da in meiner Nähe das Wild ſeltener wurde, ſo ging ich in die Wälder, um Mooſethiere zu ſchießen, und erlegte deren an einem Tage vier, welche ich ausweidete und zerſchnitt, ohne mein Gewehr auch nur eine Minute lang aus der Hand zu legen. Da ich eben das letzte in Theile zerlegte, hörte ich, kaum zweihundert Ruthen von mir entfernt, einen Flintenſchuß fallen.

Ich wußte, daß ich mich der Landesgränze der Sioux weit mehr genähert hatte, als irgend ein anderer Oſchibbeway, und von dieſem letzten Stamme war, ſo viel mir bekannt, kein einziger Mann in dieſer Gegend. Alſo mußte jener Schuß von einem Sioux herrühren, und ich rief ihn mit lauter Stimme an. Es gab mir aber Niemand Antwort. Nun war ich noch mehr auf meiner Hut als bisher, und ſchlich, bei Anbruch der Nacht ſo vorſichtig, als immer möglich war, nach meiner Hütte. Am andern Tage wagte ich mich nach der Stelle, wo der Schuß gefallen war, und erkannte dort die Spuren eines Oſchibbeway, der auf einen Bären Feuer gegeben hatte; er mochte aber wohl in der Verfolgung dieſes Thieres ſo hitzig geweſen ſeyn, daß er meinen Ruf leicht überhören konnte.

Bald nachher fand ich zahlreiche Spuren, und überzeugte mich, daß ich nicht mehr weit von einem Lager entfernt war, das die Oſchibbeways aufgeſchlagen und befeſtigt hatten. Die Häuptlinge dieſer Bande ſchickten dreimal hintereinander Boten an mich ab, und ließen mir ſagen, meine Lage ſey zu gefährlich; ich gab aber ihren dringenden Einladungen, mich mit ihnen zu vereinigen, nicht nach, weil es allen meinen Neigungen widerſtrebte, mich in einen befeſtigten Platz einzuſchließen. Endlich aber, da ich merkte, daß einige Sioux mir nachſpähe-

ten, und meinen Lagerplatz entdeckt hatten, mußte ich doch bei jenen Oſchibbeways Zuflucht ſuchen. Die Nacht, welche dem Tage vorherging, an welchem ich endlich meine Hütte verließ, war für mich eine Nacht des größten Schreckens, und ich empfand eine Beſorgniß, wie ſie unter Indianern ſelten iſt. Ich ſagte eben, daß ich Spuren von Sioux entdeckt hatte; ich zweifelte nicht daran, daß ein Trupp von ihnen ſich unmittelbar in meiner Nähe aufhielt; rechnete auch feſt darauf, ſie gegen Tages Anbruch heranziehen, und über mich herfallen zu ſehen.

Es war bereits die Nacht mehr als zur Hälfte verfloſſen, und noch hatte keiner von uns ein Auge zugethan, da ließ ſich plötzlich unweit von uns ein Geräuſch vernehmen; unſeren Hunden ſah man an, daß ſie erſchrocken waren, und ſo ſagte ich denn meinen Kindern, die Stunde des Todes ſey herangenaht. Ich ſtellte mich an die Vorderſeite der Hütte, öffnete die Thür ein wenig, und hielt meinen Gewehrlauf gerade aus, um den Feind in Empfang zu nehmen; ich hörte deutlich Geräuſch, das von Schritten herrühren mußte; allein die Nacht war dunkel und ich konnte nichts erkennen. Endlich ſah ich ganz langſam einen kleinen ſchwarzen Gegenſtand näher kommen; er war nicht größer, wie ein Menſchenkopf; er näherte ſich langſam und auf geradem Wege meiner Hütte, und nun überzeugte ich mich, welchen Einfluß Furcht und Schrecken auf den Geſichtsſinn ausüben. Denn der Gegenſtand hob ſich, wie es mir vorkam, mehrmals bis zur Größe eines Mannes empor, und wurde gleich darauf wieder ganz klein. Zuletzt brachte ich aber heraus, daß ich hier mit nichts Anderem als einem kleinen Thiere zu thun hatte, ging alſo vor die Thür, erkannte ein Stachelſchwein, und ſchlug es mit meinem Tomahawk todt. Ich ſchlief die ganze Nacht, und eilte am frühen Morgen eiligſt dem Lager zu.

Nach meiner Ankunft hielten die Häuptlinge eine Berathung, und ſchickten dann zwei junge Männer ab, welche meine in der Hütte zurückgebliebenen Habſeligkeiten holen ſollten. Ich wußte aber, daß die Sioux dort umherſpäheten; wenn nun die jungen Krieger Schaden gelitten hätten, oder wohl gar erſchlagen worden wären, ſo würden ihre Freunde ein ſolches Unglück mir zur Laſt gelegt haben, und deshalb eilte ich ihnen auf einem Richtwege nach, feſt entſchloſſen ihr Schickſal zu theilen. Meine

Hütte war noch unverletzt, und auch auf dem Rückwege nach der Feſtung wurden wir von Keinem beläſtigt.

Die Sioux kamen von Zeit zu Zeit bis dicht in die Nähe unſeres Lagers, wagten aber keinen Angriff darauf. Im Anfange des Frühlings zogen alle Oſchibbeways an ein und demſelben Tage ab; ich aber mußte zurückbleiben, weil ich mich für einen damals nicht anweſenden Handelsmann mit einer Tracht Pelzwerk belaſtet hatte, die ich allein nicht hätte fortſchaffen können. Die Häuptlinge ſtellten mir vor, daß zurückbleiben ſo viel heiße, als ſeinen Untergang muthwillig herbeirufen; denn die Sioux müßten nothwendig bald inne werden, daß die übrigen Krieger fortgegangen wären, und würden dann über mich Einzelnen herſtürzen. Dieſe traurigen beunruhigenden Vermuthungen wurden noch dadurch vermehrt, daß ſie mir Beiſpiele von Männern, Weibern und Kindern erzählten, welche an derſelben Stelle von jenen erſchlagen worden wären. Indeſſen ich mußte bleiben.

Am Abend verrammelte ich alle Eingänge zum Lager ſo gut ich konnte; befahl meiner Familie, ſich ganz ſtill zu verhalten, und hielt dann Wacht. Die Nacht war noch nicht weit vorgerückt, da ſah ich beim hellen Mondenſcheine, daß zwei Männer gerade auf den gewöhnlichen Eingang zuſchritten, als ſie denſelben verrammelt fanden, rings um die ganze Verſchanzung gingen, und an allen Thüren ſtehen blieben, um zu verſuchen, ob ſie nicht öffnen könnten. Es war anfangs meine Abſicht, Feuer zu geben, ohne ſie anzurufen; jedoch fiel mir ein, daß ſie vielleicht gar keine Sioux wären; ich hielt deßhalb, ohne mir ſelbſt eine Blöße zu geben, mein Gewehr unabläſſig angeſchlagen, und verfolgte ſie mit dem Laufe deſſelben auf Tritt und Schritt. Die beiden Männer aber waren eben der Handelsmann, welchen ich erwartete, und ein Franzoſe, und mit Freuden öffnete ich das Lager. Da ich ſolchergeſtalt Verſtärkungen erhalten hatte, konnte ich den übrigen Theil der Nacht ruhiger bleiben; und am andern Morgen folgten wir, mit unſerm Gepäcke beladen, den Spuren der Oſchibbeways.

Es lag übrigens nicht in meiner Abſicht mit dieſer Bande umher zu ſtreifen; deßhalb ging ich einige Zeit mit meiner Familie in die Wälder, und ſchloß mich ſpäter einigen Oſchibbe-

ways vom rothen Fluſſe an, deren Häuptling Be-gwa-is (der die Biberhütte umhauet) hieß. Seit einigen Tagen ſchon hatten ſämmtliche Jäger dieſer Bande Alles aufgeboten, um ein altes Mooſethier-Männchen zu erlegen, das ihnen oft entgangen war, und daher für ein höchſt wachſames, ſchlaues Thier galt. Als ich das erſte Mal auf die Jagd ging, ſah ich es wohl, konnte aber nicht daran kommen, doch ſchoß ich ein anderes. Am nächſten Tage ging ich wieder aus, feſt entſchloſſen jenes zu ſchießen, wenn es nur irgend möglich wäre. Wind und Wetter waren mir günſtig; ich erlegte es. Der Zufall hat wohl auch das Seinige dabei gethan, allein die Indianer rühmten meine Geſchicklichkeit ſehr, und ich galt nun für den beſten Jäger in der ganzen Bande.

Wir begaben uns bald nachher, zwölf an der Zahl, und von Be-gwa-is angeführt, in das Land der Sioux, um dort Biber zu jagen; unſere Weiber ließen wir aber zurück. Auf dieſem Jagdzuge wurden alle meine Gefährten vom Schnee geblendet, und ich, deſſen Augen allein gut geblieben waren, mußte mehre Tage hintereinander für alle übrigen Sorge tragen. Als der Schnee weggeſchmolzen war, beſſerte es ſich mit ihnen, und wir theilten uns nun in drei gleich ſtarke Häuflein; das eine derſelben wurde von den Sioux am Büffelfluſſe [1]) angegriffen; ein Dſchibbeway getödtet; ein anderer verwundet und gefangen genommen.

Ich hatte mir zufällig mit dem Tomahawk ſelbſt eine Wunde beigebracht, und zwar am Fußknöchel; konnte daher nicht ſchnell gehen. Meine Gefährten waren von unglaublichem Schrecken ergriffen. Sie meinten, die Sioux wären uns auf Spur und Ferſen; ſie liefen daher ſo ſchnell ſie konnten, ohne auf meinen Zuſtand die mindeſte Rückſicht zu nehmen. Der Frühling war noch nicht weit vorgerückt, und den ganzen Tag über Schnee und Regen gefallen; in der Nacht erhob ſich ein ſtarker Nordweſtwind, und das Waſſer gefror. Ich folgte meinen Gefährten in der Ferne, erreichte ſie ſpät, und fand ſie halbtodt auf ihrem Lagerplatze, denn ſie waren Anhänger des Propheten, und hatten als ſolche nicht gewagt, ein Feuer zu

1) Es iſt der Biſonfluß gemeint.

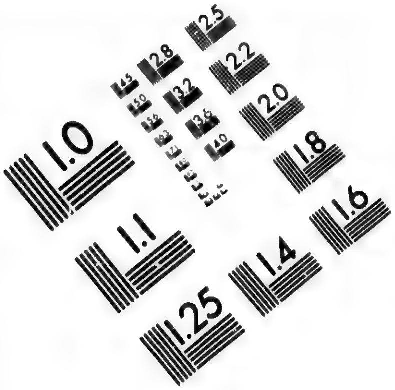
machen. Wa-me-gon-a-biew gehörte zu dieſen Menſchen, und er verließ mich immer am allererſten, ſobald auch nur ein Anſchein von Gefahr ſich zeigte. Am andern Morgen war das Eis ſchon ſo dick, daß wir über den Fluß gehen konnten; wir litten aber von der Kälte um ſo mehr, da kurz vorher ſehr heißes Wetter geweſen war. Nachdem wir uns vier Tage an der Stelle aufgehalten hatten, wo unſere Weiber Zucker ernteten, zogen wir wieder nach dem Lande der Sioux zurück, und ſtießen unterwegs auf zwei Indianer, welche bei dem erwähnten Angriffe unſeren Feinden glücklich entgangen waren; ſie ſahen ſehr elend und abgehungert aus.

Wir trafen außerdem unterwegs mit einem amerikaniſchen Handelsmanne zuſammen, auf deſſen Namen ich mich nicht mehr beſinne; er war aber ſehr gütig gegen mich, und gab ſich alle mögliche Mühe mich zu überreden, daß ich die Indianer verlaſſen und mit ihm nach den Vereinigten Staaten zurückkehren möchte. Ich war arm, beſaß nur geringen Vorrath an Pelzwerk, hatte Weib und Kind. Er ſagte mir, Volk und Regierung der Vereinigten Staaten würden ſich freigebig und großmüthig gegen mich zeigen, verſprach mir auch, in eigener Perſon für mich zu ſorgen, und mir Unterſtützung angedeihen zu laſſen, ſo viel in ſeinen Kräften ſtände; aber ich ſchlug alle ſeine Anträge aus, und blieb lieber noch bei den Indianern, ohne darum meine Abſicht, ſie ſpäter einmal zu verlaſſen, aufzugeben. Ich erfuhr von dieſem Manne, daß einige meiner Verwandten mich überall, und ſelbſt in Mackinack aufgeſucht hätten, und dictirte ihm einen Brief, deſſen Beſorgung er übernahm. Ehe er ſich von uns trennte, gab er mir und Wa-me-gon-a-biew zwei Kanots von Baumrinde, machte uns aber auch außerdem noch einige werthvolle Geſchenke.

Auf unſerem Zuge nach dem rothen Fluſſe ſchien Wy-ong-je-cheween, dem wir die Leitung unſeres kleinen Haufens übertragen hatten, ſehr in Beſorgniß zu ſeyn. Wir fuhren auf einem Waſſer, das nach einem beträchtlichen Laufe in den rothen Fluß ſich ergießt. Ich ſah, wie unſer Anführer nach beiden Ufern beſorgliche Blicke warf, hin und her ſpähete, ob ihm nicht etwa Spuren zu Geſichte kämen, aus denen man ſchließen konnte, daß Menſchen ſich in der Nähe aufhielten; eben

zu dieſen Menſchen, und
ſobald auch nur ein An-
andern Morgen war das
Fluß gehen konnten; wie
ehr, da kurz vorher ſehr
m wir uns vier Tage an
ſere Weiber Zucker ernte-
e der Sioux zurück, und
welche bei dem erwähnten
gangen waren; ſie ſahen

mit einem amerikaniſchen
amen ich mich nicht mehr
mich, und gab ſich alle
aß ich die Indianer ver-
ten Staaten zurückkehren
ringen Vorrath an Pelz-
gte mir, Volk und Re-
n ſich freigebig und groß-
ir auch, in eigener Per-
terſtützung angedeihen zu
de; aber ich ſchlug alle
noch bei den Indianern,
inmal zu verlaſſen, auf-
nne, daß einige meiner
in Mackinack aufgeſucht
f, deſſen Beſorgung er
e, gab er mir und Wa-
rinde, machte uns aber
Geſchenke.
hen Fluſſe ſchien Wy-
unſeres kleinen Haufens
ſeyn. Wir fuhren auf
ichen Laufe in den rothen
Anführer nach beiden
d her ſpähete, ob ihm
aus denen man ſchlie-
Nähe aufhielten; eben



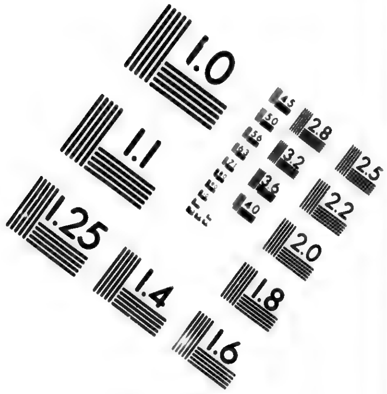
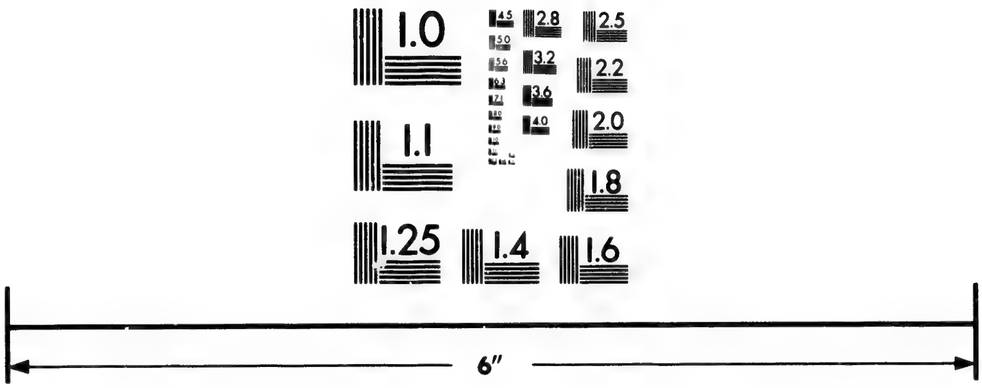
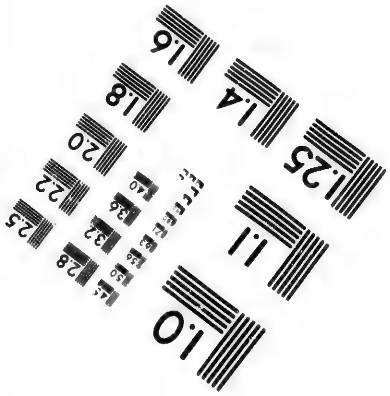
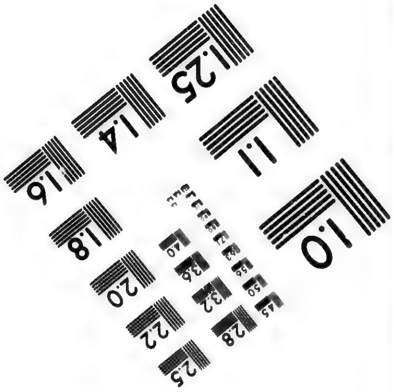


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)







Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

CIHM/ICMH
Microfiche
Series.

CIHM/ICMH
Collection de
microfiches.

Canadian Institute for Historical Microreproductions / Institut canadien de microreproductions historiques

© 1983

ſo achtete er ſorgſam auf Spuren von Thieren, den Flug der Vögel und anderer Anzeichen, die jeder Indianer zu deuten weiß. Er äußerte zwar keineswegs, daß er Furcht und Beſorgniß hege; denn das thut ein Indianer in dergleichen Fällen ſelten oder nie; als er aber ſah, daß ich bei Einbruch der Dunkelheit ein Feuer anmachte, ſtand er auf, hüllte ſich in ſeine Decke und ging, ohne ein Wort zu ſagen, weg. Ich ſah ihm nach; er ſuchte ſich einen Platz aus, wo er ganz verſteckt lag, jedoch ſo, daß er die ganze Umgegend überblicken konnte. Ich verſtand bald, weßhalb er ſo handelte, und folgte nebſt den Uebrigen ſeinem Beiſpiele. Am andern Morgen vereinigten wir uns wieder, und wagten ein Feuer anzuzünden, um dabei unſer Mahl zu bereiten. Aber kaum war der Keſſel gefüllt und über der Flamme, da erblickten wir auf einer Höhe, kaum eine halbe Meile hinter uns, eine Schaar Sioux. In demſelben Augenblicke ſtülpten wir den Keſſel auf das Feuer und nahmen die Flucht. In einiger Entfernung von jenem Platze ſchlugen wir unſer Lager auf, verſchanzten es ſtark, und ich ging fort, um meine Fallen zu ſtellen.

Der amerikaniſche Handelsmann hatte mir, nebſt anderen Geſchenken, auch ein kleines Faß Rum geſchenkt, das etwa ſechzehn Maaß ſtarken Rums enthielt. Ich trug es bisher ſelbſt auf meiner Schulter, und widerſtand allen Anforderungen Wa-megon-a-biews und der Uebrigen, die davon koſten wollten; ich ſagte, die Greiſe und die Häuptlinge ſollten mit davon trinken, wenn wir erſt wieder bei den Unſrigen wären. Als ich aber einſt ausgegangen war, um nach meinen Fallen zu ſehen, hatten ſie ſich über das Faß hergemacht, und ich fand ſie Alle betrunken und mit einander zankend. Von dem Rum war nur noch wenig übrig geblieben. Ich, als nüchterner Menſch, ſah auf den erſten Blick, in welch' gefährlicher Lage wir uns befanden; denn wenn wir von unſeren Feinden überfallen wurden, ſo konnten wir ja nicht den mindeſten Widerſtand leiſten. Ich ſuchte demnach Ruhe und Frieden wieder herzuſtellen, kam indeſſen dabei in nicht geringe Gefahr. Denn während ich mich bemühete, zwei Männer, die handgemein geworden waren, auseinander zu bringen, führte ein alter Indianer mit einem Meſſer einen Stich nach meinem Rücken, der meinem Leben wahr-

ſcheinlich ein Ende gemacht hätte, wenn ich ihm nicht ausgewichen wäre. Alle waren wüthend auf mich, weil ich ſie der Großprahlerei und Feigheit beſchuldigt; ich hatte geſagt, ſie verkröchen ſich wie Kaninchen in ihren Höhlen, und wagten ſich nie daraus hervor, um eine Schlacht zu liefern oder zu jagen. In der That lebten ſie ſeit einiger Zeit durchaus von dem, was ich herbeiſchaffte, und ihr albernes Betragen war mir nicht wenig zur Laſt; indeſſen hatten wir jetzt endlich keine unmittelbare Urſache zur Furcht mehr, und ſo faßten ſie ſich zuletzt ein Herz und gingen auf die Jagd, welche ſo gut ausfiel, daß wir binnen kurzer Zeit eine große Menge Pelzwerk beiſammen hatten; es gab beinahe eine vollſtändige Ladung für das Kanot. Bis dahin war es mir gelungen, meinen Ueberreſt Rum zu verwahren; jetzt aber fanden ſie, als ich einmal abweſend war, auch dieſen, und tranken ſich abermals toll und voll.

Als die Jagd geendigt war, reiſten wir zuſammen fort. In der Nähe des rothen Fluſſes hörten wir auf einmal eine große Menge Flintenſchüſſe fallen, meine Gefährten glaubten ſich von den Sioux verfolgt, und flohen Hals über Kopf landeinwärts; wir befanden uns aber damals kaum noch eine Tagereiſe weit von unſeren Familien entfernt. Ich war allein zurückgeblieben, und wollte um keinen Preis unſer beladenes Kanot verlaſſen, ſetzte daher die Reiſe fort, und kam vier Tage ſpäter wohlbehalten in meiner Hütte an.

Die Indianer waren damals eben im Begriffe nach Pembinah zu gehen, dort ihr Pelzwerk zu verkaufen und ſich dem Trunke zu ergeben. Kaum aber hatte ich mich wieder mit meiner Bande vereinigt, da ſchlugen Mehrere den Landweg ein, und ließen die beladenen Fahrzeuge unter Obhut der Weiber. Ich bemühte mich, Wa-me-gon-a-biew und mehre andere meiner vertrauten Freunde von der Theilnahme an jenen verderblichen Ausſchweifungen abzuhalten; hatte aber nicht genug Einfluß auf ſie; alle reiſten von mir ab. Ich übereilte mich nicht, ging unterwegs auf die Jagd und dörrte das Fleiſch. Als ich nun in Pembinah ankam, waren die Meiſten ſchon ſeit einigen Tagen nicht mehr aus dem Rauſche gekommen, und ich hörte gleich zu Anfange, daß dem Wa-me-gon-a-biew ein Unglück zugeſtoßen ſey.

Mein Bruder, denn ſo nannte ich ihn ſtets, war gleich nach ſeiner Ankunft in eine Hütte getreten, in welcher ein junger Menſch, des Ta-buſch-ſchiſch Sohn, eine alte Frau ſchlug, und hatte dieſem den Arm feſt gehalten. Da kam gerade der alte Ta-buſch-ſchiſch berauſcht zurück, und packte, weil er Wa-me-gon-a-biew's Abſichten nicht kannte, dieſen bei den Haaren, und biß ihm ohne Weiteres die Naſe ab,[1]) worauf ein Handgemenge folgte. Einem andern Indianer wurde mit den Zähnen ein großes Stück aus der Wange geriſſen, und mehre Andere bekamen ſehr gefährliche Wunden. Da kam endlich Be-gwa-is, ein alter Häuptling, der ſich ſtets ſehr wohlwollend gegen uns zeigte, dazwiſchen, und glaubte ſich ins Mittel legen zu müſſen. Wa-me-gon-a-biew, wüthend darüber, daß er ſeine Naſe eingebüßt hatte, hob die Hände empor, ohne die Augen aufzuſchlagen, packte den erſten Beſten beim Kopfe, und biß ihm mit einem Male die ganze Naſe ab. Die Naſe aber, welche er zwiſchen den Zähnen hielt, war die unſeres Freundes Be-gwa-is. Als Wa-me-gon-a-biew's Wuth ſich ein wenig gelegt hatte, ſah er erſt, wen er beſchädigt hatte, und rief: „O, mein Vetter!" Be-gwa-is war ein ſanftmüthiger, guter Mann, und wußte recht gut, daß Wa-me-gon-a-biew es nicht gern, ſondern lediglich aus Verſehen gethan hatte; darum ſah man ihm auch nicht die mindeſte Gereiztheit an; und er war gegen den, welcher ihn verſtümmelt hatte, keineswegs aufgebracht. „Ich bin alt," ſprach er, „und ſie werden mich nicht mehr lange darüber verſpotten, daß ich meine Naſe eingebüßt habe."

Dagegen aber war ich meinerſeits um deſto erbitterter gegen Ta-buſch-ſchiſch, weil ich mich überzeugt hielt, daß er dieſe Gelegenheit benutzt hatte, um einem alten Grolle Luft zu machen. Ich eilte, nachdem ich Alles erfahren, unverzüglich in meines Bruders Hütte, und ſetzte mich neben ihn; ſein Geſicht und ſeine Kleidungsſtücke waren mit Blut bedeckt. Er blieb einige Zeit ſitzen, ohne ein Wort zu ſagen; als er aber zu ſprechen anfing, ſah ich wohl, daß er wieder völlig bei Sinnen war. „Morgen," ſprach er, „will ich mit meinen Kindern weinen; aber am Tage nachher werde ich Ta-buſch-ſchiſch aufſuchen, wir

[1]) Das fällt unter den Indianern gar nicht ſelten vor.

müſſen beide ſterben; denn da ich fortan von Jedermann Spott erdulden muß, ſo mag ich nicht mehr leben.“ Ich ſagte ihm, er könne in Allem, was er gegen Ta-buſch-ſchiſch's Leben im Schilde führe, auf mich rechnen, und traf Vorbereitungen, um mein Verſprechen halten zu können. Aber Wa-me-gon-a-biew kam am andern Tage, als er kaltblütig über Alles nachdachte, und mit ſeinen Kindern geweint hatte, von ſeinem Vorhaben zurück, und ergab ſich, eben ſo wie Be-gwa-is darein, daß er keine Naſe mehr hatte.

Vierundzwanzigſtes Capitel.

Rache. — Feigheit eines Indianers. — Ein Streit in der Nacht. — Beſchwerden über die Weißen. — Geiſtesgegenwart und Muth einer Mutter. — Gefecht. — Ein einzelner Krieger hält Stand gegen eine ganze Abtheilung. — Ein Miſſionair. — Der getaufte Indianer. — Zweikampf bei den Indianern. — Wetteifer im Jagen.

Wenige Tage nach jenem blutigen Auftritte verfiel Ta-buſch-ſchiſch in eine ſchwere Krankheit; das Fieber ſuchte ihn heim, und er magerte in einer Schrecken erregenden Weiſe ab; wir glaubten Alle, er müſſe ſterben. Da überſandte er dem Wa-me-gon-a-biew zwei Keſſel, nebſt anderen Geſchenken von beträchtlichem Werthe, und ließ ihm dabei ſagen: „Mein Freund, ich habe Dich verunſtaltet, und Du haſt mich krank gemacht. Ich habe viel gelitten, und wenn ich ſterbe, dann werden meine Kinder noch mehr leiden. Ich ſende Dir dieſes Geſchenk, damit Du mich leben läßt.“ Wa-me-gon-a-biew aber trug dem Boten auf, er möge Jenem mittheilen, daß er geſagt habe: „Ich bin nicht Schuld an Deiner Krankheit, kann Dir auch Deine Geſundheit nicht wieder verſchaffen, und will von Deinen Geſchenken nichts wiſſen.“ Er blieb einen ganzen Monat krank, und alle Haare fielen ihm aus; allmälich aber erholte er ſich wieder,

wir zogen dann Alle nach der Prairie, und zerſtreuten uns, der Eine nach dieſer, der Andere nach jener Gegend.

Als die Frühjahrsjagd beendigt war, dachten wir an einen Zug gegen die Sioux, und unter unſeren nächſten Nachbarn bildete ſich ein Kriegshaufen, der aber ziemlich ſchwach blieb, bis Wa=ge=to=te mit ſechzig Mann zu uns ſtieß. Nach einem viertägigen Marſche langten wir bei einem Dorfe an, in welchem Ta=buſch=ſchiſch wohnte, und ſchlugen neben ſeiner Hütte unſer Lager auf. Da wir eben abzureiſen im Begriffe waren, trat er uns auf einmal bemalt und nackt, als wenn er in die Schlacht hätte gehen wollen, vor die Augen, und hielt die Waffen in den Händen. Wir ſahen ihm an, daß er ſehr wüthend war; er kam langſam auf uns zu, aber Keiner wußte recht, was er wollte, bis er endlich ſein Gewehr auf Wa=me=gon=a=biew anſchlug, und ſprach: „Mein Freund, wir haben lange genug gelebt; wir haben einander hinlänglich gemartert und viel Böſes zugefügt. Ich habe Dich bitten laſſen, Du möchteſt nun zufrieden ſeyn mit den Qualen, welche mir die Krankheit bereitet, aber Du haſt es nicht gewollt. Du fährſt fort, mich durch Krankheit zu peinigen, dadurch wird mir das Leben unerträglich und wir müſſen Beide ſterben." — Ein Sohn Wa=ge=to=tes und ein anderer junger Mann legten, Jeder von einer andern Seite her, ihre Pfeile auf ihn an, als ſie ſahen, was eigentlich ſeine Abſicht war; er achtete aber gar nicht darauf. Wa=me=gon=a=biew fürchtete ſich ſehr, und wagte nicht, ſeine Augen aufzuſchlagen. Ta=buſch=ſchiſch's Abſicht war, ſich mit ihm in einen ehrlichen Zweikampf einzulaſſen; er war aber zu feig, um auf einen ſolchen Vorſchlag einzugehen. Seit dieſer Zeit achtete ich ihn noch viel weniger als bisher, denn es ging ihm alle Herzhaftigkeit und das unerſchrockene Weſen ab, welches man allgemein bei den Indianern findet. Weder Ta=buſch=ſchiſch, noch ein anderer Mann von ſeiner Bande ſchloß ſich uns an. Wir ſetzten daher unſern Marſch fort, irrten umher, von Stelle zu Stelle, da wir doch dem Feinde gerade hätten entgegen ziehen müſſen; und ſo ging der Sommer hin; wir hatten nichts weiter gethan, als auf Biſons Jagd gemacht. Als die Blätter fielen, kehrte ich nach Pembinah zurück, und wollte von dort mich nach der Winterwohnung des Handelsmannes

begeben, der mir den Rath gegeben hatte, wieder in die Staaten zu gehen. Da erfuhr ich aber, daß zwiſchen den Vereinigten Staaten und Großbritannien Krieg ausgebrochen ſey, hörte auch von der Einnahme Mackinack's, und kam daher von meinem Vorſatze zurück; ich mochte nicht über die Gränze gehen, auf welcher beide Völker kämpften; es war zu gefährlich.

Im nächſten Frühlinge fand unter den Oſchibbeways vom rothen Fluſſe eine allgemeine Bewegung gegen das Land der Sioux Statt. Die eigentliche Abſicht war aber, wie wenigſtens Alle eingeſtanden, nicht, ſie anzugreifen oder zu beunruhigen, ſondern zu jagen. Ich befand mich bei einer zahlreichen Bande, unter Anführung Ais-ain-ſe's, deſſen Bruder Wa-ge-to-ne, ein ſehr angeſehener Mann war. Wir gingen den rothen Fluß etwa hundert Meilen hinauf, und trafen dann einen Handelsmann, Herrn Hanie, der uns etwas Rum abließ. Damals wohnte ich gemeinſchaftlich mit mehren anderen Männern, die beinahe alle Verwandte meiner Frau waren, und ihre Familien bei ſich hatten, in einer langen Hütte, in welcher zwei oder drei Feuer brannten. Es mochte einſt wohl Mitternacht oder noch ſpäter ſeyn, ich lag im tiefſten Schlafe, da packte mich plötzlich ein Menſch an, und zog mich an der Hand in die Höhe. Es glimmten noch einige Kohlen, und bei dem matten Scheine derſelben erkannte ich Wa-ge-to-ne, den Bruder unſeres oberſten Häuptlings Ais-ain-ſe. Er ſtand drohend, mit zorniger Miene vor mir und ſprach: „Ich habe es feierlich gelobt, daß Du nicht länger leben ſollſt, wenn Du in unſer Land kämeſt; nun biſt Du hier; ſteh auf und antworte mir.“ Darauf ging er zu Waw-zhe-gwun, dem Manne, welcher neben mir ſchlief, und richtete an ihn mit eben derſelben Unverſchämtheit ähnliche Drohungen. Inzwiſchen hatte aber ein mit mir verwandter Greis, Namens Mah-nuge, der mehr abſeits lag, gemerkt, was jener eigentlich bezweckte, ſtand auf und ergriff ein Meſſer. Als Wa-me-to-ne nun auch zu ihm kam, erhielt er derbe Antwort; er trat daher wieder vor mich hin, zog ſein Meſſer und bedrohte mich mit augenblicklichem Tode. „Du biſt ein Fremdling, einer jener Menſchen, die in zahlreichen Schaaren aus fremden Ländern hierher gezogen ſind, um ſich und ihre Kinder von dem zu nähren, was ihnen nicht gehört. Ihr

ſeyd aus Euerm Heimathlande fortgejagt worden, und kamt zu uns, weil Ihr zu ſchwach und unwürdig ſeyd, eine Hütte und ein Land zu haben, das Euch gehörte. Ihr ſeyd in unſere beſten Jagdbezirke eingedrungen, und habt überall die Thiere ausgerottet, welche der große Geiſt uns zu unſerm Lebensunterhalte gegeben hat. Eile, daß Du von hier fortkommſt, ſey uns nicht ferner mehr zur Laſt, ſonſt werde ich Dir Dein Leben nehmen."

Ich entgegnete ihm, daß ich keineswegs allein in der Abſicht Biber zu fangen in dieſe Gegend gekommen ſey; daß ich aber, wenn dem auch ſo wäre, eben ſo viel Rechte hätte, als er; und ich wäre ſtark genug, dieſelben aufrecht zu erhalten. Der Streit wurde immer lebhafter, bis endlich der alte Mahnuge ſich ins Mittel legte, und den halbtrunkenen Ruheſtörer aus der Thür warf. Wir ſahen ihn lange Zeit nicht wieder, und ſein Bruder ſagte, wir dürften auf ſeine Worte nicht das mindeſte Gewicht legen.

In dieſem Lager traf uns ein Bote, den Muk-kud-da-be-na-ſa (der ſchwarze Vogel), Ottawwaw vom Waw-gun-uk-ke-ſie oder dem krummen Baume, an uns abgeſchickt hatte; er ſollte den Männern ſeines Volkes ſagen, daß jener vom Huron-See hergekommen ſey, um ſie in dieſes Land zu führen. Wir kehrten daher um, und es blieb nur Wa-ge-to-ne zurück, um ſich einer Bande Oſchibbeways anzuſchließen, die vom Blutigel-See her kam. Ein Theil derſelben machte am Wildenreis-Fluſſe Halt, und beſetzte das verſchanzte Lager, deſſen ich ſchon erwähnt habe. Dort jagten ſie und ſtellten Fallen; da ſie aber ſehr ſorglos und ohne alle Vorſicht in der Gegend umherſchwärmten, ſo ließen ſich bald in jener Gegend viele Sioux blicken.

Aiſ-ainſe, der Oſchibbeway-Häuptling, kam eines Abends von einer glücklichen Jagd heim; er hatte zwei Elendthiere erlegt. Am andern Morgen ging ſeine Frau mit dem älteſten Sohne fort, um das Fleiſch zu dörren. Sie waren ſchon ziemlich weit von der Hütte entfernt, da erblickte der Knabe zuerſt die Feinde, die gar nicht weit entfernt ſtanden; er ſprach zu ſeiner Mutter: „Siehe, da kommen die Sioux." Die alte Frau zog ihr Meſſer heraus, ſchnitt den Riemen durch, welcher die Decke, in die der Kleine gehüllt war, feſthielt, und ſagte ihm, er ſolle

ſo ſchnell als möglich nach der Hütte laufen. Sie ſelbſt behielt ihr Meſſer in der Hand und ging den Sioux entgegen.

Der Knabe hörte, daß mehre Schüſſe fielen; das iſt Alles, was man von dem Schickſale ſeiner Mutter weiß. Er lief lange; der Feind war ihm nahe auf den Ferſen, er verlor alles Bewußtſeyn, und kam endlich, völlig Geiſtesabweſend, im verſchanzten Lager an; die Sioux waren kaum noch ein Paar Hundert Schritte hinter ihm. Er ſpie mehre Tage lang Blut aus, und wurde nie wieder geſund. Nach etwa einem Jahre ereilte ihn der Tod.

Mehre Oſchibbeways jagten nicht in der Gegend, in welcher Aiſ-ain-ſe-'s Frau mit den Sioux zuſammen getroffen war, ſondern hatten ſich anderswohin begeben; daher wurden ſogleich, nachdem der Feind aus dem Angeſichte des Lagers verſchwunden war, junge Leute abgeſandt, die bald fanden, daß die Sioux den Spuren der Jäger folgten. Zwei von ihnen gelangten auf einem Umwege zu Aiſ-ainſe, gerade in demſelben Augenblicke, als eben einige Sioux herankrochen, um Feuer auf ihn zu geben. Es kam dann zu einem Kampfe, in welchem keiner von beiden Theilen Verluſt erlitt. Aber zuletzt wurde ein Oſchibbeway am Fuße verwundet, und ſeine Gefährten wichen ein wenig, um ihm den Rückzug hinter eine Gruppe von Büſchen zu ſichern. Die Bewegung entging aber den Sioux nicht; einer von ihnen folgte unbemerkt dem jungen Krieger, ſchoß ihn nieder, ſkalpirte ihn, und nahm ihm ſeine Medaille ab. [1]) Dieſer Getödtete war Aiſ-ainſe's Lieblingskind. Der Sieger zeigte ſeine Trophäen frohlockend den Oſchibbeways, und überhäufte ſie, großprahleriſche Reden führend, mit Schmähungen. Als der unglückliche Vater die Schädelhaut ſeines Sohnes erblickte, ſtürmte er wüthend aus ſeinem ſichern Verſtecke hervor, tödtete ſeinerſeits einen Sioux, ſchnitt ihm den Kopf ab, und hielt dieſen jauchzend empor. Die übrigen Oſchibbeways wurden durch den Muth ihres Anführers gleichfalls angefeuert, drangen vor, und der Feind mußte die Flucht ergreifen.

Ein anderer, unter den Oſchibbeways gleichfalls ſehr an-

---

1) Die Indianer tragen, wie wir in einem der vorigen Capitel geſehen haben, Geldſtücke als Putz an einem Bande.

geſehener Mann, der auch den Namen Ta-buſch-ſchiſch führte, war nach einer ganz andern Richtung hin auf die Jagd gegangen, und hatte nur einen einzigen Gefährten bei ſich. Er hörte Schüſſe fallen, und eilte deßhalb nach dem verſchanzten Lager zurück. Da aber kam ein Indianer herbeigelaufen, und benachrichtigte ihn, daß der Häuptling in einem Kampfe begriffen ſey. Ta-buſch-ſchiſch hatte zwei herrliche Pferde. „Bena,“ ſprach er zu einem ſeiner Freunde, „ich halte Dich für einen Mann; willſt Du eins dieſer Pferde beſteigen, und mit mir kommen, um zu ſehen, was Ais-ainſe den ganzen Tag über gemacht hat? Wäre es nicht ſchimpflich für uns, wenn wir ihn ſtreiten ließen, ohne ihm Hülfe zu leiſten? Mehr als hundert unſerer Gefährten zittern hinter unſerer Verſchanzung, während unſer Bruder ſich wie ein Mann ſchlägt, und dabei nur von vier oder fünf jungen Kriegern unterſtützt wird.“

Sie folgten den Spuren der Sioux bis an eine Stelle, wo mehre dieſer Feinde ausruhten und ſich ums Feuer gelagert hatten; ſie krochen näher, hielten es aber für gut, jetzt nicht zu feuern, ſondern ſich in den Schnee zu legen, und zwar ſo, daß ſie den Weg beſtreichen konnten, welchen die Sioux aller Wahrſcheinlichkeit nach nehmen würden. Die Nacht war nicht ſehr dunkel, und als nun die Feinde in großer Anzahl an dem Hinterhalte vorüberzogen, ſprangen Ta-buſch-ſchiſch und Be-na plötzlich auf und gaben Feuer. Be-na nahm dann der Verabredung gemäß die Flucht. Als er nach langem Laufe ſah, daß er nicht verfolgt wurde, blieb er ſtehen und horchte; die ganze Nacht hindurch fielen von Zeit zu Zeit Flintenſchüſſe, und Ta-buſch-ſchiſch's durchdringende Stimme ertönte weit hin. Er ſang Kriegslieder und blieb immer nur wenige Augenblicke auf ein und derſelben Stelle.

Plötzlich fielen mehre Schüſſe auf einmal, die Sioux erhoben ein Siegesgeſchrei, und darauf wurde Alles wieder ſtill. Bei dieſer Gelegenheit büßten die Oſchibbeways drei der ihrigen ein, die alte Frau, den Sohn des Ais-ainſe und Ta-buſch-ſchiſch. Die Indianer ſagten von dieſem Letztern, er habe, wie das gewöhnlich der Fall zu ſeyn pflege, eine Vorahnung von dem Schickſale gehabt, das ihm bevorſtehe; er war nämlich am Abend vorher von der Jagd zurückgekommen, und ſeine ältere

Frau hatte ihm — etwas das ſich ſehr häufig ereignet — Vorwürfe gemacht, weil er eine junge Frau, die reizender und hübſcher war als ſie, ihr vorzog. Da ſagte er: „Keife und zanke nur, altes Weib; denn ich höre Dich jetzt zum letzten Male an.“

An demſelben Tage überfielen, wie wir ſpäterhin hörten, die Krieger vom Leech-See, welchen ſich Wa-ge-to-te angeſchloſſen hatte, vierzig Hütten der Sioux in der langen Prairie; ſie hatten zwei Tage gekämpft, und es waren auf beiden Seiten viele Männer gefallen. Wa-ge-to-te hatte ſeines Gleichen nicht, wenn es darauf ankam, eine Hütte der Sioux zu zerſtören. Wah-ka-zhe, Bruder des Muk-kud-da-be-na-ſa, traf dieſe Ottawwas am Winnipeg-See, als ſie vom Wildenreis-Fluſſe heimkamen. Er hatte ſich zehn Jahre lang in den Felſengebirgen und der Umgegend umhergetrieben, aber endlich nach ſeinem Heimathlande zurückgeſehnt. In dieſer langen Zeit hatte er viel mit den Weißen verkehrt, und recht wohl gelernt, wie man ſich unter ihnen ſeinen Lebensunterhalt verdienen kann. Er ſagte mir, ich würde mich unter Leuten meines Stammes viel wohler befinden, als unter den Indianern; Handelsmann könnte ich aber nicht werden, weil ich das Schreiben nicht verſtände. Da ich keine Luſt zu anhaltenden Arbeiten hätte, bemerkte er ferner, ſo käme auch beim Landbau nichts für mich heraus; er wiſſe nur eine Beſchäftigung, die meinen Neigungen zuſage und für mich paſſend wäre; ich ſollte Dolmetſcher werden.

Er erzählte uns Mancherlei; unter anderen Geſchichten gab er uns auch die von einem Miſſionair zum Beſten, der zu den Ottawwas vom krummen Baume und einigen Indianern, welche ihre Hütten in der Nähe der See aufgeſchlagen hatten, gekommen war, und ſie bewegen wollte, ihre Religion aufzugeben, und dafür jene der Weißen anzunehmen. Er theilte uns eine Anekdote von einem Indianer mit, der ſich hatte taufen laſſen. Dieſer kam nach ſeinem Tode an die Pforte des Himmels, in welchem die weißen Menſchen ſind, und begehrte Einlaß; aber der wachthaltende Häuptling ſagte ihm, daß die Rothhäute dort nicht zugelaſſen würden. „Geh nach Weſten,“ ſprach er, „dort liegen die Jagdbezirke und Dörfer der Leute Deines Stammes, welche vor Dir auf Erden gelebt haben.“ Der Indianer zog alſo ab; als er aber bei den Dörfern anlangte, welche von den

Todten ſeines Volkes bewohnt werden, wollte ihn dort der Häuptling auch nicht aufnehmen. „Du haſt Dich bei Deinen Lebzeiten unſerer geſchämt, Du haſt den Gott der Weißen angebetet; gehe darum nach deſſen Dorfe; er muß über Dir wachen.“ So ward er von Beiden zurückgewieſen.

Wah-ka-zhe war der angeſehenſte Mann unter uns, und mußte deßhalb unſere Bewegungen leiten; indeſſen entſchied er, entweder aus Trägheit oder weil er von mir eine vortheilhafte Meinung hegte, daß nicht nur er, ſondern auch die ganze Bande den Winter über unter meiner Leitung ſtehen müßten. Wir verfolgten keinen andern Zweck, als den, ſo gut als möglich für unſern Lebensunterhalt zu ſorgen; Alle erklärten mich für einen guten Jäger, ich kannte die Gegend beſſer als irgend ein Anderer, die Wahl war demnach nicht unpolitiſch.

Meinem Rathe zufolge zog die ganze Bande an die Ufer des Be-gwi-o-nus-ko, der etwa zehn Meilen oberhalb Pembinah in den rothen Fluß fällt; dort wollten wir den Winter über bleiben. Zu der Zeit, von welcher ich rede, hielt ſich dort Wild in Menge auf; wir hatten Ueberfluß und lebten gemächlich; daher rühmte ſich denn Wah-ka-zhe häufig damit, daß er ſo ſcharfſichtig geweſen ſey, mich zum Anführer vorgeſchlagen zu haben. Aber bald nachher ſprach Wa-me-gon-a-biew viel davon, den Wah-ka-zhe aus dem Wege zu ſchaffen, weil er verwandt mit einem Manne ſey, der vor mehren Jahren ſeinen Vater Taw-ga-we-ninne getödtet hatte. Ich wollte natürlich mit dieſem Unternehmen gar nichts zu ſchaffen haben. Allein er hörte nicht auf meine Gegenvorſtellungen, und trat eines Tages in Wah-ka-zhe's Hütte, hielt ein Meſſer in der Hand, und drohete, ihn zu tödten. Aber Muk-kud-da-be-na-ſa, Wah-ka-zhe's Bruder, merkte ſeine Abſicht, vereitelte ſie, und forderte ihn zu einem Zweikampfe heraus; Wa-me-gon-a-biew aber lehnte denſelben, wie gewöhnlich, ſo auch dießmal, ab. Ich tadelte nicht nur dieſes ſchimpfliche Benehmen, ſondern machte auch den Vorſchlag, ihn aus unſerer Bande zu verſtoßen; ich wollte ihn auch nicht mehr als meinen Bruder betrachten. Aber Wah-ka-zhe war ein eben ſo menſchlicher als angeſehener Mann; er wollte keine Veranlaſſung zu Unruhen geben, und verzieh die Beleidigung.

Einer ſeiner Söhne galt für den beſten Jäger in unſerer Bande, und es entſtand daher, als wir uns eine Zeitlang an den Ufern des Be-gwi-o-nus-ko aufhielten, ein freundſchaftlicher Wetteifer zwiſchen uns beiden. O-ge-mah-we-ninne, denn ſo hieß er, erlegte neunzehn Mooſethiere, einen Biber und einen Bären, ich ſiebenzehn Mooſethiere, hundert Biber und ſieben Bären; er ward aber dennoch für den geſchicktern Jäger erklärt, weil unter allen Thieren das Mooſe am ſchwerſten zu ſchießen iſt. Viele Indianer tödten deren im Laufe eines ganzen Winters kaum zwei oder drei, und Manche ſchießen keins in ihrem ganzen Leben.

Wir hatten an den Ufern des Be-gwi-o-nus-ko ſo lange Wild im Ueberfluß, bis zuletzt eine andere zahlreiche und völlig ausgehungerte Bande Oſchibbeways ſich uns anſchloß. Die meiſten dieſer Neuangekommenen waren wirklich dem Hungertode ganz nahe. Ein Mann, Namens Kiſch-kau-ko, Neffe des Indianers, welcher mich geraubt hatte, ſchoß in einem Tage zwei Mooſethiere, und ſagte zu mir, ich möchte mit ihm kommen, um einen Theil des Fleiſches zu tragen; dabei deutete er mir an, es ſey ſeine Abſicht, weiter Niemand davon zu unterrichten, daß er gutes Glück gehabt habe. Aber ich ſchlug ihm meine Mitwirkung rund ab, und ging mit Muk-kud-da-be-na-ſa und einigen Anderen auf die Jagd; wir ſchoſſen vier Bären, und theilten das Fleiſch unter die Hungrigen aus.

Nun ward es aber nothwendig, daß eine ſo zahlreiche Bande, wie wir ſie bildeten, ſich nach verſchiedenen Richtungen hin zerſtreute. Ich meinerſeits ging mit dem ſchwarzen Vogel, Wah-ka-zhe und einem andern Manne nach einer etwa zwei Tagereiſen entfernten Stelle, wo wir unſere Hütten aufſchlugen. Eines Morgens gingen wir Alle auf die Jagd und trennten uns; ich war aber, da ich ſpät am Abend heimkehrte, nicht wenig erſtaunt, auf der Stelle, wo unſere Hütte ſtand, weiter nichts mehr zu finden, als etwas dürres Gras, das uns zum Lager gedient hatte. Auf demſelben ruhte der ſchwarze Vogel, welcher einige Zeit vor mir zurückgekommen war, und da er die Hütte nicht mehr fand, in der Meinung ſtand, wir hätten ihn allein zurückgelaſſen. Als wir am andern Morgen den Spuren unſerer Gefährten folgten, kamen uns Boten mit der Nach-

richt entgegen, daß der Sohn Nah-gitſch-e-gumme's, desſelben Mannes, der mit Wah-ka-zhe uns ſo plötzlich verlaſſen, ſich zufällig durch einen Flintenſchuß tödtlich verwundet habe. Er hatte ſich nämlich nachläſſig auf den Lauf des Gewehrs geſtützt, unvorſichtiger Weiſe mit ſeinem Schneeſchuhe den Hahn berührt, der Schuß war losgegangen, und hatte ihm Achſel und Kopf beſchädigt. Es war eine furchtbare Wunde, und dennoch lebte er noch zwanzig Tage; Bewußtſeyn hatte er aber nicht mehr. Die Indianer ſchrieben den Umſtand, daß unſere Gefährten uns ſo plötzlich und ohne alle Urſache verlaſſen hatten, einer trüben Vorahnung zu.

Fünfundzwqnzigſtes Capitel.

Jagdmedicin. — Abbildungen von Thieren. — Wahrſagung. — Indianiſche Correſpondenz. — Leichenbegängniß. — Krieg zwiſchen den Weißen. — Erinnerungen aus einem andern Leben. — Tod eines Häuptlings. — Der Krummfinger. — Eiferſucht zwiſchen zwei Stämmen. — Neue Offenbarung des großen Geiſtes. — Der Geiſter-See. — Eine Ahnung beſtätigt ſich. — Oſchibbeways werden erwürgt. — Getreidebau. — Wölfe.

Einige Zeit darauf wurde die Hungersnoth unter uns ſo drückend, daß wir es für nöthig hielten, unſere Zuflucht zu einer Jagdmedicin zu nehmen. O-ge-mah-we-ninne und ich galten für die beſten Jäger in der Bande, und daher ſchickte Nah-gitſch-e-gumme jedem von uns einen kleinen ledernen Medicinbeutel, welcher gewiſſe zu Pulver zermalmte Kräuter, die mit rother Farbe gemiſcht waren, enthielt. Wir ſollten ſie bei den kleinen Figuren der Thiere, welche wir tödten wollten, anwenden.

Bei dieſer Art zu jagen bedient man ſich, inſofern es die Medicin betrifft, ganz derſelben Mittel, wie bei den Gelegenheiten, wo ein Indianer einem andern eine Krankheit oder irgend ein Leid zu Wege bringen will. Es wird nämlich eine kleine Zeichnung verfertigt, welche den Mann, die Frau oder das

Thier vorſtellt, an dem die Kraft der Medicin ſich erproben ſoll. Will man den Tod herbeiführen, ſo ſticht man mit einem ſpitzen Werkzeuge den Theil, welcher das Herz vorſtellt, und legt auf die Stelle ein wenig Medicin. Das Bild, welches zu dieſem Behufe gemacht wird, heißt Muzzi-ne-neen, und mit demſelben Namen werden auch die kleinen Manns- oder Frauengeſtalten bezeichnet, die entweder ganz flüchtig auf ein Stück Birkenrinde, oder mit etwas mehr Sorgfalt auf Holz gezeichnet werden.

Wir zogen aus, in der feſten Ueberzeugung, daß wir unſern Zweck erreichen würden; allein Wah-ka-zhe kam uns nach und ſagte, wir ſollten uns vor der Medicin, die Nah-gitſch-e-gumme uns gegeben hätte, in Acht nehmen; ſie würde uns ſonſt gewiß Unheil bringen, wenn auch nicht gleich jetzt, doch gewiß ſpäter, wenn wir ſterben müßten. Wir benutzten ſie alſo nicht, und erlegten deſſen ungeachtet einiges Wild. Natürlich ermangelte Nah-gitſch-e-gumme nicht, dieſen glücklichen Erfolg der Kraft ſeiner Medicin zuzuſchreiben. Da ich ſah, daß die Hungersnoth nicht abnahm, ſo trennte ich mich von der Bande, um abgeſondert von ihr zu leben; denn ich wußte recht gut, daß ich auf dieſe Weiſe alle Bedürfniſſe meiner Familie recht gut würde befriedigen können. Wah-ka-zhe und der ſchwarze Vogel gingen nach dem Winnipeg-See, kamen aber von dorther nicht, wie ich doch gehofft hatte, zurück.

Als meine Jagd beendigt, und die Frühlingszeit herangekommen war, während welcher die allgemeinen Verſammlungen Statt zu finden pflegen, fuhr ich den Be-gwi-o-nus-ko hinab, um die Handelsleute am rothen Fluſſe zu beſuchen. Die meiſten Indianer hatten ſich vor mir dorthin auf den Weg gemacht. Eines Morgens, da ich an einem unſerer gewöhnlichen Lagerplätze vorüberkomme, bemerke ich einen kleinen Stab, den Jemand in die Erde geſteckt haben mußte; am obern Ende war ein Stück Birkenrinde befeſtigt. Ich trete näher, unterſuche Alles, und erkenne die Abbildung einer Klapperſchlange und eines Meſſers, deſſen Stiel die Schlange berührte, während die Spitze in einem Bären ſteckte, welcher den Kopf hängen ließ. Neben der Klapperſchlange war ein Biberweibchen abgezeichnet; ein Zitzen deſſelben berührte die Schlange.

Die ganze Zeichnung war gemacht worden, um mir Nachrichten mitzutheilen, und ich erfuhr auf dieſe Art, daß Wa-me-gon-a-biew, deſſen Totem eine Klapperſchlange (Sche-ſche-gwa) war, einen Menſchen getödtet hatte, der zum Totem einen Bären (Muk-kwa) hatte. Kein anderer als Wa-me-gon-a-biew konnte der Mörder ſeyn, denn die Zeichnung zeigte auf's Unzweideutigſte an, daß der Thäter Sohn einer Frau war, die den Biber zum Totem hatte, und das war mit Net-no-kwa der Fall. In unſerer Bande hatten nur wenige Männer den Bären zum Totem, und ſo konnte ich nicht daran zweifeln, daß ein junger Menſch, Namens Ke-zha-koons, das Opfer ſey. Daß der Bär den Kopf hängen ließ, ſagte mir, er ſey todt, und nicht blos verwundet.

Dieſer Vorfall hinderte mich nicht, meinen Weg fortzuſetzen; ich beeilte mich im Gegentheil um ſo mehr, und kam gerade noch zur rechten Zeit, um dem Begräbniſſe des jungen Menſchen, den mein Bruder getödtet hatte, beizuwohnen. Wa-me-gon-a-biew grub ſelbſt ein Loch, in welchem zwei Körper Platz hatten, zog darauf ſeine Oberkleider aus, ſtellte ſich ſo an den Rand der Grube, nahm ſein Meſſer, und hielt deſſen Stiel dem ihm zunächſt ſtehenden Verwandten des Getödteten hin. „Mein Freund,“ ſprach er, „ich habe Deinen Bruder getödtet; Du ſiehſt, ich habe ſelbſt eine Grube gegraben, die Raum genug für zwei Männer hat; ich bin darauf gefaßt, hier neben ihm zu ſchlafen.“ Aber der Erſte, der Zweite, und ſo alle übrigen Verwandten des Getödteten verweigerten nacheinander die Annahme des Meſſers, welches Wa-me-gon-a-biew ihnen darbot, denn die Verwandten meines Bruders waren mächtig, und die Furcht, welche ſie einflößten, rettete dieſem das Leben. Ke-zha-koons hatte ihn nämlich ſehr dadurch gereizt, daß er ihn über die abgebiſſene Naſe verſpottete. Als Wa-me-gon-a-biew ſah, daß kein männlicher Verwandter des Getödteten öffentlich wagte, den Tod deſſelben zu rächen, ſprach er: „Nun beläſtigt mich aber weder jetzt noch in Zukunft mit dieſer Angelegenheit; und wenn es Jemand wagt, mich auf ähnliche Weiſe zu verſpotten, ſo werde ich wieder thun, was ich ſchon einmal gethan habe.“

Die Art und Weiſe, auf welche ich Nachricht von jenem Morde erhielt, iſt unter den Indianern ſehr häufig im Gebrauch, und in den meiſten Fällen ſind die Andeutungen ſehr klar und verſtändlich. Die Männer ein und deſſelben Stammes kennen ihre Totems gegenſeitig vollkommen, und wenn bei dieſen Zeichnungen die Geſtalt eines Menſchen nicht ein beſonderes Erkennungszeichen hat, ſo darf man ſicher ſeyn, daß ſie einen Sioux oder irgend einen andern Fremden andeuten ſoll. Sehr häufig werden, wie in dem eben angeführten Falle, nicht die Körpergeſtalten dargeſtellt; man begnügt ſich mit dem bloßen Totem. Will man andere benachrichtigen, daß ſich Leute in Hungersnoth befinden, ſo bildet man entweder einen Menſchen oder noch öfter bloß das Thier, welches Totem iſt, ab, aber ſo, daß der Mund weiß gemalt wird.

Ich beſuchte den Handelsmann am rothen Fluſſe, und machte mich dann auf die Reiſe nach den Vereinigten Staaten; aber am Winnipeg-See hörte ich, daß der Krieg zwiſchen dieſen und Großbritannien noch nicht beendigt, und der Uebergang über die Gränze immer ſehr gefährlich ſey. Ich blieb alſo wo ich war, und bald kamen Pe-ſchau-ba, Waw-zhe-kwaw-maiſch-koon nebſt mehren Anderen dorthin; ſie wohnten in drei Hütten. Wauſ-ſo, der alte Gefährte Pe-ſchau-ba's, war auf der Jagd durch einen Zufall ums Leben gekommen. Wir lebten zuſammen im Ueberfluß, und waren ſehr zufrieden; aber Pe-ſchau-ba, auf welchen der Tod ſeines Freundes tiefen Eindruck gemacht hatte, fiel bald in eine ſchwere Krankheit. Er war überzeugt, daß nun ſein Ende nahte, und ſprach darüber ſehr oft mit uns. Eines Tages wandte er ſich zu mir und ſagte: „Ich erinnere mich, daß ich dort oben beim großen Geiſte war, ehe ich hier auf dieſer Welt lebte. Ich ſah oft hinunter, und erblickte Menſchen auf der Erde, ſah viel ſchöne und wünſchenswerthe Dinge, auch eine hübſche Frau. Da ich dieſe alle Tage betrachtete, ſo fragte mich der große Geiſt: Pe-ſchau-ba, liebſt Du das ſchöne Weib, welches Du ſo oft betrachteſt? — Ja wohl, antwortete ich. — Dann, fuhr er fort, ſollſt Du einige Winter auf der Erde leben; Du ſollſt aber dort nicht lange verweilen, denk daran, was ich Dir jetzt ſage; ſey ſtets ſanft und gut gegen meine Kinder, die Du dort unten ſiehſt. -- So bin ich auf

die Erde herabgekommen, und habe nie vergeſſen, was er mir eingeſchärft. Ich habe mich immer im Rauche zwiſchen beiden Banden gehalten. Wenn mein Volk gegen ſeine Feinde gekämpft hat, habe ich nie meine Freunde in ihren Hütten geſchlagen. Ich habe die Thorheit der jungen Leute, die mich beleidigen wollten, verachtet; aber ſtets war ich bereit, unſere tapfern Krieger den Sioux entgegen zu führen. Ich ging immer ſchwarzbemalt ins Gefecht, ſo wie Du mich jetzt ſiehſt; und ich höre von hier aus dieſelbe Stimme, welche zu mir ſprach, als ich auf die Erde herabſtieg; ſie ſagte mir, ich würde nicht lange dort verweilen. Dir, mein Bruder, war ich immer ein Beſchützer, und Du wirſt traurig ſeyn, wenn ich Dich verlaſſen habe; aber ſey nicht einem Weibe ähnlich; Du wirſt bald meinen Spuren folgen.“ Er legte dann die neuen Kleidungsſtücke an, welche ich ihm geſchenkt, ging aus der Hütte, betrachtete Sonne und Himmel, den See und die entfernten Hügel, kam dann wieder herein und ſetzte ſich ganz ruhig an ſeinen gewöhnlichen Platz; ein Paar Augenblicke ſpäter hatte er aufgehört zu athmen.

Nach Pe-ſchau-ba's Tode wollte ich noch einmal verſuchen, ob ich in die Vereinigten Staaten gelangen könnte; allein Waw-zhe-kwaw-maiſch-koon hielt mich zurück; ich blieb den Winter über bei ihm, und im Frühjahre gingen wir nach dem Ne-bo-we-ſe-be (dem todten Fluſſe); ſäeten Getreide und verlebten dort den Sommer. Als die Blätter fielen und das Korn eingeerntet war, begaben wir uns nach unſeren Jagdgränzen.

Ein alter Oſchibbeway, der Krummfinger hieß, lebte ſeit etwa einem Jahre in meiner Hütte, und hatte in dieſer ganzen Zeit auch nicht ein einziges Stück Wild erlegt. Als ich einſt den Biſons nachſtellte, ging er mir nach, und es kam uns eine zahlreiche Heerde zu Geſicht. Da wollte der Alte Streit mit mir anfangen, und behauptete, ich hätte kein Recht in jener Gegend zu jagen. „Ihr Ottawwas dürft hier in dieſen Bezirken gar nicht jagen; ich kann Euch nicht Alle bewachen; aber Du wenigſtens biſt in meiner Gewalt, und ich bin entſchloſſen, Dich auf der Stelle ums Leben zu bringen, wenn Du nicht gleich in Dein Land zurückkehrſt.“

Dieſe Drohung beunruhigte mich keineswegs; ich ließ es darauf ankommen, ob er wagen würde, etwas gegen mich zu unternehmen. Nachdem wir uns ein Paar Stunden lang mit einander herumgeſtritten, kroch er weg, um den Biſons auf Schußweite nahe zu kommen. Gleich darauf kamen zwei junge Ottawwas, die ſich in einem Gebüſche verſteckt gehalten, und den Zank mit angehört hatten, zu mir. Der Alte ſchoß ein Paar Mal, traf aber nichts, und ging nun, voll Schaam über ſein unverſchämtes Betragen und ſeinen Mangel an Geſchicklichkeit, nach der Hütte zurück. Nun fingen wir drei an zu jagen, und tödteten eine Menge fetter Kühe.

Als ich einige Zeit nachher den ganzen Tag auf der Jagd geweſen war, und Abends ſpät heim kam, fiel es mir auf, daß Alle, welche ſich in der Hütte befanden, außerordentlich niedergeſchlagen waren. Unter ihnen war auch Chik-a-to, ein Mann, den ich nur ſehr wenig kannte. Es ſchien mir, als wenn ihn, gleich den Uebrigen, irgend eine unerwartete Nachricht in eine ſo große Beſtürzung verſetzt hätte. Ich fragte daher meine Frau, weßhalb ſie ſo niedergeſchlagen ſey; ſie gab mir aber keine Antwort. Endlich, als ich dringender wurde, ſagte Waw-zhe-kwaw maiſch-koon ernſthaft und mit feierlicher Stimme, daß der große Geiſt wieder einmal herabgeſtiegen ſey. „Ei was!" rief ich, „iſt der wieder einmal da geweſen; er kommt ja ſeit einiger Zeit recht häufig; wir werden aber doch hoffentlich bald erfahren, was er uns mitzutheilen hat." Die leichte und unehrerbietige Art, in welcher ich über dieſen Gegenſtand ſprach, war vielen Indianern höchſt anſtößig, und Alle waren darüber einverſtanden, daß ſie mir etwas Näheres über dieſe Sache gar nicht mittheilen wollten; ſie hatte auch für mich nur ſehr geringe Wichtigkeit. Ich ging am andern Morgen wie gewöhnlich auf die Jagd. Da ich gegen dieſe angeblichen Offenbarungen, wodurch der große Geiſt ſeinen Willen kund gethan haben ſollte, ſehr gleichgiltig dachte, ſo erfuhr ich damals nicht gleich Alles, was vorgegangen war. Späterhin ſah ich aber ein, daß wenn meine Zweifel auch nicht die Gottheit beleidigten, in deren Namen uns angeblich jene Offenbarungen mitgetheilt wurden, doch wenigſtens die, welche dieſelben kund thaten, großes Aer-

gerniß nahmen, und daß ich durch ihr Uebelwollen in manche Ungelegenheiten und Gefahren gerieth.

Als wir im Frühjahre bei Pembinah verſammelt waren, errichteten die Häuptlinge eine große Hütte, und beſchieden alle Männer dort hin, um Mittheilungen über die neue Offenbarung zu machen, durch welche der große Geiſt ſeinen Willen kund gegeben. Der Ueberbringer derſelben war Manito-o-gheez-hik, ein Mann der nur in geringem Anſehn ſtand, aber den meiſten Oſchibbeways in jener Gegend bekannt war. Er hatte ſich ein ganzes Jahr lang nirgends ſehen laſſen, und wollte inzwiſchen den Aufenthalt des großen Geiſtes beſucht und von dieſem ſelbſt Verhaltungsregeln empfangen haben. Doch ſagten mir einige Handelsleute, er ſey bloß nach Saint Louis am Miſſiſſippi gegangen.

Aiſ-ainſe ſetzte uns auseinander, weßhalb wir verſammelt wären; ſang darauf, betete, und theilte dann das Weſentlichſte der von Manito-o-gheez-hik enthüllten Offenbarung mit. Die Indianer ſollten nicht mehr gegen ihre Feinde ziehen, nicht mehr ſtehlen, betrügen, lügen, noch ſich betrinken oder das Wildpret warm eſſen, auch keine warme Fleiſchbrühe genießen. Von dieſen Beſtimmungen waren nur wenige unbequem; ſie ließen ſich leichter beobachten, als die des Schahni-Propheten. Ueberhaupt kann man ſagen, daß die meiſten Vorſchriften, welche zu jener Zeit den Indianern gemacht wurden, für ſie höchſt zweckmäßig und nützlich waren, und ihre wohlthätige Wirkung machte ſich immer ein Paar Jahre lang fühlbar. Sie lebten etwas geregelter und befanden ſich deßhalb auch in beſſern Umſtänden.

Als wir bereit waren, das Comptoir zu verlaſſen, forderte Aiſ-ainſe mich und einige Männer auf, ihn an den Man-e-to-ſah-gi-e-gun, d. h. den Geiſter-See[1] zu begleiten; denn dort hielt er ſich gewöhnlich auf; ich wollte indeſſen nicht mit ihm ziehen, ſondern lieber in einer waldigen Gegend pelztragende Thiere erlegen. Aber zehn Männer, und unter ihnen Wa-ge-to-te und Gi-ah-ge-git, nahmen ſeine Einladung an, und zogen, von einer großen Anzahl Weiber gefolgt, mit ihm ab. Ein

1) Er heißt auch Teufels-See, und auf der Charte der Nordweſt-Compagnie God's Lake, Gottes-See.

junger Menſch, Aiſ-ainſe's Freund, genannt Se-gwun-oons, der Hirſch [1]), ſagte uns kurze Zeit vor ſeinem Abgange von Pembinah, daß er am Geiſter-See getödtet werden würde; machte auch ſonſt noch einige Prophezeiungen, die ſämmtlich eintrafen. Die Indianer maßen ihm endlich Glauben bei, und die Gefahren, von welchen ſie, wie er ſagte, bedrohet würden, wenn ſie nach dem See gingen, ſchilderte er ſo ergreifend, daß Wa-me-gon-a-biew und Andere ſehr beſorgt wurden und zurückkamen. Der letzte von Allem, der ſich uns noch anſchloß, war Matſch-e-tuns, ein junger, leichtſinniger Menſch, der oft log. Dieſer erzählte uns, daß die Gefahren, von welchen Aiſ-ainſe und deſſen Bande bedroht wären, ihn ſo in Schrecken geſetzt hätten, daß er in der Nacht heimlich aufgebrochen ſey; am andern Morgen habe er ſchon eine weite Strecke hinter ſich gehabt, aber doch Flintenſchüſſe der Sioux aus der Gegend des Lagers herüberſchallen hören. Wir trauten ſeinen Ausſagen anfangs nicht recht, ſahen aber mit Spannung weitern Nachrichten entgegen. Endlich ſchickten die Häuptlinge zwanzig Krieger ab, um zu erfahren, ob und was von dem Erzählten gegründet ſey. Als dieſe nun an der Stelle anlangten, wo Aiſ-ainſe mit ſeinen Begleitern ein Lager gehabt hatte, überzeugten ſie ſich, daß Alle ohne Ausnahme erſchlagen waren. Vor dem Lager lag der Leichnam Se-gwun-oons, deſſelben jungen Mannes, der uns vor ſeiner Abreiſe von Pembinah vorausgeſagt hatte, daß er ums Leben kommen würde; neben ihm fand man mehre Krieger ſeines Alters zerſtreut, und weiter hinten lag der kräftige Körper Ais-ainſe's, über und über mit Pfeilen beſpickt. Im Lager ſelbſt war der Boden mit entſeelten Weibern und Kindern bedeckt; noch weiter entfernt erblickte man den Leichnam eines Sioux in ſitzender Stellung; er war mit Puk-kwi oder Matten bedeckt, die aus den Hütten der Oſchibbeways genommen worden waren. Nur Matſch-e-toons war davon gekommen, und einige Indianer vermutheten, er möchte wohl während des Gefechts ſelbſt, und nicht in der Nacht vorher, ſich entfernt haben. So fiel Aiſ-ainſe, der letzte merkwürdige Mann ſeiner Zeit

1) Spring-deer, Cervus virginianus; nach anderen Guazupucu, oder Cervus paludosus des Azara; wahrſcheinlich iſt der erſtere gemeint.

unter den Oſchibbeways vom rothen Fluſſe, bei denen er in hohem Anſehen ſtand. Unſer Dorf wurde, nachdem wir ſo viele Menſchen verloren hatten, eine wahre Oede.

Wir zogen nun an den Ne-bo-we-ſe-be, wo wir den Sommer über leben und Korn ſäen wollten; Sha-gwaw-koo-ſink, ein alter, mir befreundeter Ottawwa, war der erſte, welcher unter den Oſchibbeways am rothen Fluſſe den Getreidebau einführte.

Als die Blätter fielen, und wir in die Jagdbezirke zurückkamen, waren dort Wölfe in ſolcher Menge vorhanden, daß ſie uns läſtig wurden; ſie zerriſſen mein Pferd und mehre von meinen Hunden. Eines Tages war ich mit meiner ganzen Familie ausgegangen, um das Fleiſch eines von mir erlegten Mooſethieres heimzuholen. Als ich wieder in meine Hütte trat, ſah ich auf den erſten Blick, daß die Wölfe eingebrochen waren, und am Pelzwerke, den Riemen und Häuten, welche in ihrem Bereiche gelegen, herumgefreſſen und Alles durcheinander geſtört hatten. Ich ſchoß ihrer viele todt, und doch machten ſie mir immer noch viel zu ſchaffen. Namentlich kam ein alter Wolf ſo häufig vor meine Thür, daß ich ihn ſtets wieder erkannte, und Alles was er that, recht genau beobachten konnte; erſt rannte er gewöhnlich auf meine Hunde zu, die vor ihm ausriſſen; dann ſchnüffelte er um die Hütte herum, und was irgend zu verdauen war, das fraß er auf. Endlich lud ich einmal mein Gewehr recht ſcharf, ging gerade auf ihn los, und ſtreckte ihn zu Boden, als er eben gegen mich einſprang. Die Hälfte ſeiner Haare war ihm ſchon ausgefallen.

Sechsundzwanzigſtes Capitel.

Spitznamen. — Mangel an Concurrenz. — Biber von Silber. — Streit mit einem Handelsmanne. — Gewaltthätigkeit und Unredlichkeit.

Herr Henry hatte ſich etwa zehn Jahre lang zu Pembinah als Handelsmann aufgehalten; ſein Nachfolger war ein Herr Mackenzie, der aber nur kurze Zeit blieb; worauf Herr Wells kam, dem die Indianer den Beinamen Gah-ſe-moan (das Schiff) gaben; denn er war ſehr dick und rund. Dieſer Mann legte am Ufer des rothen Fluſſes, dicht bei der Mündung des Aſſinneboin, ein Feſtungswerk an, das ſehr wohl im Stande war, eine Belagerung auszuhalten. Die Hudſonsbay-Compagnie hatte damals keinen Poſten in jener Gegend, und die Indianer ſahen bald ein, wie vortheilhaft für ſie die Eiferſucht und Concurrenz beider Pelzhandels-Geſellſchaften geweſen war.

Im Anfange des Winters rief Herr Wells uns Alle zuſammen, gab den Indianern zehn Gallonen Rum nebſt etwas Taback, und that ihnen zu wiſſen, daß er Keinem etwas borgen würde, und wäre es auch nur der Werth einer Nadel; wer ihm Pelzwerk bringe, der würde Abſatz finden, und ſolle dafür Alles bekommen, was ihm während der kalten Jahreszeit nothwendig wäre. Ich war damals, als er den Indianern dieſe Eröffnung machte, nicht zugegen. Als ſie mich davon benachrichtigten, wollten ſie mir meinen Antheil an jenen Geſchenken zukommen laſſen; ich mochte aber nichts davon, und tadelte meine Gefährten, daß ſie ſo erbärmlich ſich benommen, und ſolche Bedingungen eingegangen wären.

Seit einer langen Reihe von Jahren war es üblich geweſen, daß die Handelsleute ihnen, ſobald alle Blätter abgefallen waren, einen Credit gaben; da ſie ſolchen nun nicht erhielten, ſo fehlte es ihnen an Allem, an Kleidungsſtücken und Schießbedarf. Einige hatten ſogar weder Gewehr noch Fallen. Wie konnten nun dieſe Leute, ohne wie bisher von den Handelsleuten

unter die Arme gegriffen zu werden, mit ihren Familien leben? Der ſtrenge Winter war vor der Thür. Einige Tage darauf ging ich zu Herrn Wells, ſagte ihm, ich ſey arm, hätte ganz allein eine zahlreiche Familie zu ernähren, und würde ohne Zweifel viel zu leiden haben, ja vielleicht ein Opfer des Todes werden, wenn er mir nicht ſo viel Credit gäbe, wie ich bisher um dieſe Jahreszeit immer erhalten hätte.

Er aber hörte meine Vorſtellungen gar nicht an, und rief barſch, ich möchte mich von ihm fortpacken. Da legte ich acht jener ſilbernen Biber, welche die Weiber als Putz und Schmuck zu tragen pflegen, vor ihm auf den Tiſch hin; ſie hatten mich im vorigen Jahre viel gekoſtet; davon bot ich ihm einen zum Tauſche an, oder wenn er das nicht wollte, ſo möchte er ſie alle als Pfand zurückbehalten, bis ich im Stande wäre, ihm Pelzwerk zu bringen. Er nahm die werthvollen Sachen, warf ſie mir ins Geſicht und ſagte, ich ſollte nie wieder einen Fuß über ſeine Schwelle ſetzen. Die ſtrenge Kälte war damals noch nicht eingebrochen; alſo ging ich unverzüglich auf die Jagd, und ſchoß mehre Mooſethiere, deren Häute von meiner Frau ſo zubereitet wurden, daß wir uns Winterkleider daraus machen konnten; denn auf die Decken und Wollenzeuge, an welche uns die Handelsleute gewöhnt hatten, mußte ich wohl verzichten.

Ich war auf der Jagd fortwährend glücklich, und vernahm endlich mitten im Winter, daß Herr Hanie, Agent der Hudſonsbay-Compagnie in Pembinah angekommen ſey. Ich machte mich unverzüglich auf, um ihn zu beſuchen, und er gab mir ſoviel Credit, wie ich nur verlangte. Ich nahm für einen Werth von ſiebenzig Pelzen, und begab mich darauf an den Moſchusratten-Fluß, wo ich bis zum Frühlinge jagte, und eine große Anzahl von Mardern, Bibern, Ottern, ſo wie andern Thieren fing.

Im Frühjahre ließ ich Herrn Hanie durch einige Indianer ſagen, ich hätte eine hinlängliche Menge von Pelzwerk beiſammen, und würde ihm an der Mündung des Aſſinneboin meine Schuld abtragen. Als ich mich dort einfand, war er noch nicht da; ich blieb aber, um auf ihn zu warten, und zwar dem Comptoir des Herrn Wells gerade gegenüber. Ein alter Franzoſe (Canadier) bot mir Obdach in ſeinem Hauſe; ich ging dorthin,

und legte alles Pelzwerk auf der mir angewieſenen Schlafſtelle nieder. Als Herr Wells erfuhr, daß ich anweſend war, ſchickte er dreimal nach mir, und ließ mir ſagen, er wolle mich gern ſprechen. Endlich gab ich den Vorſtellungen ſeines Schwagers nach, und ſetzte mit dieſem über den Fluß.

Herr Wells ſchien ſehr zufrieden, daß ich ihn beſuchte, behandelte mich mit ausnehmender Höflichkeit, und bot mir Wein ſowie vieles Andere an, das er zu geben im Stande war. Ich hatte aber kaum ein wenig Taback genommen, da ſah ich ſeine Franzoſen mit meinem Pelzwerk ankommen; ſie legten es in meiner Gegenwart in Herrn Wells Schlafzimmer nieder, und dieſer ſteckte darauf den Schlüſſel in die Taſche. In demſelben Augenblicke ließen auch ſeine Höflichkeit und ſein zuvorkommendes Weſen nach. Anfangs ſagte ich kein Wort, war aber ſehr betroffen, weil es mir ſchwer auf's Herz fiel, daß ich nun dem Herrn Hanie meine Schuld nicht würde entrichten können; auch ärgerte es mich ſehr, daß ich mich, ohne meine Zuſtimmung und mit Gewalt meines Eigenthums beraubt ſah. Ich ging jetzt rund um das Haus, und benutzte eine günſtige Gelegenheit, um mich in die Schlafkammer zu ſchleichen, während Herr Wells etwas aus einem Koffer hervorlangte. Erſt ſagte er, ich ſollte hinausgehen, und wollte mich darauf aus der Thür werfen; ich war aber zu ſtark für ihn. Als nun die Sachen einmal ſoweit gediehen waren, nahm ich keinen Anſtand, mich meiner Ballen zu bemächtigen; er riß ſie mir weg, ich packte ſie wieder, und als während dieſes Hin- und Herzerrens die Stricke auseinander gingen, fielen die Pelze auseinander. Während ich ſie zuſammenraffte, ergriff er ein Piſtol, lud es, und richtete es gegen meine Bruſt. Ich ſtand einige Augenblicke bewegungslos da, denn ich war feſt überzeugt, daß er in ſeiner äußerſten Wuth mich todtſchießen würde; da aber packte ich ihn am Handgelenke, wandte die Waffe zur Seite, zog ein großes Meſſer aus meinem Gürtel, und hielt es in der Rechten, während ich ihn mit der Linken feſthielt. Als er ſich ſo ganz unvermuthet in meiner Gewalt ſah, rief er erſt ſeine Frau, darauf ſeinen Dolmetſcher herbei, und ſagte, ſie ſollten mich aus dem Hauſe werfen. Der Dolmetſcher entgegnete ihm aber, „Das können Sie eben ſo gut, wie ich.“ Auch einige Fran-

zoſen, welche bei dieſem Zanke gegenwärtig waren, verweigerten ihm ihre Unterſtützung. Da er nun endlich ſah, daß er mich weder einſchüchtern, noch meiner Meiſter werden konnte, ſo nahm er noch einmal zu gütlichen Mitteln ſeine Zuflucht, er wolle mit mir theilen, und dann könnte ich ja die Hälfte meines Pelzwerks den Agenten der Hudſonsbay-Compagnie überlaſſen. „Du haſt immer zur Nordweſt-Compagnie gehört; weßhalb willſt Du uns jetzt verlaſſen, und zur Hudſonsbay-Compagnie gehen?“ Darauf fing er an die Häute zu zählen, und ſonderte ſie in zwei Abtheilungen; ich ſagte aber, das wäre Alles ganz überflüſſig, denn ich ſey feſt entſchloſſen, ihm nicht eine einzige zu laſſen. „Ich bin während des letzten Blätterabfalles zu Dir gekommen,“ ſagte ich ihm, „als ich hungrig war, und mir Alles fehlte; da haſt Du mich wie einen Hund von Deiner Thür weggeſtoßen. Den Schießbedarf, womit ich dieſe Thiere dort erlegt habe, gab mir Herr Hanie auf Credit, und ihm gehören die Felle; wäre dem aber auch nicht ſo, dann würde ich Dir doch nicht ein einziges ablaſſen. Du biſt ein elender Menſch, haſt nicht ſoviel Muth wie ein Kind; wenn Du auch nur ein Weiberherz hätteſt, ſo würdeſt Du Dein Piſtol nicht gegen mich gerichtet haben, ohne abzudrücken. Mein Leben ſtand in Deiner Gewalt; nichts hinderte Dich, es mir zu nehmen, nicht einmal die Furcht vor meinen Freunden; denn Du weißt wohl, daß ich ein Fremdling unter den Indianern bin, und Niemand ſich erheben würde, um für meinen Tod Rache zu nehmen. Du hätteſt meinen Leichnam, wie den Körper eines Hundes, in den Strom werfen können, und Niemand hätte von Dir Rechenſchaft verlangt; aber es fehlte Dir der Muth dazu.“

Er fragte, ob ich nicht ein Meſſer in der Hand hielte; und ich wies ihm deren zwei, ein kleines und ein großes; dabei ſagte ich, er ſollte ſich wohl hüten, daß er mich nicht anreize, Gebrauch davon zu machen. Endlich, des Streites müde, ſetzte er ſich in dem großen Gemache, mir gerade gegenüber, hin. Es war ein beträchtlicher Raum zwiſchen uns Beiden, aber dennoch hörte ich deutlich ſein Herzklopfen; ſo aufgeregt war er. Er blieb eine Weile ſitzen, und trat dann vor die Thür, um draußen etwas auf- und abzugehen; ich nahm mein Pelz-

13*

werk, der Dolmetſcher war mir beim Zuſammenbinden deſſelben behülflich; ich lud es auf meine Schultern, und ging gerade auf Herrn Wells zu; darauf legte ich Alles in mein Kanot, und ſchiffte über den Strom, um mich nach der Wohnung des alten Franzoſen zu begeben.

Am andern Morgen ſchien Herr Wells eines Beſſern berathen zu ſeyn, und verzichtete auf alle heftigen Maßregeln; er ſchickte nämlich ſeinen Dolmetſcher herüber, und ließ mir ſein Pferd anbieten, wenn ich das Geſchehene vergeſſen wolle. Das Pferd war ſehr gut und werthvoll. „Sag' ihm nur," gab ich dem Dolmetſcher zur Antwort, „daß er nichts iſt, als ein Kind, welches auch an ein und demſelbem Tage Streit anfängt und ihn wieder vergißt; er ſoll aber ſehen, daß ich nicht ſeines Gleichen bin. Ich habe ſelbſt ein Pferd, und werde mein Pelzwerk mitnehmen; will es auch nie vergeſſen, daß er ſein Piſtol gegen meine Bruſt richtete, und doch nicht den Muth hatte, auf mich zu ſchießen.„

Am andern Morgen kam ein Diener der Nordweſt-Compagnie vom Comptoir am Mooſe-River, und machte ſich, wie ich wenigſtens vermuthe, gegen Herrn Wells anheiſchig, mir mein Pelzwerk abzunehmen. Der Handelsmann bemühte ſich vergeblich, ihn von ſeinem Vorhaben abzubringen. Um Mittag ſah der alte Franzoſe zur Thür hinaus, und ſprach zu mir: „Mein Freund, ich glaube, Du wirſt Dein Pelzwerk doch wohl noch einbüßen; ich ſehe vier gut bewaffnete Männer hierher kommen; ſie nahen ſich, meiner Anſicht nach, nicht in freundſchaftlicher Abſicht." Da nahm ich meine Felle, legte ſie mitten ins Zimmer, und ſetzte mich, eine Biberfalle in der Hand haltend, auf die Ballen. Der Diener trat, von drei jungen Männern begleitet, ins Gemach, und forderte mir mein Pelzwerk ab. „Was für ein Recht haſt Du, mir es abzuverlangen?" fragte ich. — „Du biſt mir etwas ſchuldig," gab er zur Antwort. — „Wann habe ich etwas von der Nordweſt-Compagnie geborgt, ohne mich zur beſtimmten Zeit meiner Schuld zu entledigen?" — „Es ſind jetzt zehn Jahre her," fuhr er fort, „da hat Dein Bruder Wa-me-gon-a-biew von mir Vorſchüſſe erhalten, aber nur zehn Häute zurückgezahlt; das Uebrige iſt er mir noch ſchuldig, und Du wirſt es mir hoffentlich jetzt

entrichten.“ — „Sehr wohl,“ antwortete ich, „Deinem Verlangen ſoll Genüge geleiſtet werden; aber dann wirſt auch Du Deinerſeits mir die vierzig Ballen Biberfelle bezahlen, welche wir Dir nach dem großen Tragplatze ſchickten. Dein Empfangſchein iſt, wie Du ſehr wohl Dich erinnern wirſt, am Ke-nu-kau-neſche-way-boant, als meine Hütte in Flammen aufging, zu Aſche geworden, und Du haſt für jene einhundertundſechzig Biberfelle niemals, weder mir noch irgend einem meiner Verwandten etwas dafür gegeben; nicht einmal ſo viel, wie eine Stecknadel werth iſt.“ Als er ſah, daß dieſes Alles nicht anſchlug, und ſelbſt zugeſtehen mußte, daß meine Forderung gerecht war, wollte er, eben ſo wie Herr Wells am Abend vorher, ſeine Zuflucht zur Gewalt nehmen; damit kam er aber auch nicht weit, und kehrte ins Fort zurück, ohne von mir auch nur ein Marderfell erhalten zu haben.

Damals erhielt ich beſtimmte Nachricht, daß es noch eine Weile dauern könnte, bevor Herr Hanie ankäme; daher ging ich nach der Morte-Rivière, um ihn zu erwarten, und tödtete vierhundert Moſchusratten. Endlich fand er ſich ein, um mich und noch einen Indianer zu ſehen, und erzählte mir, daß er am hellen Mittage, unter lautem Geſange, den alle ſeine Ruderer anſtimmten, vor dem Comptoir des Herrn Wells vorüber, nach der Mündung des Aſſinneboin gefahren ſey. Herr Wells hatte ihn mit ſeinen Leuten, die ſtark bewaffnet waren, verfolgt. Da hatte ſich Herr Hanie ans Land ſetzen laſſen, und war, während die übrigen Leute im Kanot ſitzen blieben, auf eine etwa funfzig Schritte vom Ufer entfernt liegende Prairie gegangen. Herr Wells war ihm mit mehren bewaffneten Leuten dorthin gefolgt; Herr Hanie hatte ihm aber gerathen, ihm nicht allzunahe zu kommen, und ſo behielt die ganze Sache mit einem Zanke ihr Bewenden.

Nun erzählte ich ihm meinerſeits, wie es mir gegangen war, bezahlte, was ich ihm ſchuldete; verhandelte auch mein übriges Pelzwerk an ihn, und erhielt, als wir einig waren, obendrein noch einige werthvolle Geſchenke, unter denen ſich eine ſehr gute Flinte befand. Kurze Zeit nach der Abreiſe des Herrn Hanie ruderte ich den rothen Fluß aufwärts, und begegnete Herrn Wells. Es fehlte ihm an friſchem Wildpret,

und er fragte, ob ich ihm keins ablaſſen könnte. Wenn ich etwas gehabt hätte, ſo würde ich es ihm gegeben haben; er glaubte aber, ich ſchlüge ihm ſeine Forderung aus Böswilligkeit ab. Späterhin ſchickte er mir ſein Pferd, obſchon ich in weiter Entfernung von ihm lebte; ein ander Mal ſandte er es mir nach Pembinah; ich weigerte mich aber ſtets, es anzunehmen. Dadurch ließ er ſich indeſſen nicht irre machen, und ich hörte, daß er fortwährend ſagte, das Pferd gehöre mir; drei Jahre ſpäter, als er geſtorben war, verſicherten mich die Handelsleute, ich hätte völliges Recht, dieſes Pferd zu nehmen; ich wollte das aber nicht, und ſo ward es einem alten Franzoſen überlaſſen. Nach dem Tode des Herrn Wells fing ich wieder an, mit der Nordweſt-Compagnie zu handeln, was ich während ſeiner Lebtage nicht mehr gethan hatte. Hätte er nach mir geſchoſſen, und mich ſogar gefährlich verwundet, ſo hätte ich ihm das nicht ſo übel genommen, als daß er ſein Piſtol auf mich anlegte, und doch feig genug war, nicht abzudrücken.

Siebenundzwanzigſtes Capitel.

Eine neue Offenbarung des großen Geiſtes. — Schreckensſcene bei Nacht. — Abſchaffung der Medicinbeutel. — Traum. — Glaubensartikel der Indianer. — Wie die Thiere erſchaffen wurden. — Geſänge werden auf Birkenrinde geſchrieben. — Ein neuer Abgeſandte des großen Geiſtes. — Ein Ungläubiger unter den Wilden. — Wildpretopfer. — Ein Prophet, der ſein eigenes Weib aufgefreſſen hat. — Taſchenſpielerei. — Die Bärentatze.

Eſch-ke-buk-ke-koo-ſcha, ein Häuptling vom Leech-See, fand ſich um dieſe Zeit, nebſt einem Gefolge von vierzig jungen Kriegern, zu Pembinah ein; und ich ging, nebſt mehren Anderen, welche er gleichfalls zu ſich eingeladen hatte, in ſeine Hütte, um etwas Näheres über die neue Offenbarung zu hören, welche der große Geiſt dem Manito-o-gheez-hik gemacht hatte. Eines

Abends befanden wir uns ſämmtlich in einer ausdrücklich zu dieſem Behufe errichteten Hütte, tanzten, aßen und wollten die Eröffnungen des Häuptlings anhören, als plötzlich zwei Flintenſchüſſe gehört wurden, die beinahe in demſelben Augenblicke fielen, und zwar aus der Gegend herüber, wo die Nordweſt-Compagnie ihr Comptoir hatte. In demſelben befand ſich weiter Niemand, als zwei Franzoſen, die erſt an jenem Tage angekommen waren. Die alten Indianer ſahen einander unruhig an, und ſchienen beſtürzt zu ſeyn; Mehre ſagten: „Die Franzoſen tödten Wölfe.“ Eſch-ke-buk-ke-koo-ſcha aber entgegnete: „Ich erkenne die Gewehre der Sioux.“

Die Nacht war ſehr dunkel; die jungen Leute griffen zu den Waffen und eilten hinaus; ich mit ihnen. Einige verwikkelten ſich im Geſtrüpp, oder beſchädigten ſich an den Zweigen; deßhalb konnten wir nur langſam vorwärts. Ich meinerſeits erreichte endlich den Pfad, und ging nun eine Strecke weit den Uebrigen voran; da ſchlüpfte plötzlich eine dunkle Geſtalt an mir vorüber, und in demſelben Augenblicke vernehme ich die Stimme der ſchwarzen Ente; er ſagte: „Ich bin ein Mann (Neen-dow-in-nin-ne).“ Ich hatte oft von ſeiner Tapferkeit gehört, und ihn ſchon einmal in einem Dorfe der Sioux am Chief Mountain geſehen; damals hatten wir uns auf einen Kampf gefaßt gemacht, und er befand ſich an unſerer Spitze. Ich beſchloß, ihm auch dießmal zu folgen.

Als wir noch etwa einen Schuß weit vom Fort entfernt ſeyn mochten, fing er an, bald auf die rechte, bald auf die linke Seite zu ſpringen, und erreichte im ſchnellſten Zickzack binnen kurzer Zeit das Fort. Ich folgte ſeinem Beiſpiele, und ſah, wie er ſich mit einer ſolchen Behendigkeit hineinſchwang, daß ſeine Fußſohlen auf Mannshöhe über dem Boden ſchwebten. Innerhalb der Umwallung gewahrten wir ein Haus, aus welchem durch Fenſter und Thür ein helles Licht ſtrahlte. Die ſchwarze Ente hatte eine Biſonhaut über die Schultern geworfen, und konnte, weil dieſe von dunkler Farbe war, an dem Fenſter vorübergehen, ohne von der im Zimmer ſtehenden Schildwacht bemerkt zu werden; mich aber verrieth meine weiße Decke, und ſchon befand ſich die Mündung eines Gewehrlaufes ganz in der Nähe meines Kopfes, als mein Gefährte den erſchreckten

Franzoſen beim Arme packte. Dieſer hatte mich nämlich für einen Sioux gehalten, und darum mich niederſchießen wollen.

Der andere Franzoſe lag in einem Winkel; die Weiber und Kinder heulten und wehklagten. Nun erfuhren wir, daß der muthigſte von Beiden, derſelbe, welcher am Fenſter Wacht gehalten, kurz vorher ſein Pferd außerhalb der Umwallung hatte tränken wollen; aber kaum war das arme Thier außerhalb der Pforte, ſo wurde es auch ſchon von Leuten, die ſich ganz in der Nähe verſteckt hielten, niedergeſchoſſen. Der Franzoſe hatte uns für die Thäter gehalten, kam aber natürlich bald von ſeinem Irrthume zurück. Wir beiden hatten nicht einmal den Leichnam des Pferdes bemerkt, und doch waren wir über denſelben hinweggeſchritten, als wir ins Fort drangen. Der Franzoſe wollte daſſelbe nicht verlaſſen, die ſchwarze Ente aber ſtand zu einem der in demſelben befindlichen Weiber in einem ſehr vertrauten Verhältniſſe, und drang deßhalb darauf, daß ſie ſämmtlich im indianiſchen Lager Schutz und Zuflucht ſuchen müßten. Nach und nach fanden ſich mehre unſerer jungen Krieger ein, und wir beſchloſſen nun, die ganze Nacht hindurch wohl auf der Hut zu ſeyn.

Am frühen Morgen gewahrten wir die Spuren von zwei Männern, welche über den Pembinah geſetzt waren; am andern Ufer hatte ſich ein Kriegerhaufe verſteckt gehalten Jene beiden Krieger waren der berühmte Yanktong-Häuptling Wah-ne-tah und deſſen Oheim; ſie hatten dicht am Eingange zum Fort gelegen, und den Entſchluß gefaßt, auf Alles, was aus- oder eingehen würde, Feuer zu geben. Durch ihren Schuß war das Pferd des Franzoſen gefallen, und die beiden Männer hatten darauf die Flucht nach dem Strome zu genommen, wahrſcheinlich ohne zu wiſſen, ob ſie ein Pferd oder einen Menſchen getödtet.

Als wir uns überzeugt hatten, daß jener Kriegerhaufen der Sioux nicht ſehr zahlreich war, wollten ſich mehre unſerer Krieger aufmachen und ihn verfolgen; aber Eſch-ke-buk-ke-kooſcha ſagte uns: „Nein, meine Brüder, Manito-o-gheez-hik, der mich zu Euch geſandt, hat geſagt, wir ſollten nicht mehr gegen unſere Feinde ziehen. Iſt es nicht augenſcheinlich, daß uns bei dieſer Gelegenheit der große Geiſt beſchützt hat? Wenn die

Sioux ſich der Hütte genähert hätten, in welcher wir, ohne Waffen bei uns zu tragen, zum Feſte verſammelt waren, würden ſie uns dann nicht mit leichter Mühe haben tödten können? Aber ſie waren dermaßen verblendet, daß ſie ein Pferd für einen Oſchibbeway anſahen. So wird es auch ferner gehen, wenn wir den Befehlen gehorchen, die uns kund gethan wurden."

Ich ſchwebte in Beſorgniß über das Schickſal, welches meine Familie betroffen haben konnte; ich hatte ſie in meiner Hütte zurückgelaſſen, und mußte fürchten, daß ſie von den Sioux auf ihrem Rückzuge überfallen worden war. „Geh," ſprach Eſch-ke-buk-ke-koo-ſcha, als ich ihm ſagte, wie ängſtlich ich ſey, „aber fürchte nicht, daß die Sioux Deinem Weibe oder Deinen Kindern ein Leid zugefügt haben. Ich wünſche nur, daß Du heimläufſt, um Deinen Medicinbeutel mitzubringen; ich werde Dir zeigen, was man mit dem Inhalte deſſelben machen muß."

Ich kam bald zurück; hatte meine Familie unverſehrt angetroffen; und er warf Alles ins Feuer, was ich mitgebracht, die Jagd- und Kriegsmedicin ausgenommen. „Höre," ſprach er, „was wir fortan thun müſſen. Wenn Einer krank wird, ſoll man ein aus Birkenrinde verfertigtes Gefäß nehmen, und ein wenig Taback, und das ſoll der Kranke ſelbſt, wenn er noch gehen kann, und iſt dieſes nicht der Fall, ſein nächſter Anverwandter bis an das zunächſtliegende fließende Waſſer tragen. Dort ſoll man den Taback dem Fluſſe übergeben, das Gefäß gegen den Strom eintauchen, und einige Tropfen herausziehen, welche der Kranke in ſeiner Hütte trinken muß. Iſt der Kranke ſehr ſchlecht, ſo muß dieſes Gefäß ſo tief untergetaucht werden, daß der Rand deſſelben den Grundſchlamm berührt."

Als er mir dieſe Anweiſung gegeben, überreichte er mir noch einen kleinen hölzernen Reif, der wie ein Band um den Kopf getragen werden ſollte. Auf der einen Seite deſſelben ſah man das Bild einer Schlange, deren Amt, wie er ſagte, es ſeyn ſollte, das Waſſer[1]) zu bewachen; auf der anderen

1) Alle Götzendiener in China, Japan und Oſtindien ſchreiben, ebenſo wie die Alten, der Schlange geheime Kräfte zu; daſſelbe iſt der Fall mit allen amerikaniſchen Wilden. Lafitau I. 247.

Seite war ein Menſch abgebildet, welcher den großen Geiſt vorſtellen ſollte. Dieſen Schmuck durfte man aber nicht für gewöhnlich tragen; nur wenn ich Waſſer für kranke Verwandte oder Freunde holen würde, ſollte ich ihn umthun. Ich war ſehr mißvergnügt darüber, daß er den ganzen Inhalt meines Medicinbeutels vernichtete, es waren Wurzeln und andere Dinge darin, deren heilſame Wirkung in Krankheitsfällen ich ſelbſt erprobt hatte. Noch mehr aber that es mir leid, daß er uns ein für allemal verboten hatte, künftig von dieſen wohlthätigen Heilmitteln Gebrauch zu machen. Indeſſen ſämmtliche Indianer dieſer Bande ließen es ſich gefallen, und ſo mußte auch ich mich fügen.

Im Anbeginne des Frühlings machte ich mich auf, um verabredetermaßen mit Scha-gwaw-ko-ſink zuſammenzutreffen; das hatte ich ihm, als im vorigen Jahre die Blätter abfielen, verſprochen. Ich war zur rechten Zeit am Platze, und bald nachher langte auch der Greis an, ganz allein und zu Fuß. Er lagerte ſeit einigen Tagen nur zwei Meilen weit entfernt, und war mit friſchem Wildpret im Ueberfluſſe verſehen, was mir ſehr angenehm war, da ich ſeit einiger Zeit nichts geſchoſſen hatte. Ich blieb den Sommer über bei ihm. Scha-gwaw-ko-ſink war zu alt und ſchwach, um noch jagen zu können; hatte aber einige junge Männer bei ſich, die es ihm an nichts fehlen ließen, ſo lange überhaupt Wild in der Umgegend war. Gegen Ende des Jahres war das nicht mehr der Fall; das Wetter kalt und der Erdboden ſehr tief eingefroren; aber es fiel kein Schnee, und deßhalb war es ſehr ſchwer, den Mooſethieren nahe zu kommen; denn ſie liefen immer davon, ſobald ſie hörten, daß wir uns näherten; das Geräuſch, welches unſere Tritte im dürren Laube und auf der harten Erde verurſachten, verrieth uns immer. Da dieſes Wetter lange dauerte, ſo fingen wir an, Hunger zu leiden, und nahmen nun zu unſerm letzten Hülfsmittel, einer Jagdmedicin unſere Zuflucht. Ich ſang und betete die halbe Nacht, und legte mich alsdann ſchlafen. Da ſah ich im Traume, wie ein ſchöner junger Mann durch die Giebelöffnung meiner Hütte herabſtieg. Er ſprach: „Warum das Geräuſch, welches ich vernehme? Weiß ich etwa nicht, wann Dich hungert und dürſtet? Ich halte ſtets meine

Augen auf Dich gerichtet, und Du brauchſt mich nicht mit lautem Schreien herbeizurufen." Dann wies er nach Oſten hin, und fuhr fort: „Siehſt Du dort nicht jene Spuren?" — „Ja, es ſind die zweier Mooſethiere." — „Ich gebe Dir dieſe beiden Mooſethiere zu eſſen." — Darauf ging er aus der Thür meiner Hütte, und als er dieſe öffnete, ſah ich den Schnee in dichten Flocken herabfallen.

Ich wachte auf, fühlte aber noch große Müdigkeit, und rief deßhalb den alten Scha-gwaw-ko-ſink, auf daß er mit mir rauchen ſollte; dann bereitete ich das Muz-zin-ne-neen-ſuk, das heißt die Darſtellung der Thiere, welche mir im Traume gezeigt worden waren. Bei Tagesanbruch verließ ich meine Hütte; der Schnee lag ſchon dick; ich folgte der mir angedeuteten Richtung; ſchon vor Mittage gewahrte ich die Spuren zweier Mooſethiere, und ſchoß beide nieder. Es waren ein Männchen und ein Weibchen, und beide außerordentlich fett.

Die Geſänge, welche bei dieſen Jagdmedicinen angeſtimmt werden, haben Bezug auf die religiöſen Meinungen der Indianer, und werden ſehr häufig an Na-na-boo-ſcho oder Na-na-buſch gerichtet, den ſie darin bitten, er möge ihnen als Dolmetſcher dienen, und ihr Anliegen dem höchſten Weſen vortragen; oft beten ſie auch zu Me-ſuk-kum-mik-o-kwi, oder der Erde, der Urmutter Aller. In dieſen Geſangen wird erzählt, wie Na-na-buſch die Erde geſchaffen hat, um den Befehlen des großen Geiſtes zu gehorchen, und wie alle, den Vettern und Muhmen Na-na-buſch's, d. h. den Männern und Frauen, nothwendigen Dinge, der Obhut jener Urmutter anvertraut ſind. Na-na-buſch, der ſich ſtets als wohlwollender Vermittler zeigt, und beim großen Geiſte zum Beſten der Menſchen wirkt, ließ zum Nutzen dieſe letzteren Thiere werden, deren Fleiſch ihnen zur Nahrung dienen, und in deren Häute ſie ſich kleiden ſollten; er ſchuf Wurzeln und Arzneimittel, die wirkſam gegen Krankheiten ſind, und mit deren Hülfe man zur Zeit der Hungersnoth Thiere erlegen kann.

Alles wurde der Sorgfalt Me-ſuk-kum-mik-o-kwi's anvertraut; und die alte Frau erhielt Befehl, ſtets in der Hütte anweſend zu ſeyn, und ſie niemals zu verlaſſen, damit ſeine Vettern und Muhmen ihn niemals vergeblich anflehen dürften. Die

guten Indianer reißen daher auch nie Wurzeln, woraus ſie ihre Medicin verfertigen, aus der Erde, ohne irgend ein Opfer für Me-ſuk-kum-mik-o-kwi auf den Boden zu legen. Sie beſingen ferner, wie der große Geiſt in den früheſten Zeiten den Bruder des Nä-na-buſch getödtet habe, worauf Na-na-buſch böſe ward, und ſich gegen das höchſte Weſen empörte. Na-na-buſch wurde allmälich immer mächtiger, und war im Begriffe, über Gitſch-e-Manito den Sieg davon zu tragen, als dieſer, um ihn zu beſänftigen, ihm den Metai[1]) überreichte. Na-na-buſch war mit demſelben ſo zufrieden, daß er ihn auf die Erde, zu ſeinen Vettern und Muhmen herabbrachte.

Viele dieſer Geſänge werden auf eine den Indianern ganz eigenthümliche Art, auf Birkenrinde, oder kleine Holztäfelchen aufgezeichnet. Die Ideen werden durch bildliche Geſtalten ausgedrückt, etwa in derſelben Weiſe, wie bei den Mittheilungen, von denen ich weiter oben ſchon geſprochen habe.

Zwei Jahre vor dieſer Zeit war einem Manne aus unſerer Bande, Namens Ais-kaw-ba-wis, ſeine Frau geſtorben. Er galt für einen friedlichen Menſchen und einen ſehr ſchlechten Jäger; ſeine Kinder litten ſeitdem noch mehr Hunger als früher. Der Tod jener Frau war von mehren bemerkenswerthen Umſtänden begleitet geweſen, Ais-kaw-ba-wis wurde trübſinnig und niedergeſchlagen, was wir uns daraus erklärten, daß er von ſchwachem Charakter war. Endlich aber rief er einmal die Häuptlinge zuſammen, und verkündete ihnen auf die feierlichſte Weiſe, daß der große Gott ihn mit einer neuen Offenbarung begnadigt habe; er zeigte ihnen eine runde Kugel von Erde, die etwa fünf Zoll im Durchmeſſer haben mochte, glatt, rothbemalt, und etwas größer als ein halber Menſchenkopf war. „Der große Geiſt,“ ſprach er, „hat geſehen, daß ich alle Tage ſchrie, betete und ſang in meiner Hütte; da hat er mir zugerufen und geſagt: Ais-kaw-ba-wis, ich habe Deine Bitten erhört, habe geſehen, wie Du die Matten Deiner Hütte mit Thränen befeuchtet haſt; ich beachte Dein Flehen. Ich gebe Dir dieſe Kugel, ſie iſt rein und neu; ich gebe ſie Dir, damit Du die ganze Welt derſelben ähnlich machſt, ſo wie ſie aus den Hän-

1) Me-nau-zhe-taw-naun.

den Na-na-buſch's hervorgegangen iſt. Alle alten Dinge müſſe. zerſtört und zerſtreut, Alles muß neugeſchaffen werden, und Deinen Händen, Ais-kaw-ba-wis, vertraue ich dieſes große Werk an."

Ich gehörte zu den Männern, welche er zuſammen berufen hatte, und denen er ſeine Offenbarungen zuerſt mittheilte. So lange er bei uns blieb, ſagte ich nichts, als er aber fortgegangen war, nahm ich, im Geſpräche mit meinen Gefährten, keinen Anſtand, meine Ungläubigkeit kund zu thun. „Es iſt ſehr gut," ſprach ich, „daß wir den Willen und die Abſicht des großen Geiſtes ſo wohlfeil erfahren; jetzt treten ja die Verkündiger ſeiner Gebote wahrlich ſehr häufig bei uns auf; wir haben an ihnen keinen Mangel, und zufällig ſind das immer Leute, die ſonſt zu weiter gar nichts taugen. Der Schahnis-Prophet war weit entfernt von uns. Ke-zhi-ko-we-ninne und Manito-o-gheez-hik, die freilich zu unſerm Stamme gehörten, waren auch nicht bei uns; das waren auch Männer. Jetzt haben wir da nun einen Geſellen, der zu faul, träge und erbärmlich iſt, um ſeine Familie ernähren zu können; und der wäre alſo, wenn wir ihm glauben, ein Werkzeug, das der große Geiſt auserkohren hat, um der Welt eine andere Geſtalt zu geben!"

Ich hatte eine ſehr ungünſtige Meinung von dieſem Menſchen, weil ich wußte, daß er unter den Indianern zu den am allerwenigſten achtbaren gehörte; ich war ärgerlich darüber, daß er ſich für einen Lieblingsboten des großen Geiſtes ausgeben wollte. Daher verfehlte ich denn nicht, ſeine Anmaßungen bei jeder Gelegenheit zu verhöhnen und lächerlich zu machen; allein trotz dem gewann er täglich einen ſtärkern Einfluß auf die Gemüther der Indianer. Da er oft ganze Nächte hindurch die Trommel ſchlug, ſo zog ſich alles Wild fort, und ſeine unverſchämte Heuchelei machte ihn mir zu allen Zeiten gehäſſig; aber er kannte das Geheimniß, wie er ſich die Gewogenheit der meiſten unter uns verſchaffen konnte, und ſo waren denn alle meine Bemühungen gegen ihn erfolglos.

Während wir uns an jener Stelle aufhielten, traf es ſich, daß, nachdem wir mehre Tage gehungert hatten, ich ein Mooſethier ſchoß. Als ich heim kam, erzählte ich das, und bemerkte, das Thier ſey ſo ſtark verwundet, daß es wohl werde ſterben

müſſen. Am andern Morgen, ganz früh, trat Ais-kaw-ba-wis in meine Hütte, und ſagte mir im ernſthafteſten Tone, der große Geiſt wäre herabgeſtiegen, und hätte mit ihm über jenes Mooſethier geſprochen. „Jetzt iſt es todt,“ fügte er hinzu, „und Du wirſt es da und da finden; der große Geiſt will, daß es zu einem Opfer bereitet werde.“ Ich hielt es für gar nicht unwahrſcheinlich, daß das Mooſethier in Folge der erhaltenen Wunde geſtürzt ſey, und ging demnach hin; aber es war nicht todt, und dieſer Umſtand gab mir eine neue Gelegenheit, mich über die Anmaßungen des Ais-kaw-ba-wis luſtig zu machen. Dennoch aber blieb das Vertrauen der Indianer unerſchütterlich.

Kurze Zeit nachher ſchoß ich abermals ein Mooſethier an, und kam heim, ohne etwas davon mitzubringen. „Das iſt jenes Mooſethier, welches der große Geiſt mir gezeigt hat.“ Dieſes brachte ich wirklich nach der Hütte, und wollte, da die meiſten Indianer ſehr vom Hunger litten, ein Feſtgelag anſtellen, was auch unſer Prophet ſagen mochte. Da unſerer nicht ſo viele waren, daß wir Alles hätten verzehren können, ſo wurden dem Thiere die Knochen ausgelöſet, und dieſe auf einen Haufen alleſammt von Ais-kaw-ba-wis gelegt; dabei auch Sorge getragen, daß nicht ein einziger zerbrach; darauf wurden ſie an einen ſichern Ort geſchafft, und ſo hoch aufgehängt, daß weder Hunde noch Wölfe daran kommen konnten; denn ein Thierknochen, welcher auf dieſe Weiſe zum Opfer dargebracht wird, darf unter keiner Bedingung zerbrochen werden. Am andern Morgen ſchoß ich abermals ein fettes Mooſethier; bei dieſer Gelegenheit hielt Ais-kaw-ba-wis eine lange Rede an den großen Geiſt, und ſagte dann zu mir: „Du ſiehſt, mein Sohn, wie Deine gute Aufführung belohnt wird; Du haſt dem großen Geiſte die Erſtlinge Deiner Jagd dargebracht; er wird alſo ſchon dafür ſorgen, daß Dir nichts fehlt.“

Am andern Morgen ging ich mit meinem Schwager aus, und wir ſchoſſen Jeder ein Mooſethier. Ais-kaw-ba-wis rühmte ſich höchlich der Wirkſamkeit des Opfers, welches ich auf ſeine Veranſtaltung hatte bringen müſſen, und ſein Einfluß auf die abergläubigen Gemüther der Indianer ſtieg von Tag zu Tage. Dieſer Menſch, der ſo hoch in Gunſt kam, hatte früher einmal zur Zeit einer Hungersnoth ſeine eigene Frau aufgefreſſen, und

die Indianer hatten ihn todtſchlagen wollen, weil er unwürdig war, bei ihnen zu leben.

Als die Oberfläche des Schnees gegen den Anfang des Frühlings härter wurde, zogen alle Männer unſerer Bande, Scha-gwaw-ko-ſink, Waw-zhe-kwaw-maiſch-koon, Ba-po-waſch, Kiſch-kau-ko und noch mehre andere nebſt mir, fort; und wir dörrten Fleiſch in einem Jagdlager, das wir in einiger Entfernung angelegt hatten. Ais-kaw-ba-wis blieb allein bei den Weibern zurück. Wir ſchoſſen viel Wild, denn den Elend- und Mooſethieren iſt in jener Jahreszeit leicht beizukommen, weil die gefrorene Oberfläche des Schnees recht gut einen Menſchen trägt, während die ſchweren Thiere einſinken und ſich nur mit Mühe wieder losmachen.

Endlich ging Kiſch-kau-ko einmal fort, um ſeine Familie zu beſuchen, und gab mir nach ſeiner Rückkehr im Auftrage des Ais-kaw-ba-wis etwas Taback; dieſer ließ mir ſagen: „Dein Leben iſt in Gefahr." — „Mein Leben," entgegnete ich, „gehört weder mir noch dem Ais-kaw-ba-wis; es liegt in den Händen des großen Geiſtes, und wenn der es mir verlängern oder nehmen will, ſo kann ich mich darüber nicht beklagen; aber ich glaube nicht, daß er von ſeinen Abſichten einem ſo unwürdigen Menſchen wie dieſem Ais-kaw-ba-wis etwas kund gethan hat." Indeſſen beunruhigte dieſer Ausſpruch alle Indianer, welche bei mir waren, und ſie gingen gleich nach dem Orte, wo ſich Ais-kaw-ba-wis mit den Weibern aufhielt; ich dagegen machte einen Umweg, um nach einigen meiner Fallen zu ſehen; fand auch darin eine Otter, die ich über den Rücken warf. Bald nachher erreichte ich meine Gefährten.

Alle unſere Hütten waren zu einer einzigen großen Hütte umgewandelt; die Weiber, Kinder und jene Männer, welche vor mir ſich dorthin begeben hatten, ſaßen in freier Luft um ein Feuer herum, zitterten und bebten aber dabei vor Kälte. Auf meine Fragen, was denn hier eigentlich vorgehe, erhielt ich zur Antwort, Ais-kaw-ba-wis bereite ſich auf eine wichtige Mittheilung vor, welche der große Geiſt durch ſeine Stimme kund thun wolle. Er hatte viel Zeit gebraucht, um die Hütte herzurichten, kein Indianer durfte dieſelbe betreten, ehe er ein Zeichen geben würde. Dann aber ſollte Ba-po-waſch den Tanz

führen, und von allen Uebrigen begleitet in die Hütte eintreten. Es war ausgemacht, daß Alle vier Mal in der Hütte herum tanzen müßten; darauf ſollte ſich jeder an ſeine Stelle ſetzen. Ich bekümmerte mich um Alles das nicht im Geringſten, ſondern trat ohne Weiteres in die große Hütte, warf meine Otter auf die Erde und ſetzte mich an's Feuer.

Ais-kaw-ba-wis ſchleuderte einen Blick voll Wuth und Zorn auf mich, ſchloß darauf ſeine Augen, und ſtellte ſich, als fahre er mit einem Gebete fort, worin ich ihn geſtört. Einige Zeit nachher begann er die Trommel zu ſchlagen und mit lauter Stimme zu ſingen. Als er zum dritten Male inne hielt, dieſes war das verabredete Zeichen, kam Ba-po-waſch tanzend herein, von Männern, Weibern und Kindern gefolgt. Sie tanzten vier Mal in den Hütten herum, und kauerten ſich dann Alle auf ihren Plätzen nieder. Eine Zeit lang war dann alles ſtill; Ais-kaw-ba-wis blieb mit geſchloſſenen Augen mitten in der Hütte auf einem Haufen weicher Erde, den er mit ſeinen eigenen Händen zubereitet hatte, ſitzen; derſelbe glich denen, welche die Häuptlinge im Kriege für die Feierlichkeit des Kozaubunzitſchegun bereiten. Dann rief er die Männer einzeln beim Namen, und ſie mußten ſich rund um ihn herum ſetzen.

Ich war der letzte, und ließ mich auf der Stelle nieder, welche er mir anwies. Darauf wandte er ſich zu mir und ſprach: „Schaw-ſchaw-wa-ne-ba-ſe, mein Sohn, Du wirſt Dich wahrſcheinlich erſchrecken, denn ich habe Dir traurige Nachrichten mitzutheilen. Der große Geiſt hat, wie Ihr, meine Freunde, Alle ſehr wohl wißt, mich ſeit langer Zeit begünſtigt durch Mittheilung ſeiner Gedanken und ſeines freien Willens; neulich hat es ihm gefallen, mir kund zu thun, was jedem von uns in Zukunft beſchieden iſt. Ihr, meine Freunde," fuhr er fort, ſich zu Schaw-gwaw-go-nuſk und den übrigen Indianern wendend, „ſeyd aufmerkſam geweſen, und habt die Befehle des großen Geiſtes geachtet und befolgt, ſo wie ich Euch gelehrt habe. Er geſtattet daher Allen das Menſchenalter; Ihr werdet es voll erleben und alt werden. Dieſe lange, gerade Linie, die hier am Boden gezogen, iſt ein Bild des Lebens, wie es Euch Allen zu Theil werden wird. Du aber, Schaw-ſchaw-wa-neba-ſe, Du haſt Dich vom richtigen Wege entfernt; Du haſt

den Rath, welchen ich Dir gab, nicht beachtet; dieſe kurze und krumme Linie ſtellt Dein Leben dar, Du wirſt nur ein halbes Menſchenalter erreichen. Dieſe andere Linie, welche eine Krümmung nach jener Seite hin zeigt, deutet das Schickſal an, deſſen ſich die junge Frau des Ba-po-waſch zu gewärtigen hat." Nachdem er ſo geſprochen, mußten wir näher treten und die Linien betrachten.

Ba-po-waſch hatte die beſten Stücken von einem fetten Bären geräuchert und gedörrt, um im nächſten Frühjahre davon ein Feſtgelag für ſeine Medicin zu halten. Wenige Tage vor der erwähnten Zuſammenkunft hatte Ais-kaw-ba-wis, während Ba-po-waſch auf der Jagd war, zu der Schwiegermutter dieſes Letzten geſagt: „Der große Geiſt hat mir zu wiſſen gethan, daß nicht alle Sachen ſo ſtehen, wie ſie ſtehen ſollten. Geh' darum hin, und ſieh zu, ob der Bär, den Dein Sohn aufgehängt hat, um damit ein Feſtmahl für ſeine Medicin zu halten, noch ganz und unverſehrt iſt." Sie that das, und fand, daß die Tatzen des Bären verſchwunden waren. Ais-kaw-ba-wis, der ſehr leckermäulig war, hatte ſie ſelbſt geſtohlen. Ba-po-waſch erfuhr jenes, und war ſehr bekümmert über das Unglück, welches ihm bevorſtände; und um es abzuwenden, gab er dem Propheten nicht nur Alles, was noch von jenem Bären übrig war, ſondern auch viel Mark, und noch manche andere Dinge, welche er eben für jenes Feſtmahl beſtimmt hatte.

Achtundzwanzigſtes Capitel.

Getreidebau. — Schlechte Aufführung eines Propheten. — Niederlaſſung der Schotten am rothen Fluſſe. — Die Dolmetſcher und die Handelsdiener von der Gränze. — Sitten der ſchottiſchen Anſiedler. — Die Europäer ſchleppen eine Krankheit ein. — Kriegszug gegen die Sioux. — Die zerbrochene Flinte. — Begrüßungsceremonien. — Alte Feindſchaften leben wieder auf. — Kinderſpiele und blutige Rauferei.

Nach jener Zuſammenkunft zogen wir nach der Inſel im Wälder-See, denn dort wollten wir Getreide ſäen, und nicht auf unſeren alten Aeckern an der Morte Rivière. Unterwegs blieben wir eine Weile liegen, um Zucker zu ernten, und machten uns dann auf den Weg, um die Handelsleute zu beſuchen; Ais-kaw-ba-wis blieb bei den Weibern zurück. Als wir vom Comptoir zurückkamen, gewahrten wir eine Frau, die haſtig lief, und von einem Manne verfolgt wurde. Dieſer Anblick aber regte lebhafte Beſorgniſſe in uns auf; denn wir glaubten anfangs, die Sioux wären da, und erwürgten unſere Weiber und Kinder. Als wir aber näher kamen, ſahen wir, daß der angebliche Prophet jener Mann war; er blieb nun zurück, verfolgte Kiſch-kau-ko's Weib nicht weiter, kam näher und ſetzte ſich zu uns, um Rum zu trinken; die Indianer gaben ihm auch ſehr reichlich davon.

Als wir im Lager angekommen waren, wurde die Frau befragt, und mußte erzählen, was vorgefallen ſey. Sie ſagte, Ais-kaw-ba-wis hätte oft Gelegenheit geſucht, mit ihr allein zu ſeyn, ſie wäre aber zu furchtſam geweſen, hätte darum Keinem etwas davon ſagen mögen, und ſich begnügt, immer vor ihm zu fliehen. Sie hatte auf der Stelle, wo der Zucker geerntet ward, ihren Keſſel ſtehen laſſen; und dieſe Stelle war eine Strecke weit von dem Orte entfernt, an welchem unſere Familien auf uns warteten. Bald nach dem Abzuge der Männer hatte Ais-kaw-ba-wis, der allein in einer kleinen Hütte wohnte, (denn er ſagte, er wäre zu heilig, als daß er mit Anderen

zuſammen wohnen könne), der Frau geſagt: „Der große Geiſt mißbilligt, daß Du Deinen Keſſel zurückgelaſſen und Dein Eigenthum eingebüßt haſt. Geh und hole den Keſſel, welcher unter den Ahornbäumen ſtehen blieb.“ Die Indianerin war gehorſam geweſen. Gleich darauf hatte er mit ſeinem Gewehre, unter dem Vorwande, er wolle auf die Jagd gehen, ſeine Hütte verlaſſen, einen andern Weg eingeſchlagen, war aber gleich, als ihn Niemand mehr ſah, den Spuren der Frau gefolgt. Sie ahnte wohl, was der Prophet beabſichtige, und war deßhalb auf der Hut; wir kamen aber gerade noch zur rechten Zeit. Doch erregte dieſer Vorfall bei den Indianern keinerlei Beſorgniß, und des Ais-kaw-ba-wis Einfluß verlor dadurch nicht im Geringſten. Ein großer Theil des Rums, welchen wir vom Comptoir mitgebracht hatten, wurde für ihn bei Seite geſtellt; als aber der angeſehenſte Mann unſerer Bande zu ihm ſchickte, und ſagen ließ, er möge kommen und ſeinen Antheil holen, gab er dem Boten zur Antwort: „Sag dem Häuptlinge, daß er in meine Hütte kommen muß, wenn er etwas mit mir zu thun hat.“ Wirklich wurde ihm auch der Rum gebracht, und dieſer äußerte denn auch bald ſeine Wirkung. Der Prophet wurde geſelliger und herablaſſend, und mitten in der Nacht trat er taumelnd und völlig nackt in die Hütte, in welcher ich mich befand. Dieſe Erſcheinung kam mir ſo drollig vor, daß ich lachte wie ein Wahnſinniger.

Wir zogen darauf an den Wälder-See, wo ich etwa einen Monat lang jagte; darauf ging ich wieder in das Land zurück, welches ich verlaſſen hatte, während die Indianer zu Me-nau-zhe-taw-naung blieben, um das Land urbar zu machen und Getreide zu ſäen. Ich ſpürte aber jetzt ſchon die Folgen der Erbitterung, welche der Prophet gegen mich hegte; denn er nahm die Indianer ſo ſehr gegen mich ein, und hetzte namentlich die Familie meiner Frau dermaßen auf, daß meine Lage zu Me-nau-zhe-taw-naung gar nicht mehr zu ertragen war, und ich deßhalb nach dem rothen Fluſſe zurückkehren mußte.

Das war um dieſelbe Zeit, als die Schotten [1]), deren

1) Balbi, Thl. II. S. 766. Die Niederlaſſung ward von Lord Selkirk gegründet, liegt am rothen Fluſſe, acht deutſche Meilen vom Winnipeg-See entfernt.

etwa Hundert und Einige ſeyn mochten, ſich am rothen Fluſſe, unter dem Schutze der Hudſonsbay-Compagnie, anſiedelten. Bei ihnen ſah ich, ſeit ich ins männliche Alter getreten war, zum erſten Male eine weiße Frau. Bald nach meiner Ankunft trat ich in den Dienſt der Compagnie, und Herr Hanie ſchickte mich mit dem Dolmetſcher Herrn Heß und mehren andern Männern auf die Biſonjagd. Dieſe Thiere hielten ſich damals eine gute Strecke von der Niederlaſſung entfernt auf, und die Schotten litten großen Mangel an Lebensmitteln. Ich war ſo glücklich, unweit von der Anſiedlung zwei Biſons zu tödten; ihr Fleiſch wurde nach dem Comptoir gebracht, und ich machte mich auf den Weg, um die Heerden zu verfolgen.

Bald vereinigte ich mich mit vier Handelsdienern und etwa zwanzig andern Männern. Dieſe Letzteren mußten die Biſons, welche ich erlegte, bis nach meiner Hütte ſchleppen, von wo das Fleiſch auf Wagen bis zur Anſiedlung gefahren wurde. Alle Weißen lebten in meiner Hütte: einer derſelben, Herr Macdonald, mißhandelte aber ohne Unterlaß mein Weib und meine Kinder; Herr Heß tadelte mehr als einmal ſein Betragen, und führte endlich, da Alles nicht fruchtete, Klage bei Herrn Hanie. Dieſer Letztere befahl ihm nun, mit einigen Indianern zuſammen zu ſtoßen, welche etwas entfernt von uns zwanzig Biſons geſchoſſen hatten, deren Fleiſch noch nicht fortransportirt worden war. Er blieb an jener Stelle zwei volle Monate, und that in dieſer ganzen Zeit weiter nichts, als die Wölfe fortjagen. Herr Mackenzie, einer der drei Handelsdiener, welche bei mir blieben, war ſo ganz verſchieden von Herrn Macdonald, daß, als nach viermonatlichem Aufenthalte bei uns die Mehrzahl der Weißen wieder nach der Anſiedlung zurück mußte, er Herrn Hanie um Erlaubniß bat, noch länger bei mir bleiben zu dürfen; denn er wollte ſich in der Oſchibbeway-Sprache vervollkommnen; erſt als die Zuckerernte vorüber war, trennte er ſich von mir.

Binnen vier Monaten — ſo lange jagte ich für die Hudſonsbay-Compagnie — wurden von mir etwa einhundert Stück Biſons erlegt, ein großer Theil davon aber in meiner Hütte verzehrt, ſo daß ich nur etwa vierzig fette Thiere an die Compagnie ablieferte. Herr Hanie zahlte mir im Frühjahre dreihundert

und zehn Dollars aus. Die ſchottiſchen Bauern, mit denen ich zuſammen lebte, waren die gröbſten und plumpſten Geſellen, die mir jemals vorgekommen ſind. Selbſt wenn wir Lebensmittel in Hülle und Fülle hatten, aßen ſie wie ausgehungerte Wölfe, und zankten ſich jedes Mal, wenn ſie Mahlzeit hielten. Sie bekamen deßhalb oft Schläge von den Handelsdienern, konnten aber trotz dem das Zanken und Streiten nicht laſſen.

Herr Hanie und der Gouverneur, welchen die Hudſonsbay-Compagnie geſchickt hatten, machten mir den Vorſchlag, ich ſollte mir ein Haus bauen, und ganz und gar in ihre Dienſte treten; ich zögerte aber mit meiner Zuſtimmung, denn ich hegte Zweifel an dem Gedeihen der Niederlaſſung. Einige Indianer, welche ich am Wälder-See verlaſſen hatte, waren hergekommen, um den Winter über bei mir zu bleiben; dieſe verließen mich jetzt, während ich noch eine Zeit lang am rothen Fluſſe blieb. Dort erhielt ich noch durch Wa-ge-to-te, der von Me-nau-zhe-taw-naung zurückkam, Nachricht von meinem Schwiegervater und meiner Schwiegermutter; denen waren inzwiſchen mehre Kinder geſtorben, und ſie ließen mir ſagen, ich möchte kommen, um ſie zu tröſten.

So ſprach Wa-ge-to-te in Gegenwart der Handelsleute und mehrer anderen Perſonen zu mir; als ich aber allein mit ihm war, ſagte er: „Glaube nicht, daß Dein Schwiegervater in wohlwollender und friedlicher Abſicht Dich erwartet. Als ſeine Kinder krank waren, wandte er ſich an Ais-kaw-ba-wis, damit der ſie heile; der Prophet aber ſagte, nachdem er ein Chees-ſuk-kon gemacht hatte, er habe Dich in ſeinen Kreis gerufen, und Du hätteſt eingeſtanden, daß die Kinder von Dir eine ſchädliche Medicin erhalten; obwohl Du damals am rothen Fluſſe warſt. Er hat auch Deinem Schwiegervater eingeredet, Du hätteſt Macht über Leben und Tod ſeiner Kinder, und ſo glaubt denn die Familie Deiner Frau, gleich den meiſten Indianern unſerer Bande, daß Deine Medicin Schuld an allem Unglücke ſey. Sey überzeugt, daß ſie Dich nur rufen laſſen, um Dich todt zu machen.“ — Ungeachtet dieſes guten Rathes machte ich mich dennoch ſogleich auf den Weg, denn ich wußte wohl, daß ſonſt die Indianer nur noch mehr in ihrem Vorurtheile beſtärkt werden würden.

Ich hatte am rothen Fluſſe von einem Schotten ein Hemd gekauft, und daſſelbe angezogen, als ich abreiſte. Wahrſcheinlich war dieſes Kleidungsſtück Urſache an einer böſen Hautkrankheit, die bald ſo heftig und ſchmerzhaft wurde, daß ich am Ufer des Be-gwi-o-nus-ko liegen bleiben mußte. Dort blieb ich einen ganzen Monat, und war während der ganzen Zeit kaum im Stande, mich zu bewegen. Gleich nachdem ich bei dieſem Fluſſe angelangt war, hatte ich meine Hütte ganz dicht ans Ufer verlegt. Da ich nicht gehen konnte, ſo ließ ich mich in mein Kanot legen, und fing Fiſche, damit meine Familie zu eſſen hatte. Mehrmals blieb ich drei oder vier Tage hintereinander in meinem Kanot liegen; Nachts ließ ich mich mit einer Matte zudecken. Meine Frau war freilich auch ſehr krank, aber doch nicht ſo arg als ich; denn ſie konnte doch wenigſtens immer gehen. Als ich mich etwas wohler fühlte, erprobte ich alle Mittel, deren ich nur habhaft werden konnte; am beſten wirkte Schießpulver, das ich etwas anfeuchtete, und in die wunden Stellen, welche ſehr groß waren, einrieb. Dieſe Krankheit war von den Schotten eingeſchleppt worden; ſie griff aber auch unter den Indianern weit um ſich, und viele ſtarben daran.

Als ich wieder hergeſtellt war, fuhr ich den Be-gwi-o-nus-ko aufwärts bis zu einem kleinen See, welcher denſelben Namen führt; am Ufer deſſelben jagte ich, und erlegte viel Wild. Während ich dort mich aufhielt, traten eines Tages vier junge Männer aus unſrem Dorfe Me-nau-zhe-taw-naung in meine Hütte ein; einen davon, der über und über ſchwarz bemalt war, erkannte ich als meinen Schwager. Aus Kummer darüber, daß die drei anderen Kinder geſtorben waren, hatte er ſich entſchloſſen, ſeinen Vater zu verlaſſen, irgend einer Bande Krieger ſich anzuſchließen, und auf eine ehrenvolle Weiſe den Tod zu ſuchen. Die drei Anderen waren entſchloſſen, ihn nicht allein ziehen zu laſſen, und begleiteten ihn deßhalb. Ich gab ihm mein Pferd, und machte mich auf den Weg, um am Wälder-See einige Tage bei meinem Schwiegervater zu verleben. Es war gerade die Jahreszeit, in welcher die wilden Gänſe ſich federn und nicht fliegen können. Wir tödteten alſo eine große Menge derſelben.

Nachdem ich vier Tage lang gejagt hatte, ſagte ich zu meinen Schwiegerältern: „Ich kann nicht hier bleiben, da mein

junger Bruder weinend ausgezogen iſt, und doch Niemanden hat, der ihn beſchützen könnte. Ich weiß, der Pfad, auf welchem er wandelt, iſt gefährlich; ich will zu ihm, denn er hat die Abſicht, ſich einer Kriegerbande anzuſchließen, um Gefahren aufzuſuchen; die zeigen ſich aber oft am meiſten da, wo man ſie am wenigſten vermuthet.“ Ich wußte, daß Wa-me-gon-a-biew im Stande war, über den Knaben herzufallen, und ihm ein Leid zu thun, vielleicht konnte er ihn gar tödten, unter dem Vorwande, er ſey weitläufig mit dem Manne verwandt, welcher den Taw-ga-we-ninne in Mackinack verwundet hatte. Als Scha-gwaw-koo-ſink meinen Entſchluß und die Gründe zu demſelben vernahm, wollte er mich begleiten. Bei unſerer Ankunft am rothen Fluſſe hörten wir, daß Wa-me-gon-a-biew jenes Pferd, welches ich dem Knaben geſchenkt, geſtohlen hatte; auch drohte er fortwährend, ihm ums Leben zu bringen. Da ging ich ſogleich zu ihm, wir kamen in Zank, und es wäre zum Handgemenge gekommen, wenn die alte Net-no-kwa nicht als Vermittlerin dazwiſchen getreten wäre.

Wir kamen überein, alleſammt uns mit den Kris und Aſſinneboins zu vereinigen, um gegen die Sioux zu ziehen, und ich rieth meinem jungen Schwager, ſich fortwährend vor Wa-me-gon-a-biew auf der Hut zu halten. Als wir den rothen Fluß verließen, waren unſerer etwa vierzig; bald jedoch wuchs dieſe Zahl immer mehr an, während wir durch Dörfer und Lagerplätze der Kris und Aſſinneboins zogen. Schon ehe wir den Turtle Mountain erreichten, hatten wir mehr als zweihundert Mann beiſammen. Während wir bei einem Dorfe der Kris lagerten, und Wa-ge-to-te mit den angeſehenſten Häuptlingen in demſelben bei einem Gaſtmahle war, fing Wa-me-gon-a-biew wieder mit meinem Schwager zu ſprechen an, und da ſeine Worte mir mißfielen, ſo ging ich fort und in der Nähe des Lagers umher.

Als meiner Berechnung zufolge die Häuptlinge wieder im Lager ſeyn mußten, kehrte ich auch dorthin zurück. Ich ſah es Allen, die mich umgaben, am Geſichte an, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen war. Sogleich ſuchte ich den jungen Menſchen auf, denn ſeinethalben war ich in Beſorgniß; ihm war aber nichts zu Leide geſchehen, und ſo ging ich nach meiner

Hütte zurück. Dort ſah ich denn, daß mein neues Gewehr in Stücken zerbrochen war; ein alter Mann hatte es in den Händen, und ſuchte nach Möglichkeit den Schaden wieder gut zu machen. Ich ahnte gleich, wer gerade jetzt, zu einer Zeit, da ich es ſo nöthig bedurfte, mein Gewehr untauglich gemacht hatte. In der erſten Wuth ergriff ich den Lauf, und lief auf Wa-me-gon-a-biew zu, um ihn zu Boden zu ſchlagen; aber Wa-ge-to-te legte ſich ins Mittel. Doch äußerten alle Häuptlinge laut und unverhohlen ihre Mißbilligung über dieſe ſchlechte und hämiſche That.

Indeſſen wollte ich, wenn auch mein Gewehr einmal verdorben war, doch nicht wieder umkehren, ſondern mich des Laufes ſtatt einer Keule oder Lanze bedienen; und ſo zog ich mit den Anderen weiter. Zwei Tage ſpäter langten wir, jetzt im Ganzen etwa vierhundert Mann, auf dem Gipfel des Turtle Mountain an; hier war der Sammelplatz für Alle, welche ſich uns anſchließen wollten, und jeder Berechnung nach mußte die Anzahl der Krieger, welche ſich dort bereits eingefunden haben konnten, ſchwächer ſeyn, als die unſeres Haufens. Wir waren daher nicht wenig erſtaunt, als wir tauſend Krieger der Aſſineboins, Kris und Dſchibbeways verſammelt fanden.

Wir machten in einer Entfernung von den Uebrigen Halt, und die Häuptlinge hielten Berathung, um die Begrüßungs-Feierlichkeiten zu beſtimmen. Es iſt Herkommen, daß die verſchiedenen Haufen, welche auf ein und demſelben Zuge begriffen oder mit einander verbündet ſind, bei ihrem Zuſammentreffen einige Schüſſe wechſeln, und dabei ſpringen, heulen und ſchreien, als wenn ſie eine wirkliche Schlacht lieferten. Dies Mal aber waren beide Banden ſo zahlreich, und die eine der andern dermaßen an Stärke überlegen, daß die Häuptlinge es zweckmäßig erachteten, von dem alten Brauche für dies Mal abzugehen. Matſch-a-to-ge-wub (mehre Adler, welche ruhen), der oberſte Häuptling, willigte ein, daß ſeine jungen Leute in ihren Hütten bleiben, nur zwanzig Krieger unſerer Bande das Lager begrüßen, und ſich ſtellen ſollten, als griffen ſie ein Dorf an.

Es wurde nun eine große Hütte errichtet, die von ihnen in Trümmer geſchoſſen werden ſollte. Ich gehörte zu den zwan-

zig Männern, welche für dieſe Feierlichkeit gewählt worden waren; denn ich hatte inzwiſchen einem Indianer, welcher ſich von uns trennte, ſein Gewehr abgekauft. Nur mit Aufwand der größten Kraftanſtrengung konnte ich es meinen Gefährten im Laufen, Springen, Abfeuern und Heulen gleich thun. Zwar hielten wir vier Mal inne, aber ich war doch vor Anſtrengung völlig erſchöpft, als wir endlich die Hütte des Häuptlings zerſtörten. Während dieſer Feierlichkeit wagte ſich ein Mann von unſerer Partei unkluger Weiſe, und ohne Erlaubniß ausgewirkt zu haben, in das Dorf; aber dort wurde ihm die Kleidung vom Leibe geriſſen und ſein Körper arg zugerichtet. Da das in aller Heiterkeit geſchehen, und eine ſolche Behandlung mehr ehrenvoll als gehäſſig war, ſo konnte er darüber keine Klage führen.

Schon in der erſten Nacht, welche dem Tage, an dem wir uns miteinander vereinigt hatten, folgte, wurden zwei Oſchibbeways getödtet; in der folgenden Nacht geſchah mit zwei den Aſſinneboins zugehörenden Pferden daſſelbe, und in der dritten Nacht wurden abermals drei todtgeſtochen. Wenn Leute aus ſo weit entfernten Gegenden und in ſo großer Menge zuſammenkommen, dann ſind natürlich immer Einige dabei, die im Herzen alten Groll nähren. Man darf keineswegs überraſcht davon ſeyn, daß der ſchwache Einfluß und die unſichere Gewalt, welche den Häuptlingen zuſtehen, Unruhen und Blutvergießen nicht abzuwenden vermag.

Damals waren Menſchen, die ganz verſchiedene Denkungsart und Sprache hatten, und zum Theil aus ungemein weit entfernten Gegenden herbeigezogen kamen, dort verſammelt; und von dieſen vierzehnhundert Kriegern wollte keiner einen höhern Willen anerkennen, als ſeinen eigenen. Ich muß freilich ſagen, daß ſie gewöhnlich einem Häuptlinge, unter deſſen Anführung ſie ſich auf den Weg gemacht haben, eine Art von Folgſamkeit und Unterwürfigkeit nicht verſagen; in den meiſten Fällen dauert dieſer Gehorſam aber nur ſo lange, als der Wille des Häuptlings mit den Wünſchen und Neigungen ſeiner Krieger übereinſtimmt. Bei unſerm Kriegerhaufen befanden ſich Männer, welche ein ganzes Jahr lang unterwegs geweſen waren;

einige hatten ſogar ihre Familien mitgebracht; in zweihundert Hütten befanden ſich Weiber.

Bald nach dieſem Zuſammentreffen unſerer verſchiedenen Banden am Turtle Mountain nahm mich ein Kris vom Fort der Prairie als Mitglied in ſeine Familie auf, brachte mein Gepäck fort, und lud mich ein, bei ihm in ſeiner Hütte zu wohnen; er nannte mich fortwährend Ne=je (mein Freund) und behandelte mich außerordentlich gütig. Auch viele andere Krieger, die, gleich mir, keine eigenen Hütten beſaßen, wurden in derſelben Art von Familien aufgenommen, welche dergleichen hatten.

Es waren kaum einige Tage verfloſſen, da geriethen die kleinen Kinder, anfangs in geringer Zahl, miteinander in eine Art von Kampf. Unglücklicher Weiſe befanden ſich auf der einen Seite bloß Knaben der Aſſinneboins und auf der andern die der Kris und Oſchibbeways. Allmälich nahmen erſt Jünglinge und endlich ſogar Krieger Partei, und ſo artete das Kinderſpiel zuletzt in blutigen Streit aus. Matſch=a=to=ge=wub warf ſich mitten zwiſchen die Kämpfenden, Wa=ge=to=te und die übrigen angeſehenſten Häuptlinge folgten ſeinem Beiſpiele; allein die jungen Krieger ſchienen kaum auf ſie zu achten. Ihre Hitze ſteigerte ſich zu förmlicher Wuth, und die Häuptlinge zogen ſich, vor Aerger und Furcht zitternd, zurück.

Plötzlich zeigte ſich mitten im Handgemenge eine unerwartete Erſcheinung. Es war ein Greis mit ſchneeweißen Haaren, und ſo krummgebeugt vom Alter, daß er nur mit Hülfe zweier Stäbe gehen konnte. Er glich mehr einem Hunde, als einem Menſchen, und ſeine Stimme war ſo ſchwach, daß man ſie in einiger Entfernung kaum vernehmen konnte. Als er aber erſchien, gaben plötzlich alle Aſſinneboins den Kampf auf, und das Gefecht war zu Ende. Unter den vielen Verwundeten ſtarben gleich zwei nachher; Manche waren aber ſo arg zugerichtet, daß ſie in ihre Heimath zurückgeſchickt werden mußten, und der Kampf würde noch weit blutiger ausgefallen ſeyn, wenn nicht die Meiſten, welche ſich in denſelben miſchten, ohne Waffen geweſen wären. Ich fragte mehrmals nach der Geſchichte jenes Greiſes, konnte aber deſſen ungeachtet nichts Genügendes über

ihn erfahren; ja es wurde mir nicht einmal geſagt, wie er hieß. Es gingen die übertriebenſten Gerüchte von ihm unter uns im Schwange.

Neunundzwanzigſtes Capitel.

Kriegszug. — Die brennende Prairie. — Rückkehr aus dem Felde. — Das getödtete Pferd. — Das Wiedervergeltungsrecht bei den Indianern. — Heftige Kälte. — Der verurtheilte Hund. — Gebete bei Nacht. — Ein Kind wird zweimal geraubt. — Repreſſalien. — Urbarmachung. — Schiffbruch. — Die blauen Beeren. — Attentat einer Schwiegermutter auf ihren Schwiegerſohn. — Kinder werden von ihrer Mutter verlaſſen. — Bau einer Hütte.

Am Abend nach dieſem Vorfalle gingen die Häuptlinge im Lager umher, und ſprachen mit den Kriegern. Das Weſentlichſte, was ſie ſagten, lautete, daß es, ſtatt hier untereinander Zank und Metzeleien anzufangen, viel beſſer ſey, wenn wir uns gleich am nächſten Morgen gegen die Sioux in Bewegung ſetzten. Alſo wurde das Lager aufgehoben, aber freilich ſchmolz nun auch unſere Anzahl wie im Nu auf die Hälfte zuſammen. Der Herbſt (Blätterfall) war bereits ſehr weit vorgerückt, und zwei Tagereiſen vom Turtle Mountain überfiel uns nebſt ſtrenger Kälte ein heftiges Ungewitter; es regnete und ſchneite furchtbar. Zwei Pferde gingen verloren, und viele Menſchen ſchwebten in Gefahr; indeſſen trugen die meiſten Oſchibbeways auf ihrem Rücken eine Puk-kwi von Baumrinde, und dieſe war ſo groß, daß ſie drei Menſchen decken konnte; ſie Alle beeilten ſich daher, den übrigen Kriegern zu Hülfe zu kommen, und ſo wurde beinahe die ganze Mannſchaft geſchützt.

Als dieſes furchtbare Wetter eben vorüber war, hörte ich, daß Ba-gis-kun-nung mich wegen des Pferdes, welches ich ihm genommen hatte, aufſuchte. „Sehr wohl," ſagte ich, „ſo viel ich weiß, hat er gegenwärtig noch zwei Pferde. Wenn er mich nur im Geringſten des Gaules wegen beläſtigt, ſo werde ich

ihm noch einen wegführen.“ Um Mittag etwa kam er an; aber Wa-ge-to-te, Ke-me-wun-nis-kung und mehre andere mir befreundete Männer, hielten ſich bereit, ihn zurückzuhalten, ſobald er es ſich einfallen ließe, eine Gewaltthätigkeit zu verüben. Er trat zu mir heran, als ich eben Fleiſch am Feuer zu braten im Begriffe war, ſtand zwei volle Stunden neben mir, und ſah mich, ohne daß ein Wort über ſeine Lippen gekommen wäre, mit finſterm Blicke an. Dann ging er wieder wie er gekommen war.

Am andern Tage riſſen zweihundert Aſſinneboins aus, und wurden von den Zurückbleibenden während ihres Abzuges verhöhnt; diese Beleidigungen ſchienen indeß ihren Entſchluß nicht im Geringſten wankend zu machen. Jeden Tag liefen kleinere Banden davon, und die Häuptlinge ſtellten, um dieſem Unfuge zu ſteuern, funfzig der entſchloſſenſten jungen Krieger als Hinterhut auf; durch dieſe Maaßregel ward aber auch nichts gebeſſert.

Als wir dem Dorfe, welches angegriffen werden ſollte, bis auf zwei Tagereiſen nahe gekommen waren, hatten wir nur noch etwa vierhundert Mann beiſammen; und am andern Morgen entſchloſſen ſich ſehr Wenige, dem Matſch-a-to-ge-wub zu folgen. Er brach um die gewöhnliche Stunde auf, und ſchritt allein voran; als er aber etwa eine Meile weit gegangen war, und ſah, daß Niemand ihm folgte, ſetzte er ſich auf der Prairie nieder. Von Zeit zu Zeit vereinigten ſich ein Paar Krieger mit ihm; aber auf Einen, der zu ihm ging, kamen Zwanzig, welche ausriſſen. Ich war mit meinem jungen Schwager allein im Lager geblieben, um zu ſehen, wie das Ganze ablaufen würde. Als es ſich nun ergab, daß von vierhundert Mann nur zwanzig ihrem Anführer folgen wollten, beſchloſſen wir, mit dieſen Letzteren gemeinſchaftliche Sache zu machen. Als wir kaum einige Schritte vorwärts gegangen waren, ſteckte einer von den Aſſinneboins, welche ſich auf dem Rückzuge befanden, die Prairie in Brand, und dieſer Umſtand bewog uns Alle, den Häuptling nebſt zwei Männern abgerechnet, zurückzuweichen. Der im Stiche gelaſſene Anführer drang bis zum Dorfe der Sioux vor, und durchſtreifte die Gegend in der Nähe deſſelben; als er aber endlich erſpähet ward, floh auch er davon, ohne Etwas gegen

den Feind unternommen zu haben. Die Sioux folgten unſeren Spuren, drangen ſo weit vor, daß wir ſie ſehen konnten, beunruhigten uns aber nicht; wir langten wohlbehalten wieder bei unſern Familien an. Solchen Ausgang hatte dieſer Kriegszug, zu welchem ſo groſe Vorkehrungen getroffen waren, und von dem man ſo wichtige Ergebniſſe hoffte. Auf dem Rückzuge nahm Ke-me-wun-nis-kung dem Aſſinneboin, welcher die Prairie in Brand geſteckt hatte, ſein Pferd weg, und ſchlug dieſen Mann, der keinen Widerſtand zu leiſten wagte.

Als wir zu Pembinah ankamen, überließen ſich die Krieger, wie ſie es gewöhnlich zu thun pflegen, wenn ſie von einem Zuge heim kommen, dem Trunke, und begingen Ausſchweifungen aller Art; ich nahm Theil daran, hielt mich indeſſen ziemlich gut. Ich war ein wenig angetrunken, da hörte ich, wie ein Indianer ſich luſtig darüber machte, daß Wa-me-gon-a-biew mir mein Gewehr zerbrochen hatte. Mein Meſſer hatte ich gerade einem Andern geborgt, allein vor dem Feuer ſteckte ein zugeſpitzter Stab, der als Bratſpieß gedient hatte; den ergriff ich und eilte dann nach Wa-me-gon-a-biew's Hütte; ſein Pferd ſtand vor der Thür; ich rannte demſelben meinen Bratſpieß in die Seite, und erzählte dabei mit lauter Stimme, was Wa-me-gon-a-biew geſagt hatte, als er mein Gewehr zerbrach. Das Pferd ſank auf der Stelle um, ſtarb indeſſen erſt am andern Tage.

Ich mußte mit fünf andern Kriegern nach dem Wälder-See zurückgehen. Sche-gwaw-koo-ſink, der angeſehenſte Mann unſerer kleinen Bande, wurde furchtſam und beſorgt, und floh bei Nacht in einem Kanot davon. Ich wollte weder ſo ſchnell als er, noch am frühen Morgen abreiſen, damit Wa-me-gon-a-biew nicht glauben ſollte, ich hätte Furcht vor ihm. Deßhalb ging ich ſo lange vor ſeiner Hütte auf und ab, bis er und Net-no-kwa mich geſehen hatten; ich gab in ihrer Gegenwart allen meinen Freunden einen Handſchlag, und ging darauf bei hellem Tage fort, um zu Sche-gwaw-koo-ſink zu ſtoßen, der mich in den Wäldern erwartete. Wa-me-gon-a-biew führte keine Klage über den Verluſt ſeines Pferdes; ja es iſt wahrſcheinlich, daß er ſehr damit zufrieden war, denn ein Indianer erwartet immer Böſes für Böſes. Das liegt einmal in den Sitten der

Wilden; und ein Mann, der nicht Rache nehmen kann, wird unter ihnen ſehr gering geachtet.

Am Muskeeg (Moraſt-) Tragplatze überraſchte uns Schnee und Froſt. Die Bäume brachen unter der Laſt des Reifes; aber das Waſſer in den Sümpfen war noch nicht ſo ſtark gefroren, daß es uns hätte tragen können, und doch konnten auch unſere Kanots noch nicht hindurch; ja wir vermochten, trotz aller Kraftanſtrengung, ſie nicht einmal fortzubewegen. Wir waren hungrig und ermüdet, und hatten uns eben niedergeſetzt, um zu berathſchlagen, was nun wohl zu beginnen ſey; da ſahen wir vom Wälder-See her Indianerinnen kommen, die ihre leichten Kanots über Waſſer, Eis und Schnee wegzogen; die Näſſe reichte ihnen bis an die Knie; es waren meine Schwiegermutter, mein Weib und jene des Scha-gwaw-koo-ſink und Ba-po-waſch's.

Die drei andern Männer ſetzten ihre Reiſe nach dem See fort, an welchem ihre Familien zurückgeblieben waren. Unſere Weiber lachten ſehr auf unſere Koſten, und ſagten, ſie hätten uns eher für alte Weiber, wie für Männer, die von einem Kriegszuge zurückkehren, gehalten, als ſie uns vor Froſt zitternd in den Kanots hätten ſitzen ſehen; wir wären nicht einmal im Stande geweſen, dieſelben aus der Stelle zu ſchaffen, und lediglich deßhalb, weil wir uns vor etwas Schnee und Eis gefürchtet. Sie brachten uns Getreide, Störe und andere Lebensmittel, und wir kehrten mit ihnen nach unſerm letzten Lagerplatze zurück. Nachdem dort einige Tage Raſt gehalten war, gingen wir nach dem rothen Fluſſe, um dort den Winter zuzubringen.

Damals lag kein Schnee auf der Erde, aber das Wetter war ſehr kalt, und der Boden ſo tief eingefroren, daß gar kein Stück Wild zu ſchießen war. Ich ging tagtäglich auf die Jagd, aber immer vergebens; und wir waren zuletzt furchtbar ausgehungert. Endlich traf ich ein Mooſethier. Ich kam ihm bis auf Schußweite nahe; da ſprang mein beſter Hund, den ich vorſätzlich in der Hütte zurückgelaſſen hatte, auf mich zu und verſcheuchte das Thier. Ich kehrte zu den Meinigen zurück, lockte den Hund an die Thür, und ſagte ihm, es ſey ſeine Schuld, daß die Kinder nichts zu eſſen hätten; darauf tödtete ich ihn und er wurde verzehrt.

Da auch andere Familien dieſelbe Noth litten, ſo baten mich die Indianer, eine Jagdmedicin zu machen. Ich ſagte alſo zu Me-zhick-ko-naum, er ſolle hingehen, und meine Trommel holen; wies auch, ehe ich das Werk anfing, alle Mitglieder meiner Familie an, ſolche Stellungen einzunehmen, in welchen ſie die halbe Nacht hindurch aushalten könnten; denn ehe ich fertig war, durften ſie keinerlei Bewegung machen. Ich habe ſtets das Bewußtſeyn und die Ueberzeugung gehabt, daß ich von einem höhern, unſichtbaren Weſen völlig und durchaus abhängig war; nie aber fühlte ich das ſtärker, als in Tagen der Noth und Gefahr. Ich begann alſo mit Inbrunſt zu beten, denn ich war ſicher, daß meine Bitten an ein Weſen gelangten, welches mich gern erhörte; ich bat es, ſeine Augen mitleidig auf die Leiden meiner Familie herabzulenken und Erbarmen mit ihr zu haben. Am andern Morgen tödtete ich ein Mooſethier, und bald nachher waren wir, da der Schnee in dichten Flocken fiel, von aller Furcht vor Hungersnoth erlöſt.

Aber Ueberfluß herrſchte deßhalb noch nicht in unſeren Hütten. Einſt kam ich, im Jagen begriffen, einem Bären auf die Spur; meine Hunde verfolgten ihn drei Tage lang, und ich ſchritt unabläſſig hinter ihnen her; ſie hatten ihn aber noch nicht eingeholt. Meine Mokaſſins und Beinſchienen waren durchaus zerriſſen, und ich ſah mich dem Hungertodte nahe. Da mußte ich umkehren, und brachte nur acht Faſanen nach der Hütte. Damals trennten ſich Me-zhick-ko-naum, Ba-po-waſch und die übrigen Indianer von mir; ſo daß ich allein in jenem Bezirke blieb, und genug Wild antraf, um meine Familie ernähren zu können. Im Anfange des Frühlings ſtießen meine Freunde wieder zu mir, und wir kehrten mit einander in unſer Dorf am Wälder-See zurück.

Zu Me-nau-zhe-tan-nung harrten meiner ſchwere Unglücksfälle. Ich habe früher vergeſſen, ein nicht unwichtiges Ereigniß mitzutheilen, das aber in weit frühere Zeit fällt, als in die, von welcher ich jetzt rede; es geſchah nämlich bald nach dem Tode meines Freundes Pe-ſchau-ba. Ich befand mich damals bei unſeren Getreidefeldern an der Morte Rivière, als ein Dſchibbeway vom rothen See, während ich abweſend war, in meine

Hütte trat, und einen meiner Söhne, einen Knaben von etwa ſechs Jahren, entführte. Der Mann hieß Gi-ah-ge-wa-go-mo.

Als ich zurückkomme, ſagt mir meine Frau, was vorgefallen iſt. Ich laufe ſogleich nach, und finde ihn etwa eine Tagereiſe weit entfernt. Ohne um ſeine Einwilligung zu fragen, nahm ich eins ſeiner Pferde, um meinen Sohn zurückzubringen, rieth ihm auch, künftig dergleichen bleiben zu laſſen, ſonſt würde es ihm übel ergehen.

Als vier Monate ſpäter Schnee die Erde deckte, und ich eines Tages von der Jagd heim kam, ſagte mir meine Frau, Gi-ah-ge-wa-go-mo ſey wieder da geweſen, und habe den Jungen zum zweiten Male mitgenommen. Da wurde ich ſehr böſe, und beſtieg, nachdem ich von den Leuten in meiner Hütte erfahren hatte, was für ein Pferd er ritt, meinen beſten Gaul und eilte ihm nach. Das Lager der Oſchibbeways war aufgehoben worden; ich folgte indeſſen ihrer Spur und erreichte ſie bald. Da ſah ich, daß der Räuber meines Sohnes und Na-na-buſch eine Strecke weit hinter den Andern zurück waren, und ſich in einem Gebüſche verſteckt hielten, um zu ſehen, was ich thun würde. Ehe ich in der Schußweite war, rief ich ſie mit lauter Stimme an, um ihnen anzudeuten, daß ſie von mir geſehen würden. Ich lud mein Gewehr, hielt mich jeden Augenblick ſchußfertig und ging an ihnen vorüber. Mein Knabe befand ſich mitten unter der Bande; ohne vom Pferde zu ſteigen, hob ich ihn von der Erde empor, und ſetzte ihn vor mir hin; darauf wandte ich um, und ritt gerade auf die beiden Indianer zu. Sie waren aus dem Gehölze herausgetreten, und wollten mir den Weg verlegen, Gi-ah-ge-wa-go-mo hielt ſein beſtes Pferd am Halfter, und machte Miene, mich nicht durchzulaſſen. Da ſtieg ich vom Pferde, auf welchem mein Knabe ſitzen blieb, behielt aber den Zügel in der Hand, und brachte nun dem Roſſe meines Gegners zwei Stiche mit einem Meſſer bei, welches ich ausdrücklich zu dieſem Behufe bei mir führte. Er ſchlug auf mich an, und wollte abdrücken, als ich auf ihn losſtürzte, und ihm ſein Gewehr aus den Händen riß. Da drohte er, mein Pferd ſollte auch ſchon ſtürzen, ſobald er einer Waffe habhaft geworden ſey. Ich reichte ihm ſein Gewehr und ſagte, er möchte nun mein Pferd todtſchießen; das wagte er aber nicht.

„Du haſt, wie es ſcheint, vergeſſen, was ich Dir vor einigen Monaten, als Du meinen Jungen zum erſten Male raubteſt, geſagt habe; ich aber vergaß es nicht, wie Du wohl ſiehſt. Ich habe große Luſt Dich zu tödten; Du biſt aber ſo erſchrocken, daß ich Dich am Leben laſſen will, um zu ſehen, ob Du mir mein Kind wohl noch einmal wegnimmſt." Mit dieſen Worten ging ich weg; meine Freunde wollten kaum glauben, daß ich ſein Pferd todt geſtochen hätte; ſie tadelten mich aber keineswegs. Gi-ah-ge-wa-go-mo ſelbſt fand es wohl ganz in der Ordnung, wenigſtens habe ich nie gehört, daß er ſich darüber beſchwert hätte; er beläſtigte mich auch ſeit jenem Tage nie wieder. —

Gleich nach meiner Ankunft zu Me-nau-zhe-tau-nung machte ich ein Stück Land urbar; allein die Indianer, wahrſcheinlich durch des Ais-kaw-ba-wis Ränke dazu aufgereizt, zeigten ſo viel Uebelwollen gegen mich, daß ich mich entſchloß, von ihnen fortzuziehen. Als ich bereit war, abzureiſen, trat ein unglücklicher Zufall hindernd dazwiſchen. Ich war auf einen hohen Baum geſtiegen, um die Zweige abzuhauen, und wollte, nachdem ich ſchon faſt alle herunter geworfen hatte, noch höher klettern, und den Gipfel abkappen. Aber einige der höchſten Zweige berührten den Gipfel eines andern Baumes, und der Gegenſtoß ſchleuderte den Gipfel, welchen ich abgehauen hatte, gegen meine Bruſt. Ich ſtürzte aus einer beträchtlichen Höhe hinunter, und lag lange Zeit ohnmächtig da. Als mein Bewußtſein wieder kam, konnte ich mich kaum hörbar machen, und nur mit Mühe den Indianern andeuten, daß ich Waſſer zu haben wünſchte. Drei Mal fiel ich auf dem Wege nach meiner Hütte in Ohnmacht; es waren mir mehre Rippen zerbrochen, und viele Tage vergingen, ehe ich wieder ordentlich gehen konnte. Der Doctor Mac Laughlin, Handelsmann am Regen-See, hörte von dieſem Unfalle, und ſchickte Herrn Tace, der mich nach ſeinem Hauſe am Weißfiſch-See bringen ſollte. Lange Zeit warf ich Blut aus, und ſobald ich mich bewegte, war es mir, als wenn mir im Körper eine flüſſige Wärme auf- und abſtiege. Von Herrn Tace und den übrigen Gentlemen der Nordweſt-Compagnie wurde ich am Regen-See ſehr gut behandelt. Gegen Ende des nächſten Winters fühlte ich mich wohler; als aber

im Frühlinge warmes Wetter kam, wurde ich wieder krank und konnte nicht gehen.

Als wir im Frühjahre die langen Stromſchnellen des Regen-See-Fluſſes hinan fuhren, ſchlugen unſere Kanots um, und ich mußte, meine Kinder auf dem Rücken, ans Land ſchwimmen. Das Kanot des Herrn Tace ſchlug gleichfalls um, es wurden aber alle Menſchen gerettet. Wenige Tage nach dieſem Vorfalle gelangten wir zum Comptoir des Doctor Mac Laughlin, und dieſer Gentleman räumte mir in ſeinem Hauſe ein Zimmer ein, in welchem mich meine Kinder pflegen konnten. Ich erhielt alles, deſſen ich bedurfte, und der Doctor wollte mich ein ganzes Jahr lang bei ſich behalten; mich drückte aber die traurige Einſamkeit, und ich beſchloß, an den Wälder-See zurückzugehen, wo mein Weib ſich aufhielt; denn ich hoffte, daß des Ais-kaw-ba-wis Aufhetzereien gegen mich nun endlich vergeſſen ſeyn würden. Allein ich wurde keineswegs ſo aufgenommen, wie ich wünſchte; indeſſen blieb ich doch im Dorfe, bis zum Ausſäen des Getreides. Wir zogen darauf fort, um blaue Beeren einzuſammeln, welche in jener Gegend ſehr häufig ſind. Darauf wurde wilder Reis, nachher Getreide eingeerntet, und ſo verging der Sommer.

Einige Zeit nach dem Blätterfalle wurde ich wieder krank; ich hatte mich von den Folgen meines Rippenbruches immer noch nicht recht wieder erholt. Damals richtete auch eine Seuche große Verheerungen unter den Indianern an. Eines Tages — ich war weder im Stande zu gehen, noch mich aufrecht zu erhalten — lag ich in meiner Hütte, während die Weiber auf dem Felde arbeiteten; da trat plötzlich meine Schwiegermutter, eine Hacke in der Hand haltend, herein, und fing an, damit auf meinen Kopf loszuſchlagen. Ich konnte ihr keinen Widerſtand leiſten, machte auch nicht einmal den Verſuch dazu, und dachte an den Tod, weil ich glaubte, mein letzter Augenblick ſey da. Plötzlich hielt ſie, warum, blieb mir ein Geheimniß, inne. Da ich meinen Kopf in die Decke gehüllt hatte, ſo waren meine Wunden nicht ſo gefährlich, wie ich dachte.

Späterhin kam mir Folgendes zu Ohren: Meine Schwiegermutter hatte auf dem Felde gearbeitet, an ihre Kinder gedacht, und plötzlich laut aufgeſchrien. Da der Mann, welcher,

wie ſie meinte, am Tode der Kleinen ſchuld war, ſich jetzt in ihrer Gewalt befand, ſo war ſie herbeigelaufen, um mich todt zu ſchlagen. Sie baute auf die Worte des Ais-kaw-ba-wis ſo ſtark, daß ſie feſt glaubte, ich ſey Mörder ihrer Kinder. Ich wußte, wie ſehr ſie gegen mich eingenommen war, und verargte ihr daher das, was ſie mir that, nicht ſo ſehr, als im Gegentheile wohl der Fall geweſen wäre. Ihr hartes und böswilliges Betragen zeigte ſich tagtäglich mehr, und mein Weib folgte ganz dem Beiſpiele der Mutter. Zum Theil rührte ihr ſchlechtes Benehmen auch wohl mit daher, daß ich während meiner Krankheit nicht im Stande war, ſie ſo reichlich mit Lebensmitteln zu verſehen, wie ich früher gethan hatte. Indeſſen kam doch allmälich, trotz der großen Leiden, welche ich erdulden mußte, meine Geſundheit wieder, auch die Kräfte ſtellten ſich wieder ein, und bald nachher konnte ich mich mehren Indianern anſchließen, welche zu einem Handelsmanne gingen.

Ich beſtieg mit meinen Kindern ein kleines Kanot; mein Weib folgte nebſt der Schwiegermutter in einem größern, das mit Gepäck und Vorräthen belaſtet war. Am erſten Tage ließ ich die Weiber zurück, und beeilte mich mit den andern Indianern, den verabredeten Lagerplatz zu erreichen. Ich nahm einige Pfähle, ſpitzte ſie zu, und rammte ſie in die Erde; die Weiber, welche die Hütte fertig machen ſollten, blieben aber aus, und ſo hatte ich weder Decken noch Lebensmittel. Am andern Morgen ſchämte ich mich, den Indianern zu geſtehen, daß es mir an Speiſe fehlte, und ich ließ meine hungernden Kinder ſchreien. Dieſelbe Eigenliebe veranlaßte mich auch, bei meinen Gefährten zu lagern.

Ich begriff nun wohl, daß es die Abſicht meiner Frau geweſen war, mich zu verlaſſen, und durfte demnach nicht erwarten, daß ſie jetzt gleich wieder zu mir kommen würde. Alſo reiſte ich ab, hielt jenſeits der Stelle an, auf welcher die Uebrigen ihr Lager aufſchlagen wollten, und ſchoß einen fetten Schwan, womit ich den Hunger meiner Kinder ſtillte. Das Wetter wurde bald ſehr kalt, und ich hatte einen weiten Weg zu machen; vor allem aber beſorgte ich, von den Indianern eingeholt zu werden. Meine Kinder mußten auf dem Boden des Kanots ſchlafen, und ich deckte ſie ſo gut es ging mit einer Biſonhaut zu.

Der Wind fing an immer heftiger zu wehen, und die Wellen ſchlugen in mein kleines Fahrzeug hinein, die Kinder wurden naß und hatten viel zu leiden. Auch mich erſtarrte die Kälte dermaßen, daß ich kaum im Stande war, mein Kanot zu lenken, und ich ließ es, unweit von der Stelle, wo ich landen wollte, auf eine Klippe laufen. Zum Glücke war hier das Waſſer nicht tief; ich ſchlug das noch nicht dicke Eis durch und trug meine Kinder ans Ufer. Aber nun wäre ich beinahe mit ihnen erfroren. Mein faules Holz war durchnäßt; wie ſollten wir uns trocknen? Ich ſchüttete mein Pulverhorn aus, und fand noch einige Körner, die trocken geblieben waren. Wir waren gerettet. Am andern Morgen bekam Herr Sayre, deſſen Comptoir nicht weit entfernt lag, Nachricht durch die Indianer, daß wir uns verirrt hätten, und ſchickte mehre Männer ab, um mich aufſuchen zu laſſen. Dieſe führten mich zu ihm; ich nahm einen Credit für meine ganze Familie; denn ich wußte ja nicht, ob ich ſo bald wieder mit meiner Frau zuſammentreffen würde.

Der Häuptling dieſer Gegend rieth mir, ich ſollte doch nicht den ganzen Winter über in dieſer Einöde bleiben; aber er hatte mir Erlaubniß gegeben, in einem kleinen, ausgewählten Bezirke zu jagen, und verſprochen, Keiner ſolle dahin kommen dürfen, wo ich Zeichen machen und Zweige umknicken würde. Er meinte, es ſey beſſer, wenn ich bei den Indianern bliebe, oder eine zweite Frau nähme. Freilich waren meine Kinder ſo klein, daß ſie mir noch nicht an die Hand gehen konnten, meine Geſundheit war auch nicht die ſtärkſte, und ſo war es denn allerdings, wie der Häuptling richtig bemerkte, ſehr unklug, den Winter über ganz allein zu bleiben. Aber ich hörte nicht auf ſeinen Rath, wollte weder bei den Indianern leben, noch ein zweites Weib nehmen; ich bahnte alſo einen Fußpfad in meinem Winterbezirke, ſchleppte Alles zuſammen, was ich beſaß, nahm meine Kinder mit und machte mich auf den Weg. Meine Tochter Martha war damals erſt drei Jahre alt, und die übrigen waren auch noch klein. Nach drei Tagen erreichte ich meinen Bezirk, gerieth aber bald in große Noth, aus der mich erſt eine Jagdmedicin erlöſte.

Ich hatte keine Matten oder Puk-kwi zu einer Hütte; alſo mußte ich eine ſolche aus Baumzweigen und hochgewachſenem

Kraute bauen. Ich bereitete Mooſethierhäute zu, verfertigte auch für mich und meine Kinder Schneeſchuhe, Beinſchienen und Mokaſſins; fällte Holz, bereitete das Mahl; aber alle dieſe Arbeiten hielten mich mehrmals ab, auf die Jagd zu gehen, und ſo litten wir zuweilen Mangel. Des Nachts arbeitete ich an meiner Hütte, bei Tagesanbruch holte ich Holz, oder beſorgte etwas anderes draußen; beſſerte auch manchmal meine und meiner Kinder Schneeſchuhe aus. Den ganzen Winter über kam ich Nachts nur ſelten zur Ruhe.

Dieſes Leben führte ich bis zum Frühling; dann beſuchte mich ein junger Menſch, Namens Se-bis-kuk-gu-un-na (ſtarke Schenkel, ein Sohn des Waw-zhe-kwaw-maiſch-koon, welcher kurze Zeit vorher geſtorben war. Er befand ſich, gleich ſeinen übrigen Gefährten, die in einer geringen Entfernung von mir lagerten, in einem ſehr elenden Zuſtande. Meine Hunde waren ſo gut abgerichtet, daß ſie die Hälfte eines Mooſethiers fortziehen konnten; ich vertraute ſie ihm an, gab ihm eine ſtarke Ladung Fleiſch, und ſagte, er möchte mit ſeinen Freunden nur zu mir kommen. Drei Tage nachher langten ſie an; ihr Hunger war durch das Fleiſch, welches ich ihnen geſchickt hatte, geſtillt, aber ſie ſahen Alle recht erbärmlich aus, und wären gewiß alleſammt verhungert, wenn ſie mich nicht gefunden hätten.

Dreißigſtes Capitel.

Zähes Leben einer Otter. — Der Iltis und der weiße Kranich. — Feindſchaft zwiſchen den beiden Pelzhandel-Compagnien. — Hinterliſt und Mord. — Lord Selkirk. — Das Fort William wird genommen. — Tanner faßt den Vorſatz, ins civiliſirte Leben zurückzutreten. — Zieht mit den Weißen ins Feld. — Weiße Gefangene. — Die Meſtizen.

Der Frühling nahte und wir gingen an den Wälder-See zurück; als wir an ſein Ufer gelangten, fanden wir ihn noch

mit Eis bedeckt. Wir ſtanden am Strande, da ſah ich in der Ferne eine Otter über das Eis gehen. Die Indianer hatten mir oft geſagt, daß ſelbſt der ſtärkſte Mann keine Otter tödten könnte, wenn er dabei nicht eine Waffe zu Hülfe nähme. Pe-ſchau-ba und Andere, die eben ſo rüſtige Jäger als ſtarke Männer waren, hatten mich verſichert, das ſey ganz wahr; ich zweifelte aber noch, und wollte jetzt die Sache ſelbſt verſuchen. Ich fing die Otter, und mühte mich länger als eine Stunde ab, ſchlug und trat ſie, ſprang ihr auf den Leib, aber Alles war vergeblich. Dann wollte ich das Thier mit meinen Händen erwürgen; es zog aber den Hals ein, ſchöpfte durch meine Finger hindurch etwas Athem, und ich mußte endlich zugeſtehen, daß man es ohne irgend eine Waffe nicht todt machen könne.

Es giebt noch mehre andere, ſcheinbar ſehr ſchwache Thiere, welche ein eben ſo zähes Leben haben. Einſt wollte ich, auf einem Kriegszuge begriffen, aus Großprahlerei einen Iltis mit den bloßen Händen umbringen; es hätte dieſes aber ſehr ſchlecht für mich ablaufen können. Denn eine Flüſſigkeit, die er mir ins Geſicht ſprützte, verurſachte eine höchſt ſchmerzhafte Entzündung, und die Haut löſte ſich ab. Auch der weiße Kranich iſt ein gefährliches Thier, wenn man ihm zu nah'r kommt, und theilt manchmal mit ſeinem ſpitzigen Schnabel tödtliche Wunden aus.

Nachdem ich jene Otter auf die Seite geſchafft hatte, verfolgte ich einen Bären. Damals hatte ich drei Hunde, alle von guter Raçe; Herr Tace hatte ſie mir geſchenkt, und der eine war noch ſehr jung. Dieſen ließ ich in meiner Hütte zurück; er hatte ſich aber losgemacht, kam mir nach, biß die übrigen zurück, und rannte gerade auf den Bären los. Das ergrimmte Thier packte ihn mit den Zähnen und ſchleppte ihn eine Meile weit fort. Da konnte ich an daſſelbe kommen und erlegte es.

Der Wälder-See verliert ſeine Eisdecke immer erſt ſpät im Frühlinge. Als ich mit dem Sohne Waw-zhe-kwaw-maiſch-koon's im Dorfe ankam, litten die Indianer bereits einige Zeit großen Mangel an Lebensmitteln. Ich hatte welche in meinem Kanot, beeilte mich aber nicht ſehr, ſie zu vertheilen. Am Tage nach meiner Rückkehr kam auch meine Frau mit ihrer

Mutter an; ſie lachte, als ſie mich ſah, und wollte wieder, wie vormals, bei mir leben. Sche-kwaw-koo-ſink und Ais-kaw-ba-wis waren auch beide da, und immer noch ſehr gegen mich eingenommen; ich nahm mir jedoch vor, auf ihre böswilligen Ränke nicht im Mindeſten Rückſicht zu nehmen.

Während wir mit Feldarbeiten beſchäftigt waren, ſchickten die Handelsleute der Nordweſt-Compagnie Boten an alle Indianer, ließen Geſchenke an ſie austheilen, und luden Jedermann ein, einen Angriff gegen die Niederlaſſung der Hudſonsbay-Geſellſchaft an [illegible] uſſe mitzumachen. Dieſe Streitigkeiten unter Menſchen von einer und derſelben Farbe ſchienen mir unnatürlich, und ich mochte keinen Theil daran nehmen, obwohl ich lange Zeit mit der Nordweſt-Compagnie Geſchäfte gehabt hatte, und mich gewiſſermaßen als zu derſelben gehörend betrachtete. Viele Indianer leiſteten dieſer Aufforderung Folge, und es wurden viele Mordthaten und Grauſamkeiten begangen. Auf Seite der Nordweſt-Compagnie ſtanden viele Meſtizen, unter denen ſich ein Banden-Häuptling, Namens Grant, auszeichnete; mehre zur Hudſonsbay-Compagnie gehörende Männer wurden im offenen Kampfe getödtet, und Andere, nachdem ſie Gefangene geworden waren, ums Leben gebracht.

Ein Herr Macdonald oder Macdolland [1]), den man Gouverneur der Hudſonsbay-Geſellſchaft nannte, fiel in einen Hinterhalt, den ihm ein Diener der Nordweſt-Compagnie, Herſchel oder Harſhield gelegt hatte. Dieſer Mann warf ſeinen Gefangenen in ein Kanot, in welchem ſich auch einige Franzoſen und ein Halbblütiger befanden. Dieſen befahl er, ſie ſollten den Mann umbringen und darauf ins Waſſer werfen. Der Meſtize, er hieß Maveen, wollte das auch thun, allein die Franzoſen litten es nicht, und ſo wurde er auf einer kleinen Felſeninſel ausgeſetzt, ohne Hoffnung von dort entfliehen oder ſein Leben

1) Wahrſcheinlich bezieht ſich dieſe Erzählung auf die Ermordung eines gewiſſen Keveny; Karl von Reinhard und Archibald Mac-Lellan wurden deßhalb 1818 in Quebec vor Gericht geſtellt, und der Erſtere zum Tode verurtheilt; er war am ſchwerſten gravirt; außerdem auch ein gewiſſer Mainville und der Indianer Joſe oder Joſeph, der Sohn des weißen Rebhuhns. Tanner hat wahrſcheinlich die Namen verſtümmelt.

Anm. d. amerikan. Herausgebers.

friſten zu können. Indeſſen trafen ihn dort zufällig einige Mus-kegoes an, und gaben ihm die Freiheit wieder. Als Herr Harſhield dieſes vernahm, ſchlug er die Franzoſen, und ſchimpfte ſie aus, weil ſie den Gouverneur, der doch in ihrer Gewalt geweſen ſey, nicht getödtet hätten; auch wurden ſogleich Männer ausgeſandt, die ihn verfolgen und wo möglich wieder gefangen nehmen ſollten. Dieſe wurden in der That ſeiner habhaft, und lieferten ihn an den Meſtizen und einen alten Soldaten aus, der ſeiner Grauſamkeit wegen bekannt war. Dieſe beiden Menſchen ermordeten Jenen auf eine ſo ſchauderhafte, ekelerregende Weiſe, daß ich es hier nicht erzählen kann, und legten dann dem Herrn Harſhield Rechenſchaft ab, von dem, was geſchehen war.

Als die Niederlaſſung am rothen Fluſſe niedergebrannt worden, und die Hudſonsbay-Geſellſchaft aus jener Gegend vertrieben worden war, beſetzten die Indianer und Meſtizen der Nordweſt-Compagnie eine Stelle am Ausfluſſe des Winnipeg-See's, Sah-gi-uk genannt, um von dort aus jeglichen Agenten der Hudſonsbay-Geſellſchaft, der auf dieſem Wege ins Land zu kommen den Verſuch machen wollte, zurückzutreiben. Mein Schwager Ba-po-waſch ward es endlich müde, dort länger zu darben, und kam in unſer Dorf zurück, in welchem ich allein zurückgeblieben war. Ich wollte, wie ſchon geſagt, keinerlei Antheil an dieſem Streite nehmen. Unterwegs begegnete er einem Herrn Macdolland von der Hudſonsbay-Compagnie, der mit Herrn Bruce, ſeinem Dolmetſcher, ins innere Land wollte. Dieſer Letztere war von der Lage der Dinge beſſer unterrichtet, und äußerte große Beſorgniſſe, welche indeſſen ſein Gefährte für übertrieben hielt. Herr Bruce, welcher den Ba-po-waſch kannte, ſtellte ſich, als gehöre er zur Nordweſt-Compagnie, und ließ ſich von ihm über Alles unterrichten, was vorgegangen war. Als Herr Macdolland ſich nun ſelbſt von Allem überzeugte, willigte er ein, umzukehren, und das hat ihm wahrſcheinlich ſein Leben gerettet.

Nun beſuchte mich Herr Macdolland zu Me-nau-zhe-taunung, und hörte von mir, daß Alles gegründet ſey, was Ba-po-waſch erzählt habe. Da eilte er möglichſt ſchnell nach dem Waſſerfall Sainte Marie, wo er Lord Selkirk traf, der eben

die Angelegenheiten der beiden auf einander eiferſüchtigen Compagnien regulirt hatte. [1])

Ich führte in jenem Sommer, wie gewöhnlich, ein ſehr ruhiges Leben; abwechſelnd jagte ich, oder verrichtete Feldarbeiten, erntete wilden Reis ein und fiſchte. Als ich aus den Reisgründen zurückkam, machte ich auf einer kleinen Inſel Halt, und ruderte gegen den Regen-See hinauf, um einen Bären zu erlegen, deſſen Höhle mir bekannt war. Ich ſchoß ihn nieder, kam ſpät in der Nacht zurück, und ſtreckte mich in meiner Hütte auf das Lager, um einzuſchlafen. Da hörte ich eine Stimme an meiner Thür, und erkannte bald, daß es jene des Herrn Harſhield war. Mir wurde ſogleich klar, daß er Jemand verfolgte. Er hatte aus der Ferne ein Licht ſchimmern ſehen, und geglaubt, es ſcheine im Lager des Lord Selkirk. Mit aller Behutſamkeit, die ſonſt nur indianiſchen Kriegern eigen iſt, mußte er ſich meiner Hütte nahe geſchlichen haben, ſonſt würde er von mir bemerkt worden ſeyn.

Er ſagte mir nicht gleich auf der Stelle, daß er die Abſicht hege, den Lord Selkirk zu tödten; ich kannte aber ihn und ſeine Genoſſen zu gut, als daß ich Mühe gehabt hätte, ihren Plan zu durchſchauen; begriff auch ſogleich, weßhalb er mich überreden wollte, mit ihm an den Regen-See zu gehen. Da er endlich fand, daß ſeine Andeutungen und halbvertraulichen Eröffnungen ihren Zweck völlig verfehlten, ſagte er es endlich ganz offen heraus, daß es ſein Wille wäre, Lord Selkirk niederzuſchießen, einerlei, wo er denſelben antreffen würde; dann ließ er ſeine Kanots kommen und zeigte ſie mir; in jedem ſaßen zehn kräftige, zu Allem entſchloſſene, wohlbewaffnete Männer. Zuletzt verſuchte er noch einmal ſeine Ueberredungskunſt an mir, aber auch dies Mal vergeblich.

Nachdem er mich verlaſſen hatte, begab er ſich zum Comptoir des Herrn Tace am Regen-See; aber dieſer Gentleman war weniger als er zu gewaltſamen Maßregeln aufgelegt, und veranlaßte ihn, ohne Weiteres in ſeine Heimath zu gehen. Ich weiß nicht, welche Gründe Herr Tace geltend machte; allein

---

1) Lord Selkirk hatte 1814 eine ungeheure Strecke Landes am rothen Fluſſe von der Krone zu Lehen erhalten, und wollte ſie koloniſiren.

ſo viel iſt gewiß, zwei Tage ſpäter nahm Herr Harſhield ſeinen Weg nach dem rothen Fluſſe, und ließ den Soldaten, welcher im vergangenen Jahre gemeinſchaftlich mit Maveen den Gouverneur ermordet hatte, in den Wäldern in einem Verſtecke zurück. Wir wußten nicht recht, welcher Art die Verhaltungsbefehle waren, die jener Menſch erhalten hatte; es mußte ihm aber in den Wäldern nicht gefallen, denn vier Tage nachher kam er zurück.

Inzwiſchen hatte Lord Selkirk das Fort William, welches damals Herr Mac Gillivray für die Nordweſt-Compagnie beſetzt hielt, genommen, und ſchickte von dort aus einen Offizier nebſt Soldaten ab, um vom Comptoir des Herrn Tace Beſitz zu nehmen. In dieſem letzten fand man jenen Soldaten, welcher den Gouverneur Macdolland ermordet hatte. Er wurde, nebſt einigen anderen, welche nach der Uebergabe des Fort William eine Meuterei angezettelt hatten, nach Montréal gebracht, und kam dort, wie ich ſpäter erfahren habe, an den Galgen.

Um dieſe Zeit faßte ich den Entſchluß, das Land der Indianer zu verlaſſen, und in die vereinigten Staaten zu gehen. Ais-kaw-ba-wis hatte die Indianer durch ſeine Ränke gar zu ſehr gegen mich aufgereizt, und ich hatte gar zu viel Widerwärtiges auszuſtehen, beſonders von Seiten der Familie meines Schwiegervaters. Herr Bruce, dem ich damals begegnete, gab mir werthvolle Nachweiſungen und guten Rath; er war ein vielgereiſter Mann, und hatte weit mehr Weiße geſehen als ich. Was er mir ſagte, ermuthigte mich; der Krieg von 1812 war damals beendigt, und es ſtand alſo der Rückkehr in mein Geburtsland kein weſentliches Hinderniß mehr entgegen.

Ich hatte wilden Reis in Menge, und auch die Kornernte war ergiebig ausgefallen. Da ich mich an den Regen-See begeben, und dort den Winter zubringen wollte, ſo nahm Herr Bruce, welcher dieſelbe Richtung einſchlug mir zwanzig Sack Getreide mit, und ich machte mich dann mit meiner Familie auf den Weg. Unfern vom Comptoir am Regen-See glaubte ich Herrn Tace zu treffen, denn ich wußte noch nichts von Allem, was vorgefallen war; ich fand aber ſtatt ſeiner jenen Hauptmann, deſſen ich früher erwähnt habe. Er behandelte mich ſehr achtungsvoll, und bedauerte, mir kein Geſchenk machen

zu können; denn Alles, was in den Magazinen der Nordweſt-Compagnie vorräthig geweſen, war bereits an die Indianer ausgetheilt worden.

Nachdem ich mich mehrmals mit ihm unterhalten hatte, gelang es ihm, mir die Ueberzeugung beizubringen, daß in dieſem Streite das gute Recht auf Seiten der Hudſonsbay-Compagnie ſey, oder vielmehr, daß dieſe von der britiſchen Regierung Genehmigung erhalten habe. Er verſprach, mir meine Rückkehr in die vereinigten Staaten möglichſt zu erleichtern, machte mir werthvolle Geſchenke, behandelte mich gut, verſprach mir Vieles, und ich willigte endlich ein, ihn nebſt ſeinen Truppen, zum Comptoir der Nordweſt-Compagnie, welches an der Mündung des Aſſinneboin lag, zu führen. Die Kälte wurde bereits ſehr merklich, aber Capitain Tuſſenon, (denn das war, ſo viel ich mich entſinnen kann, ſein Name,) ſagte, ſein Trupp könne nicht am Regen-See leben, und wir mußten nothwendig gleich nach dem rothen Fluſſe aufbrechen.

Ich bildete, nebſt zwanzig Mann, die Vorhut, und wir kamen an den Be-gwi-o-nus-ko-Sah-gie-gun (den Binſen-See), von wo die Pferde zurückgeſchickt wurden. Dort ſtieß der Capitain mit funfzig Mann zu uns, und wir verfertigten Schneeſchuhe. Sche-gwaw-ku-ſink, Me-zhick-ko-naum und andere Indianer wurden als Jäger für uns angeworben. Wir hatten viel wilden Reis, und waren hinlänglich mit Lebensmitteln verſehen, aber der Zug über die mit tiefem Schnee bedeckte Prairie währte lange, und als uns das Fleiſch ausging, zeigten ſich unter den Soldaten Spuren von Meuterei; doch kam eine ſolche nicht zum Ausbruche. Am vierzigſten Tage nach unſerer Abreiſe vom Regen-See langten wir am rothen Fluſſe an, und beſetzten das Fort an der Pembinahmündung ohne Widerſtand zu finden; wir fanden nur Weiber, Kinder und einige franzöſiſche Greiſe darin.

Von Pembinah aus, wo ich meine Kinder zurückließ, gelangten wir in vier Tagen an den Aſſinneboin, da wo er noch etwa zehn Meilen von ſeiner Mündung entfernt iſt; vorher waren wir unweit von dieſem Puncte über den rothen Fluß gegangen. Dort ſtieß Be-gwa-is, einer der angeſehenſten Oſchibbewayhäuptlinge nebſt zwölf jungen Leuten zu uns. Unſer

Hauptmann-Gouverneur, der den Zug mitmachte, ſchien darüber in Verlegenheit zu ſeyn, auf welche Weiſe er ſich des Comptoirs, das von der Nordweſt-Compagnie, an der Mündung des Aſſinneboin beſetzt gehalten wurde, bemächtigen ſollte; indeſſen wußte er, daß höchſtens zwölf Mann daſſelbe vertheidigten.

Er hielt eine Berathung mit Be-gwa-is, und dieſer meinte, es ſey am beſten, geraden Wegs auf das Fort loszugehen; denn das würde wohl hinreichen, um die Beſatzung ſo einzuſchüchtern, daß ſie an keinen Widerſtand denken würde. Als Capitain Tuſſenon mich am Regen-See angeworben hatte, verſprach ich, ihn von dort aus, bis an die Thür von Herrn Harſhield's Schlafgemach zu führen; ich war auch im Stande mein Verſprechen zu halten, und daher kränkte es mich, daß ich von jenen Berathungen gänzlich ausgeſchloſſen blieb.

Als wir uns während der Nacht nur noch unweit vom Fort befanden, äußerte ich meinen Unwillen gegen Loveſon Nowlan, den Dolmetſcher, welcher das Landrecht gut kannte, und im Fort einen halbbürtigen Bruder hatte, der als Diener unter Herrn Harſhield ſtand. Wir beide lagen allein an einem Feuer und kamen bald zu der Ueberzeugung, daß wir recht gut die Beſatzung überraſchen und das Fort nehmen könnten; beſchloſſen daher das Wagſtück zu unternehmen, und einige Soldaten aufzufordern, mit uns gemeinſchaftliche Sache zu machen. Hügel und Geſträuch, welche uns dem Blicke der Männer im Fort hätten verbergen können, gab es in der Umgegend nicht; allein die Nacht war dunkel, und ſo kalt, daß wir überzeugt ſeyn konnten, der Feind würde ſich nicht ſehr auf der Hut halten. Wir verfertigten eine indianiſche Leiter, das heißt: wir nahmen einen Baum, hieben die Aeſte in einiger Entfernung vom Stamme ab, ſo daß Zacken blieben, auf welche wir die Füße ſetzen konnten; lehnten den Stamm gegen die Mauer und gelangten ſo auf das Dach der Schmiede; von dort ſtiegen wir mit der größten Behutſamkeit Einer nach dem Andern auf die Erde, ſuchten unſere Feinde auf, und waren vorſichtig genug zwei oder drei wohlbewaffnete Männer vor die Thüren der Gemächer zu ſtellen, in welchen ſie ſich befanden. Sie konnten ſich

alſo nicht vereinigen und waren verhindert mit geſammter Kraft zu handeln.

Erſt bei Tagesanbruch fanden wir Harſhield's Schlafkammer, als er uns im Fort ſah, ſtürzte er auf ſeine Waffen zu, und wollte Widerſtand leiſten; wir wurden aber mit leichter Mühe ſeiner Herr, und banden ihn; als er ſchimpfte und Schmähungen ausſtieß, befahl uns der Gouverneur, welcher eben mit dem Capitain herbeieilte, wir ſollten ihn nur in den Schnee werfen; er würde ſich dann ſchon beruhigen. Das Wetter war indeſſen ſo kalt, daß wir ihn nicht lange liegen laſſen durften, ſonſt wäre er gewiß erfroren; brachten ihn alſo wieder herein, und legten ihn ans Feuer.

Als er mich unter den Umſtehenden erblickte, ahnete er wohl, daß ich den Führer bei der ganzen Angelegenheit gemacht hatte, und überhäufte mich mit Vorwürfen, weil die Beweiſe von Wohlwollen, welche er ſeiner Behauptung zufolge, mir gegeben, ganz in Vergeſſenheit bei mir gerathen wären. Ich dagegen hielt ihm vor, daß er zum Mörder an Leuten ſeiner eigenen Farbe geworden ſey, und ſagte, eben ſeine vielen Verbrechen und Mordthaten hätten mich veranlaßt, einen ſolchen Schritt gegen ihn zu unternehmen. „Als im vorigen Jahre die Blätter fielen,“ ſagte ich endlich, „biſt Du in meine Hütte gekommen, und wenn ich Dich gut aufnahm, ſo geſchah es nur, weil ich nicht wußte, daß Blut Deiner Landsleute Dir an den Händen klebt; ich ſah nicht die Aſche der Häuſer, in welchen Du Deine Brüder am rothen Fluſſe haſt verbrennen laſſen.“ Deſſen ungeachtet ließ er nicht ab, auf mich, die Soldaten und alle Menſchen, die ihm nahe kamen, zu ſchimpfen und zu ſchmähen.

Von den Gefangenen, welche wir im Comptoir machten, behielten wir nur drei Männer im Gewahrſam; Herrn Harſhield nämlich, den Meſtizen Maveen, weil dieſer den Mord an dem Gouverneur der Hudſonsbay begangen hatte, und einen Handelsdiener. Die andern wurden ohne weiter beläſtigt zu ſeyn, entlaſſen. Joſeph Cadotte, Nowlan's Halbbruder, ſuchte ganz demüthig und unterwürfig ſein Betragen zu vertheidigen; er verſprach, falls er freigelaſſen würde, ſich auf ſeinen Jagdbezirk zurückzuziehen, und gar nicht mehr in die Angelegenheiten

der Kaufleute zu miſchen; er wurde auch wirklich losgelaſſen. Aber er hielt ſein Wort nicht, ſondern eilte nach dem Comptoir am Mooſe-River, verſammelte etwa vierzig bis funfzig Meſtizen, und kam mit dieſen zurück, um ſeine Stelle wieder einzunehmen; der Trupp hielt ſich jedoch ſtets eine Meile weit von uns entfernt, und lagerte in unſerer Nähe.

Einunddreißigſtes Capitel.

Die Feindſeligkeiten werden fortgeſetzt. — Europäiſche Juſtiz. — Die Sioux werden zuſammenberufen. — Zwei Sioux verlieben ſich in zwei gefangene Oſchibbeway-Weiber. — Der Friede wird gebrochen. — Rede des Lord Selkirk. — Tanner faßt abermals den Vorſatz, in die vereinigten Staaten zurückzukehren. — Indianer ſterben Hungers.

Nach Verlauf von zwanzig Tagen ging ich wieder zu meiner Familie nach Pembinah, und nachher mit Wa-ge-to-te auf die Prairien, um Biſons zu jagen. Da ſagte man mir, daß die meiſten Meſtizen im Lande äußerſt erbittert auf mich wären, weil ich Partei gegen die Nordweſt-Compagnie genommen hätte; ja einige Männer verſicherten mich, es ſeyen Anſchläge auf mein Leben gemacht worden. Ich entgegnete aber, ſie müßten im Schlafe über mich herfallen, etwa ſo wie ich es mit Harſhield und ſeinen Gefährten gemacht hätte; ſonſt fürchtete ich nichts. Allerdings ſchlichen mehrmals Männer in feindſeligen Abſichten um mich herum; ich entging jedoch glücklich allen Gefahren.

Die übrige Zeit in jenem Winter brachte ich bei den Indianern zu, und kehrte im Frühlinge an den Aſſinneboin zurück. Damals kam dort auch Lord Selkirk vom Fort William an. Herr Cumberland und ein anderer Handelsdiener der Nordweſt-Compagnie fuhren in einem Kanot vorüber, flußaufwärts. Da

ſie beim Fort nicht anhielten, ſo ſandte Lord Selkirk ihnen ein Kanot nach; ſie wurden gefangen genommen und eingekerkert.

Die Beamten des Comptoirs am Mooſe-River, welches der Nordweſt-Compagnie gehörte, fuhren nachher ſtromabwärts, wollten aber aus Furcht nicht über das Fort hinausrudern, und lagerten ſich dieſſeits, in einiger Entfernung von demſelben. Damals verſammelten ſich die Indianer aus den entfernteren Gegenden; ſie hatten bisher noch nichts von allen jenen Unruhen und Veränderungen gehört, und waren jetzt höchlich überraſcht, als ſie das Fort nicht mehr im Beſitze der Handelsleute fanden, mit welchen ſie bis dahin verkehrt hatten.

Gegen Sommersanfang ließ der Richter Codman einen Brief bekannt machen, und verſprach dem zweihundert Dollars Belohnung, welcher drei bei den letzten Unruhen ſehr betheiligte Meſtizen einfangen und ausliefern würde. Es waren Grant, Häuptling der Meſtizen von der Nordweſt-Compagnie, Joſeph Cadotte und einer Namens Aſſinneboin. Alle drei wurden von Leuten aus unſerm Fort, mit welchen der Dolmetſcher Nowlan auszog, gefänglich eingebracht, aber losgelaſſen, als ſie das Verſprechen gaben, wieder zu kommen, ſobald der Richter erſcheinen würde. Kaum waren unſere Leute wieder im Fort, da ſtellte ſich Aſſinneboin, und zeigte an, Grant und Cadotte wären entflohen, ſobald Nowlan mit den Seinigen den Rücken gekehrt hätte. Sie waren zu den Aſſinneboins gegangen, und erſchienen erſt wieder, als man ſie gefangen genommen hatte, um vor dem Richter Rede zu ſtehen. Der Mann, welcher ſich freiwillig wieder geſtellt, erhielt Verzeihung.

Lord Selkirk wartete ſchon lange Zeit auf die Ankunft des Richters, der über das Schickſal der Gefangenen, welche ſchwerer Verbrechen angeſchuldigt wurden, entſcheiden, auch in Bezug auf die Anſprüche der beiden rivaliſirenden Pelzcompagnien ein Endurtheil fällen ſollte. Der Lord wurde täglich ungeduldiger, und ſandte einen Boten mit Lebensmitteln und Geſchenken nach Sah-gi-uk. Derſelbe hatte Befehl ſo lange weiter zu gehen, bis er endlich den Richter antreffen würde. Aber jenſeits Sah-gi-uk, bei einem Comptoir der Nordweſt-Compagnie wurde dieſer Mann gefangen genommen, und von einem Agenten, Namens Black ſehr geſchlagen und mißhandelt; weil aber inzwiſchen

der Richter angelangt war, ſo entfloh Black mit einem andern Handlungsdiener, Mac Cloud, und ging zu den Indianern. Als der Richter Codman ſie aufſuchen ließ, waren ſie nirgends zu finden.

Die Einleitung zum Proceſſe währte lange, nach und nach wurden viele Gefangene losgelaſſen, Herr Harſhield aber und der Meſtize Maveen mit Ketten belaſtet, und ſorgfältig bewacht. Der Richter hatte ſein Zelt gleichweit vom Fort, wie vom Lager der Norweſt-Compagnie aufgeſchlagen, wahrſcheinlich um zu zeigen, daß er völlig unparteiiſch verfahre.

Als ich eines Morgens an der Thür des Fort ſtand, ſah ich den Richter, einen großen, dicken Mann, auf mich zu kommen, er war von Herrn Mackenzie, einem Meſtizen Namens Cambell, und einem alten Naudoway-Indianer begleitet. Sie gingen ins Fort, von Gemach zu Gemach, und kamen endlich in das des Lord Selkirk. Cambell folgte dem Richter, hielt ein Papier in der einen Hand, und legte die andere dem Lord auf die Schulter; dabei ſprach er einige Worte, welche ich nicht verſtand. Dann folgte eine Unterredung, die mir auch vollkommen unverſtändlich blieb; ich bemerkte aber, daß Herr Mackenzie und Cambell ſich den ganzen Tag in unſerer Nähe aufhielten. Gegen Einbruch der Dunkelheit ſagte mir Nowlan, der Richter hätte die Nordweſt-Compagnie in eine beträchtliche Geldſtrafe verurtheilt; ich weiß aber nicht, ob ſich dieſelbe auf dreihundert oder dreitauſend Dollars belief; Lord Selkirk wurde freigelaſſen. Nun reiſten Herr Mackenzie und Cambell ab; wurden aber von der Agentur der Hudſonsbay-Compagnie arg verhöhnt. Der Richter blieb bei Lord Selkirk, und ſpeiſte mit ihm.

Der Oberſt Dickſon, welcher ſich damals am rothen Fluſſe aufhielt, ſandte einen Boten zu den Sioux, weil es für zweckmäßig erachtet wurde, ſie zuſammenzuberufen, damit ſie von dem jetzigen Stande der Dinge unterrichtet würden. Im vergangenen Winter waren zwei Oſchibbewayweiber, nach der Abreiſe von Pembinah aus dem Lande der Sioux zurückgekommen, und hatten den Männern ihres Volkes Friedenspfeifen mitgebracht. Dieſe beiden Frauen waren Gefangene geweſen, die

Botſchaft ſelbſt, und daß ſie freigelaſſen worden waren, betrachtete man als Pfänder friedlicher Abſichten.

Eine dieſer Frauen hatte ſich mit einem Siou verheirathet, und ihr neuer Mann war ihr ſehr zugethan. Als ſein Volk entſchieden hatte, daß die Frau in ihre Heimath zurückgeſchickt werden ſollte, ließ er ihrem Oſchibbeway-Gemahle dasjenige von ſeinen übrigen Weibern, welches demſelben am beſten gefallen würde, zum Tauſche anbieten. Dieſer wurde jedoch nicht angenommen, und es fand ſich Niemand, der den Sioux eine Antwort überbringen wollte. Endlich bot Herr Bruce, der Dolmetſcher, ſeine Dienſte an. Dieſe Unterhandlung, ſo wenig auch dem Anſcheine nach dadurch bewirkt wurde, hatte die Gemüther der Sioux doch auf die Botſchaft des Herrn Dickſon einigermaßen vorbereitet, und ſie ſandten zwanzig Krieger mit zwei gefangenen Oſchibbeways ab, welche in Freiheit geſetzt werden ſollten.

Der eine Gefangene war ein junges Weib, Tochter des Gitſche-ope-zhe-ke (der dicke Biſon). Sie hatte ſich ebenfalls unter den Sioux vermählt, und ihr junger Mann, einer der zweiundzwanzig Abgeſandten, war ſterblich verliebt in ſie. Die Häuptlinge ſeiner Partei wollten, da ſie eben abzureiſen im Begriffe waren, ihn überreden, ſie aufzugeben; er blieb aber hartnäckig und wollte nichts davon hören. Sie ſahen ſich endlich genöthigt, ihn zu verlaſſen, obgleich er augenſcheinlich nur mit Gefahr ſeines Lebens unter den Oſchibbeways ſich aufhalten konnte. Als ſeine Gefährten ſich entfernt hatten, irrte er zwiſchen unſeren Hütten umher, und ſchrie wie ein Kind. Sein Zuſtand dauerte mich, und ich lud ihn ein, in meine Hütte zu kommen; freilich hinderte mich die Verſchiedenheit unſerer Sprachen, ihm alle meine Gedanken verſtändlich zu machen; ich ſuchte ihn aber dadurch zu tröſten, daß ich ihm andeutete, er könne ſelbſt unter den Oſchibbeways Freunde finden. Am andern Morgen entſchloß er ſich, ſeinen Gefährten zu folgen und mit ihnen in die Heimath zurück zu gehen. Demnach verließ er uns, und folgte zwei- oder dreihundert Schritte ihren Spuren; dann aber warf er ſich auf die Erde, ſchrie, und wälzte ſich umher wie ein Wahnſinniger. Endlich trug ſeine Leidenſchaft für das Weib den Sieg über die Liebe zur Heimath davon; er ſetzte ſein Leben auf's Spiel,

und kam zu uns zurück. Bald aber hörten wir, einige Oſchibbeways hätten geſagt, ſie wollten ihn tödten; auch wußten wir recht gut, daß er jedenfalls häufigen Angriffen ausgeſetzt war, ſo lange er bei uns blieb. Wa-ge-to-te und Be-gwa-is, unſere Häuptlinge, beſchloſſen daher, ihn zurück zu ſchicken; wählten acht Männer aus, auf welche ſie ſich verlaſſen konnten, und dieſe ſollten ihn, nach der Grenze ſeines Landes zu, etwa eine Tagereiſe weit fortſchaffen. Er ließ ſich ziehen und mußte geſchleppt werden bis an den Aſſinneboin; dort begegneten uns zweihundert Indianer, welche mit jenem Fluſſe einen und denſelben Namen führen. Der junge Siou war ſo vorſichtig geweſen, ſich wie ein Oſchibbeway zu kleiden; als uns nun der Häuptling jener Aſſinneboins fragte, wohin wir wollten, ward geantwortet, wir wären von unſeren Häuptlingen auf die Biſonjagd geſchickt.

Dieſer Häuptling hieß Ne-zho-ta-we-nau-ba und war ein guter Mann; der Schreck, welcher ſich des jungen Siou bemächtigte, verrieth ihm, daß wir gelogen hatten; er wollte es aber nicht bemerken; ja er ſtellte ſich ſo, daß die Aufmerkſamkeit ſeiner Krieger von dem Fremden abgelenkt wurde, bis wir vorüber waren. Dann redete er den Siou in ſeiner Sprache an, und ſagte: „Fliehe, junger Menſch, und denk daran, daß wenn Du auf dem Zuge nach Deiner Heimath überfallen wirſt, nur wenige Oſchibbeways oder Aſſinneboins nicht Luſt haben möchten, Dir das Leben zu rauben." Der junge Siou ließ ſich das nicht zweimal ſagen und lief fort, aber fing, als er kaum hundert Schritte von uns entfernt war, wieder an zu ſeufzen und zu ſchreien; doch hörten wir ſpäter, er habe ſich zu Pembinah mit ſeinen Landsleuten vereinigt, und ſey mit ihnen wohlbehalten in der Heimath wieder angelangt.

Es ward über dieſen Frieden zwiſchen den Sioux und Oſchibbeways viel hin und her geſprochen. Der Oberſt Dickſon ſagte, die Sioux würden gewiß nicht zuerſt den Vertrag brechen, und nichts ohne ſeine ausdrückliche Beiſtimmung zu thun wagen. Eines Tages, da er ſich gerade des Einfluſſes, welchen er auf ſie übe, rühmte, kam ein Oſchibbeway-Häuptling, von vierzig Mann begleitet, und wies blutbefleckte Pfeile vor; er hatte ſie aus den Leichnamen mehrer Landsleute gezogen, die kürzlich von

Sioux und noch dazu ganz nahe bei einem Comptoire, welches eben dieſem Herrn Dickſon gehörte, überfallen und ermordet worden waren.

Um dieſelbe Zeit rief Lord Selkirk alle Indianer zuſammen, und theilte eine Menge Taback, ſtarke Getränke und vieles Andere an ſie aus. Dabei hielt er eine jener langen, väterlichen Reden, welche bei Indianer-Verſammlungen ſo häufig vorkommen. Er ſprach: „Meine Kinder, lange Zeit hat der Himmel finſter und dunkel über Euern Häuptern gehangen; aber jetzt iſt er lichter und heller geworden. Euer großer Vater, jenſeits der Gewäſſer, welcher, wie Euch bekannt iſt, im Grunde ſeines Herzens Theilnahme hegt für ſeine rothen Kinder, hat mich her geſandt, auf daß ich die Hinderniſſe von Euerm Pfade wegräume, und Eure Füße nicht mehr blutig verwundet werden. Ihr habt von Euch diejenigen weißen Männer entfernt, welche, um Vortheile für ſich zu erlangen, böswillig verſuchten, Euch gegen Euern großen Vater aufzuhetzen; ſie werden nicht wieder kommen, und fernerhin die Ruhe nicht ſtören. Wir haben auch die Sioux zu uns berufen, welche, obwohl ſie auch rothe Häute haben, wie Ihr, doch lange Zeit Euere Feinde geweſen ſind; künftig werden dieſelben in ihrem Lande bleiben, und Ihr werdet Frieden haben. Der Krieg zwiſchen Euch fing lange vor jener Zeit an, in welcher Eure Väter geboren wurden. Statt ruhig das Wild zu jagen, und Weib und Kinder zu ernähren, habt ihr euch untereinander erwürgt; aber dieſe Zeit iſt nun für immer dahin, Ihr könnt nun jagen, wo es Euch gefällt. Euere jungen Männer werden dieſen Frieden halten, und Euer großer Vater will Jeden als ſeinen Feind betrachten, der den Tomahawk wieder aufhebt."

Die Indianer antworteten auf dieſe Rede, wie gewöhnlich, mit Vorſtellungen und Verſprechungen; ſtahlen aber noch an demſelben Abend, als ſie vom Fort wieder abzogen, dem Lord Selkirk und den übrigen Weißen alle Pferde. Am andern Morgen war auch nicht eins mehr da, und von den Indianern waren nur noch wenige zurück geblieben.

Der Blätterfall war bereits ſo weit vorgerückt, daß ich in jenem Jahre nicht mehr in die vereinigten Staaten zurückkehren konnte. Lord Selkirk, dem manches von meiner Lebensgeſchichte

zu Ohren gekommen ſeyn mußte, ward aufmerkſam auf mich; er fragte nach meinen Verhältniſſen, und ich erzählte ihm mancherlei, namentlich aber ſprach ich von dem Antheile, welchen ich an der Ueberrumpelung des Forts gehabt hatte. Der Richter Codman[1]), welcher gleichfalls da geblieben war, ſprach mit Lord Selkirk oft über mich. „Dieſer Mann," ſagte er, „hat unſere Leute zur Winterszeit vom Wälder-See bis hierher geführt; er hat weſentlich zur Einnahme des Fort beigetragen; ſeine Anſtrengungen waren bedeutend, er wagte ſein Leben, und das Alles für vierzig Dollars. Sie können nichts Geringeres für ihn thun, als dieſe Summe verdoppeln, ihm auch auf Lebenszeit eine jährliche Rente von zwanzig Dollars ausſetzen." Das wollte Lord Selkirk ſehr gern; und die Rente iſt auch mir während der erſten fünf Jahre ausgezahlt worden; der zweite fünfjährige Termin aber noch nicht abgelaufen.

Lord Selkirk konnte die Mündung des Aſſinneboin nicht ſo ſchnell verlaſſen, als er wohl gemeint haben mochte; die Nordweſt-Compagnie hatte ihm Hinterhalte gelegt, Indianer geworben, mehrere ihrer Agenten als Indianer verkleidet, und dieſe ſollten ihn tödten. Unter den letzteren befand ſich ein gewiſſer Sackſayre. Der Lord erfuhr aber Alles, und ſandte den Oberſten Dickſon ab, welcher eine Bedeckung von hundert Sioux herbeiholte; erſt als dieſe angekommen waren, wagte er die Reiſe anzutreten. Er verließ das Fort bei Nacht, und vereinigte ſich mit Dickſon bei Pembinah.

Er nahm einen Brief mit, den er eigenhändig für mich und in meinem Namen an meine Verwandten in den vereinigten Staaten geſchrieben hatte; ich erinnerte dieſelben beſonders an die Schickſale meiner früheren Jugend. Er bot alles auf, um mich zu bewegen, ich möchte ihn doch begleiten; und ich hatte auch wohl Luſt dazu; glaubte aber immer noch, die meiſten

---

1) Faſt alle Namen von weißen Männern, die Tanner anführt, ſind arg verſtümmelt; der amerikaniſche Herausgeber ſchrieb ſie jedoch nieder, wie Tanner ſie ausſprach; falls er nicht etwa genaue Kunde vom Namen jener Männer anders woher hatte. Codman ſoll wahrſcheinlich Cottman heißen; Maveen wohl Mainville; Tußnenon wahrſcheinlich d'Orſennens. Manche Namen hat Tanner wohl auch verwechſelt; denn ſeine Nachrichten kamen zumeiſt aus indianiſchen Quellen. Der Mann, welchen er Mac Donald oder Macdolland nennt, hieß Semple.

meiner Angehörigen wären von den Indianern erwürgt worden. Und wenn auch noch einige am Leben geblieben, ſo mußte doch die lange Trennung ſie mir entfremdet haben. Er wollte mich auch mit nach England nehmen; indeſſen meine Neigungen feſſelten mich an die Indianer, und es ſtand ja auch meine Hütte auf indianiſchem Boden. Ich hatte hier im Lande einen großen Theil meines Lebens hingebracht; es ſchien mir zu ſpät, neue Verbindungen anzuknüpfen. Indeſſen ſandte er noch einmal ſechs Mann zu mir an den Wälder-See, wo ich mich, noch ſpät im Herbſte, der Ernte wegen aufhielt. Im Anfange des Winters ging ich an den Be-gwi-o-nus-ko, und von dort, nachdem Schnee gefallen war, auf die Prairie, um Biſons zu jagen. Die Indianer langten auch nach und nach in dieſer Gegend an, und wir bildeten eine ſo zahlreiche Bande, daß ſich bald der Hunger fühlbar machte. Der Winter war ſtreng, und unſere Leiden wuchſen von Tage zu Tage. Zuerſt ſtarb ein junges Weib vor Hunger; bald nachher verfiel der Bruder deſſelben in Wahnſinn, welcher gewöhnlich der Erſchöpfung vorhergeht. In dieſem Zuſtande ging er aus der Hütte, in der ſeine, in dumpfer Erſtarrung daſitzenden, Angehörigen zurück blieben. Als ich von der Jagd zurück kam — es war ſpät am Abende — wußten ſie nicht, was aus ihm geworden war; mitten in der Nacht verließ ich das Lager, folgte ſeinen Spuren, und fand ihn in geringer Entfernung todt im Schnee liegen.

Zweiunddreißigſtes Capitel.

Hungersnoth. — Das Thier des Geiſtes. — Neid eines Jägers. — Eine Indianerin wird vor Hunger wahnſinnig. — Vorbereitungen zu einer langen Abweſenheit. — Blutiger Zank. — Fortwährende Feindſchaft. — Plötzlicher Schrecken.

Alle Männer, die noch ſo viel Kräfte hatten, daß ſie im Stande waren zu gehen, entſchloſſen ſich, die Biſonheerden aufzuſuchen, welche damals ziemlich weit von uns entfernt ſich

aufhalten mußten. Ich aber wollte nicht mitgehen, und ein anderer guter Jäger, der gleichfalls meinte, daß die Bisonjagd nicht ſehr ergiebig ausfallen würde, blieb bei mir. Wir gingen ein wenig rückwärts, und ſchoſſen binnen kurzer Zeit fünf Mooſethiere, deren Fleiſch wir unter die Weiber und Kinder vertheilten, ſo daß ſich dieſe wieder ein wenig erholten; es war aber auch Zeit, ſonſt wären manche vor Hunger umgekommen. Die Männer kehrten einer nach dem andern zurück, alle ſchwächer, als ſie zur Zeit ihrer Abreiſe geweſen waren, und in einem höchſt entkräfteten Zuſtande. Sie hatten nur einen einzigen Biſon erlegt.

Nur unter den mühſeligſten Anſtrengungen war es uns möglich, das Leben zu friſten, und ich befand mich deshalb fortwährend auf der Jagd. Einſt hatte ich einen Bären aufgejagt; dem ſtellte ich drei Tage lang nach, ohne daß es mir möglich war, ihn zu erlegen. Endlich, beim Einbruche der Nacht, war ich ſo matt und müde, daß ich nicht mehr weiter konnte, und ich mußte ablaſſen, ihn zu verfolgen. Ich war nicht im Stande, mir ein Lager zu bereiten oder Feuer anzumachen, und dachte an den Tod, der mir ganz nahe bevorzuſtehen ſchien; da kamen Indianer vorüber, welche beinahe eben ſo entkräftet waren, als ich ſelbſt; ſie halfen mir aber doch in ſo fern, daß ich wieder bis zu unſerm Lagerplatze kam. Solch ein Jammerleben führen die meiſten nördlich wohnenden Oſchibbeways im Winter. Ihr unfruchtbares, ungaſtliches Land liefert ihnen ſo wenig Lebensmittel, daß ſie alle Thätigkeit aufbieten müſſen, um nur ihre Tage zu friſten; und doch ereignet es ſich nicht ſelten, daß die geſchickteſten und kräftigſten Jäger eine Beute des Hungertodes werden.

Die Indianer gingen noch einmal alleſammt auf die Biſonjagd, und wollten diesmal ihre Familien mitnehmen; nur Un-bi-no, derſelbe Jäger, welcher ſich voriges Mal nicht von mir trennte, wollte auch jetzt bleiben, damit ſeiner Frau Zeit bliebe, die Haut eines von ihm erlegten Mooſethieres zu röſten und zu dörren. Dieſe Haut wollten ſie eſſen, wenn keine anderen Nahrungsmittel aufzutreiben wären. Ich entſchloß mich, bei ihm zu bleiben; aber gleich in der Nacht, welche auf den Abzug der Indianer folgte, ſtieg der Jammer und die Noth meiner Kinder

auf eine ſolche Höhe, daß es mir unmöglich war, länger in der Hütte zu bleiben; ich ging alſo hinaus und ſagte zu Un-di-no, daß ich gleich zurückkommen wollte, ſobald ich etwas geſchoſſen haben würde. So ſchnell ich konnte, folgte ich den Indianern, und war ſchon am andern Morgen bei ihnen.

Ich vernahm, als ich mich näherte, ein Geräuſch, trat in die Hütte und hörte, daß ein alter Mann zum großen Geiſte betete, und ihm dankte, daß er im Augenblicke der dringendſten Noth ſich ſeiner Kinder erbarmt habe. Das erlegte Thier bezeichnete er nicht anders als mit dem Namen Manito-waiſ-ſe, was ungefähr ſo viel als Thier des Geiſtes bedeutet. Ich erfuhr nachher, daß es ein alter, magerer Biſon geweſen ſey, und ſchloß daraus, daß die Heerden nicht weit entfernt ſeyn konnten. Zwei junge Männer wollten ſich mir anſchließen; wir machten uns unverzüglich auf den Weg, und ſchlugen die Richtung ein, welche wir für die beſte hielten.

Nachdem wir etwa drei Stunden Wegs zurückgelegt hatten, ſtiegen wir auf einen kleinen Hügel, und erblickten jenſeits deſſelben ein Thal, das ganz ſchwarz ausſah, ſo viele Biſons trieben ſich in demſelben umher. Wir krochen vorſichtig bis zu ihnen hinan, und ich ſchoß bald zwei fette Weibchen. Als ich eben damit beſchäftigt war, ſie in Stücke zu zerſchneiden, fielen Schüſſe; die Indianer, welche meiner Spur gefolgt waren, hatten Feuer gegeben. Ich kam ein wenig ſpät ins Lager zurück; die meiſten waren früher angelangt. Es befrembete mich ſehr, daß alles todtenſtill war; kein Freudengeräuſch, wie es bei feſtlichen Schmäuſen herrſcht, war zu hören; ich ſah kein Weib und kein Kind umhergehen, und vernahm keine Stimme.

Sollte denn die Hülfe zu ſpät gekommen ſeyn? fragte ich mich; und ſind Weiber und Kinder ſchon todt? Ich warf einen Blick in die Hütten. Alle Indianer lebten noch, aber keiner hatte etwas zu eſſen. Die Mehrzahl dieſer Leute lebte gewöhnlich in holzreichen Gegenden; jetzt waren ſie zum erſten Male auf der Biſonjagd geweſen, und ich allein hatte Fleiſch mit heim gebracht. Ich trug eine tüchtige Ladung, und die beiden jungen Leute ebenfalls, wir theilten mit den andern.

Damals befand ſich ein Mann Namens Waw-be-be-naiſ-ſa (der weiße Vogel) bei uns, den ich von früher her ſchon kannte;

da ich auf der Jagd ſehr viel Glück hatte, wurde er neidiſch auf mich. Dieſes Menſchen halber, und um jeden Schein zu vermeiden, als wolle ich mich meiner Geſchicklichkeit rühmen, gab ich keinen Feſtſchmaus in meiner Hütte, wie es doch bei einer ſolchen Gelegenheit paſſend geweſen wäre. Aber einer meiner Begleiter that es, und ich theilte, was ich übrig hatte, den mir zunächſt wohnenden Familien mit, nachdem ich das für den Unterhalt meiner Kinder Nothwendige zurückgelegt hatte. Einer meiner Jagdgefährten hatte Waw-be-be-naiſ-ſa eingeladen, und außer ihm noch mehrere andere Männer. An jenem Abende verſäumte jener, wie ich nachher erfuhr, nichts, um die Indianer gegen mich einzunehmen. Er nannte mich einen ſtolzen, unverſchämten Menſchen; aber ich blieb doch in meiner Hütte, und that, als beachtete ich ihn gar nicht; denn ich hatte keine Luſt, mich mit ihm in Zank einzulaſſen.

Am andern Morgen, noch ehe es Tag geworden war, gingen die Weiber aus, um zu holen, was von den beiden Biſons noch übrig war. Ich zeigte einigen Jägern die Stellen am Körper, nach denen ſie zielen müßten; die Jagd begann wieder, und mehrere erlegten wirklich etwas; ſo daß es uns an Fleiſch nicht fehlte. Die Kranken und Halbverhungerten erholten ſich nun bald; nur eine Frau, die vor Hunger wahnſinnig geworden war, blieb es länger als einen Monat lang.

Der angeſehenſte Mann unter der ganzen Bande war O-poih-gun (die Pfeife). Er, nebſt den Inſaſſen dreier Hütten, blieb bei mir; die übrigen zerſtreuten ſich, um zu jagen. Waw-be-be-naiſ-ſa und ſein Sohn gehörte zu denen, welche nicht fortgingen. Ich erlegte viel Wild, und dörrte das beſte Fleiſch von etwa vierzig Biſons. Wir hatten vom Hunger ſo viel gelitten, daß ich für die Zukunft meine Familie ſicher ſtellen wollte. Auch dachte ich immer daran, eine Reiſe nach den vereinigten Staaten zu machen, und daß, ſo lange ich ausblieb, doch wohl niemand für ſie ſorgen würde; das wußte ich. Ich machte zwanzig große Säcke Pemmican zurecht; kaufte von den Indianern zehn Fäſſer, von denen jedes zehn Gallonen hielt, und füllte ſie mit Fett; auch beſaß ich noch eine große Anzahl geräucherter Zungen und andere Vorräthe.

Bald merkte ich, daß Waw-be-be-naiſ-ſa in keiner andern Abſicht in meiner Nähe geblieben war, als um mich zu ärgern und zu beläſtigen. Als wir nun abziehen wollten, beſaß ich ſo viele Habe, daß ich die Reiſe hin und zurück mit meinen Hunden viermal machen mußte. Eines Tages überraſchte er mich an einer Stelle, an welcher ich meine Bürde abgelegt hatte, um auszuruhen. Ich war allein. Er kam auf mich zu, packte mit beiden Händen in meine Haare, welche zu beiden Seiten lang auf die Schultern herabhingen, und ſprach: „Hier iſt das Ende Deines Wegs; ſieh hier die Stelle, wo die Wölfe und die Raubvögel an Deinem Gerippe nagen werden.“ Ich fragte, was ihn zu einer ſolchen Gewaltthat antriebe. — „Du biſt ein Fremdling,“ rief er, „Du haſt kein Recht unter uns zu ſeyn, und doch rühmſt Du Dich, der beſte Jäger zu ſeyn; Du willſt, daß wir Dich für einen großen Mann halten. Ich bin ſchon längſt Deiner Unverſchämtheit müde, und entſchloſſen, Dich keinen Tag mehr am Leben zu laſſen.“

Da ich ſah, daß auf eine vernünftige Weiſe mit ihm nichts anzufangen war, und er meinen Kopf gegen einen Pappelbaum ſtieß, ſo riß ich mich plötzlich mit einer ſolchen Heftigkeit los, daß ein Theil meiner Haare in ſeinen Händen blieb; worauf wir denn mit einander rangen. Dabei gelang es ihm, drei Finger meiner rechten Hand zwiſchen ſeine Zähne zu bekommen, und er biß ſie mir ab bis auf die Knochen; ich konnte ſie nicht eher aus ſeinem Munde herausziehen, als bis ich ihm mit meiner linken Fauſt einen Schlag in's Auge gegeben hatte. Da ließ er los, und zitterte am ganzen Leibe. Mein Tomahawk lag dicht neben mir an der Erde; das ſah er, packte die Streitaxt und wollte mir damit einen Schlag auf den Kopf verſetzen. Er führte denſelben aber mit ſolcher Wucht, daß er das Gleichgewicht verlor und hinſtürzte, ſo lang er war.

Nun ſprang ich auf ihn zu, entriß die Waffe ſeinen Händen, und ſchleuderte ſie weit weg; dabei hielt ich ihn ſo feſt, daß er ſich kaum rühren konnte. Ich war aber auch ſehr wüthend und zornig über den Angriff von ſeiner Seite, zu welchem ich ihm nicht die geringſte Veranlaſſung gegeben hatte. Tödten wollte ich ihn zwar nicht, nahm aber einen derben Hüttenpfahl, hieß Waw-be-be-naiſ-ſa aufzuſtehen, und fing an, auf ihn los

zu ſchlagen. Da nahm er Reißaus; ich lief ihm nach, und prügelte ihn derb ab. Erſt, nachdem ich ihn etwa dreihundert Schritte verfolgt hatte, ließ ich ihn laufen.

Als ich wieder umkehrte, kamen ſein Schwiegerſohn und noch zwei andere junge Leute, die mit ihm verwandt waren, herbeigelaufen: „Was haſt Du gemacht?“ fragte der eine zornig, und die übrigen ſtürzten auf mich los. Ich war matt und erſchöpft, und ſo bekamen ſie mich denn leicht unter. Nun ließ ſich Waw-be-be-naiſ-ſa auch wieder ſehen, packte ein ſchwarzſeidenes Tuch, das ich um dem Halſe trug, bei den Zipfeln, und wollte mich erwürgen; dabei ſchlug er mit den Fäuſten auf mich los, trat mit den Füßen und warf mich zuletzt in den Schnee. Einer dieſer Menſchen ſagte: „Er iſt todt!“ und da ich unmöglich allen Vieren Widerſtand leiſten konnte, ſo ſtellte ich mich, als wäre aller Athem aus mir gewichen. So ließen ſie mich denn zuletzt, in dem Glauben, ich ſey eine Leiche, liegen; als ſie ſich aber eine kleine Strecke entfernt hatten, ſprang ich zu ihrem größten Erſtaunen auf, und griff raſch nach einem Hüttenpfahle. Als ſie das ſahen, riſſen ſie aus; ich aber lief ihnen nach, und prügelte Waw-be-be-naiſ-ſa noch einmal derb ab. Jetzt ließen ſie mich in Ruhe und ich konnte wieder an meine Arbeit gehen. Meine Frau hatte unſere, durch Anſtrengung abgematteten Hunde vor meine Hütte geführt; ſie lagen an der Thür. Als Waw-be-be-naiſ-ſa das ſah, zog er ſein Meſſer, ſtach zwei davon todt, und drohete, meine Frau, die auf das Geheul der Thiere herbei lief, ebenſo behandeln zu wollen.

Am andern Morgen ſah ich ihn; er war arg zugerichtet, und ſein Geſicht ganz aufgeſchwollen. Da ich nun meinte, daß er ſich wohl ſchwerlich entfernen werde, und zugleich für meine Frau Gefahr fürchtete, falls dieſelbe allein zurückbliebe, ſo ſchickte ich dieſe mit Vorräthen weg, und blieb ſelbſt zurück. Um Mittag aber übermannte mich die Müdigkeit, und ich ſchlief ein. Waw-be-be-naiſ-ſa, dem dieſes irgend Einer geſagt haben mochte, oder der vielleicht auch ahnte, daß ich müde war, ſchlich vorſichtig in meine Hütte, und wollte mir eben mit dem Meſſer einen Stich verſetzen, als ich eben eine Bewegung machte und munter wurde. Da ich meine Waffe bei mir liegen hatte, ſo lief er davon, und ich verfolgte ihn nicht.

Dieſer Menſch hörte gar nicht auf, mich zu martern und zu quälen. Wenn er mir auf irgend einem Pfade begegnete, ſo wollte er niemals ausweichen, ſelbſt wenn ich eine ſchwere Laſt trug und er unbepackt war. Sein Auge blieb lange Zeit ſo verſchwollen, daß er nichts damit ſehen konnte. Seine ganze Geſtalt gewährte ohnehin einen lächerlichen Anblick, denn er war ſehr ſchlecht gebaut. Eines Tages hatte er wieder einen mißlungenen Verſuch gewagt, mir einen Meſſerſtich zu verſetzen. In ſeiner ohnmächtigen Wuth ſtellte er ſich vor meine Hütte und machte dieſelbe Geberde, welche die Weiber machen, wenn ſie eine der andern Geringſchätzung zeigen wollen. Darüber ward er von allen Indianern, ſeine eigenen Anverwandten nicht ausgenommen, verhöhnt.

Dieſe unabläſſige Verfolgung ward mir endlich ſo zur Laſt, daß ich beſchloß, ihr aus dem Wege zu gehen. Auf einem unſerer Ausflüge war ich dem übrigen Zuge, der auf einem betretenen Pfade einherzog, vorausgegangen, und wollte ein wenig abſeit des Weges gehen, um mein Lager in einer Gegend aufzuſchlagen, wo ich muthmaßlich mit ihm nicht zuſammentreffen würde. Als er aber an die Stelle, wo mein Weg abbog, gelangte, hörte ich, wie er zu ſeinem zwölfjährigen Sohne ſagte: „Warte hier ein wenig, ich will dieſen weißen Mann tödten." Dabei legte er ſeine Bürde ab, kam mir, trotz der Bitten des Kindes, auf etwa fünfzig Schritte nahe, zog ſein Gewehr aus dem ledernen Ueberzuge, legte an und zielte auf meine Bruſt.

So blieb er eine Zeit lang im Anſchlage; als er aber ſah, daß ich mich nicht fürchtete, wollte er im Zickzack auf mich zuſpringen und ſtieß ein Kriegsgeſchrei aus. Da er mit den Drohungen nicht aufhörte, ſo griff ich endlich nach meiner Flinte. Das Kind eilte herbei, fiel mir in den Arm, und bat mich, ſeines Vaters zu ſchonen, denn er ſey ja wahnſinnig. Da legte ich mein Gewehr zur Seite, packte den Alten, nahm ihm ſein Gewehr weg, und machte ihm Vorſtellungen über ein ſo unvernünftiges Betragen. „Ich bin," ſagte ich zu ihm, „ſo oft in Deiner Gewalt geweſen, daß Du nun endlich einſehen ſollteſt, wie es Dir durchaus an Muth gebricht, mich zu tödten. Du biſt kein Mann, haſt nicht einmal das Herz eines Weibes oder den Muth eines Hundes! Dieſes iſt das erſte Mal, daß ich

mit Dir ſpreche; ich will Dir nur ſagen, daß ich Deiner Narrheiten ſatt und müde bin; läßt Du mich von nun an nicht in Ruhe, ſo iſt es um Dein Leben geſchehen."

Da ging er ab, und den andern Indianern voraus; meine Familie allein blieb zurück. Am andern Morgen folgte ich den Spuren der Uebrigen, und zog einen beladenen Schlitten, während meine, gleichfalls beladenen Hunde vor mir her liefen. Als wir uns einem Gebüſche näherten, ſagte ich zu meiner Tochter Martha, ſie ſolle auf der Hut ſeyn, weil vielleicht Waw-be-be-naiſ-ſa im Geſträuche liegen könnte. In demſelben Augenblicke ſprang ſie in die Höhe, lief auf mich zu, hob die Hände empor, und rief: Vater, Vater! Da griff ich nach meinem Gewehre, ſprang in's Geſtrüpp, und durchſuchte jede Stelle, an der ſich ein Menſch verbergen konnte. Ich fand aber nur Hüttenpfähle und einige ausgebrannte Kohlen, und kehrte um, ohne etwas entdeckt zu haben. Als ich das Mädchen fragte, weshalb es ſich gefürchtet, bekam ich zur Antwort: es hätte Feuer gerochen; ſo heftig war ſein Schreck, in Folge der unaufhörlichen Nachſtellungen Waw-be-be-naiſ-ſa's.

Dreiunddreißigſtes Capitel.

Prophetiſcher Traum. — Gefährlicher Hinterhalt. — Ein Indianer ſtirbt den Hungertod. — Ein Familienvater wird verlaſſen. — Rache. — Die langen Meſſer. — Die Handelsleute der beiden Compagnien.

Endlich war ich nun ſo glücklich, vor den Nachſtellungen dieſes böſen Menſchen mich ſicher zu wiſſen. Hocherfreut darüber, beſchloß ich, am Ruſh-See allein mit meiner Familie zu bleiben, weil ich wußte, daß Jener die Abſicht hatte, unverzüglich mit den übrigen Indianern nach dem Regen-See zu ziehen. Ich ſuchte mir alſo einen paſſenden Platz zum Winterlager aus, überließ die Bewachung der Hütte meinen Kindern, und ging mit meiner Frau fort, um einen Theil unſerer Vorräthe zu

holen. Als wir zur Nachtzeit heimkamen, erzählten uns die Kinder, ihre Großmutter habe ſie während unſerer Abweſenheit beſucht, und geſagt, ihre Tochter möge doch am andern Tage zu ihr kommen. Sie hatte die Stelle bezeichnet, wo ſie mit drei oder vier uns befreundeten Indianerfamilien ſich aufhielt.

Ich gab gern meine Einwilligung dazu, beſchloß, meine Frau zu begleiten, da die Schwiegermutter mich gleichfalls hatte einladen laſſen, und wollte auf dem Rückwege den Reſt unſerer Vorräthe mitnehmen. Allein in der Nacht hatte ich einen Traum. Der junge Mann, welcher mir mehrmals, wenn ich mich damit beſchäftigte, meine Jagdmedicin zu bereiten, erſchienen war, kam wie gewöhnlich durch die in dem Dache meiner Hütte befindliche Oeffnung, und ſtellte ſich vor mir hin: „Du ſollſt nicht an den Ort gehen, wohin Du morgen Dich zu begeben beabſichtigſt," ſprach er. „Bleibſt Du bei Deinem Vorſatze, verachteſt Du meinen wohlgemeinten Rath, ſo wirſt Du erfahren, was geſchieht." „Sieh nur dorthin," fuhr er fort, und zeigte nach der andern Seite, auf welcher ich She-gwaw-ku-ſink, Me-zhuk-ko-naun und andere meiner Freunde kommen ſah. Darauf mußte ich meine Augen nach oben richten, und erblickte einen mit dem Schwanze befeſtigten kleinen Falken, der über meinem Haupte ſchwebte.

Weiter ſagte der junge Menſch nichts, er drehete ſich um, und ging aus der Thür. Ich erwachte in einer ſehr aufgeregten Gemüthsſtimmung und konnte nicht wieder einſchlafen. Am andern Morgen ſagte ich meiner Frau, ich könnte nicht mit ihr gehen. „Und weshalb willſt Du Dein Verſprechen nicht halten?" fragte ſie. Da erzählte ich ihr meinen Traum; ſie aber erklärte mich für einen furchtſamen Mann. Endlich gab ich ihren Bitten nach und beſchloß, mit ihr zu gehen.

Früh am Morgen ſagte ich zu meinen Kindern, ihr Oheim würde heute mit anderen Indianern in meine Hütte kommen, und ſie möchten ihm nur ſagen, daß ich bis gegen Mittag zurück zu kehren gedächte; käme ich aber um dieſe Zeit nicht, ſo ſollten ſie ſich nur überzeugt halten, daß ich umgebracht worden ſey. Darauf ging ich mit meiner Frau fort; aber als ich kaum zweihundert Schritte zurückgelegt hatte, erblickte ich einen über mir ſchwebenden Falken, ganz jenem ähnlich, der mir im Traume

erſchienen war. Ich ſah wohl ein, daß dieſe Erſcheinung eine neue Warnung ſeyn ſollte, und ſagte zu meiner Frau, daß ich auf keinen Fall weiter gehen wollte.

Während ich nach meiner Hütte zurückkehrte, machte ſie ſich abermals über meine Furchtſamkeit luſtig. Ich wußte, wie ſehr die Familie meiner Schwiegermutter gegen mich eingenom- war, und meine Weigerung, ſie zu beſuchen, mußte ihre Abneigung gegen mich noch verſtärken. Dieſes erwägend, ſetzte ich meinen Weg fort, obſchon ich mir ſagte: du haſt doch Unrecht, hierin nachzugeben.

Als ich vor der Hütte meiner Schwiegermutter angelangt war, legte ich mein Gewehr vor der Thür ab, trat ein und ſetzte mich zwiſchen die beiden Schweſtern meiner Frau, welche gemeinſchaftlich einen Mann hatten. Darauf begann ich mit zweien ihrer kleinen Kinder zu ſpielen. Als ich meinen Kopf bückte, hörte ich plötzlich ein ſtarkes Geräuſch und verlor auch zugleich mein Bewußtſein. Ich ſah und hörte nichts mehr; endlich aber kam ich wieder zu meinen Sinnen. Mehrere Weiber hielten mich mit ihren Händen. Ich ſah es ihnen an, daß ſie ſehr beſorgt und erſchrocken waren; was aber eigentlich mit mir vorgegangen war, wußte ich nicht, vernahm aber bald von außen her ein Triumphgeſchrei und erkannte Waw-be-be-naiſ-ſa's Stimme.

Es floß mir etwas Warmes über das Geſicht herab; ich griff unwillkürlich mit meiner Hand auf den Kopf und fühlte, daß mein Schädel zerſchmettert war. Endlich machte ich mich von den Weibern los und begann den Waw-be-be-naiſ-ſa zu verfolgen, aber ich holte ihn nicht ein, weil die Indianer ihm zum Entrinnen behülflich waren. Gegen Einbruch der Nacht kam ich wieder, obwohl ſchwer verwundet, in meiner Hütte an; ich glaubte der Schädel ſey mir zerſchmettert worden. Als ich die Wunde erhielt, floß nur wenig Blut, und lange Zeit nachher kam kein Tropfen zum Vorſchein. Ich hörte ein ſonderbares Brauſen in meinem Kopfe, fiel aber doch nicht in Ohnmacht, ehe ich meine Hütte erreicht hatte. Mein Gewehr hatte Waw-be-be-naiſ-ſa weggenommen.

In meiner Hütte fand ich She-gwaw-ku-ſink, Me-zhuk-konaun und Nah-gaun-eſch-kaw-waw, Wa-ge-to-te's Schwiegerſohn,

der gewöhnlich Oto-pun-ne-be genannt wurde. Als ich den erſtern bei der Hand faßte, begann das Blut von meinem Kopfe herabzuſtrömen. „Was bedeutet das, mein Sohn?“ fragte er. Zur Antwort gab ich: „Ich wollte mit einem andern Manne ſpielen, und da Be-gwi-o-nuſ-ko uns trunken gemacht hatte, haben wir zu handgreiflich geſpielt.“ Ich wollte nämlich einen Scherz aus der Sache machen, wurde aber bei jenen Worten ohnmächtig, und alle ſahen, wie groß die Wunde war. Oto-pun-ne-be war ein alter Bekannter von mir, und hatte ſich immer freundſchaftlich gegen mich gezeigt; er war daher jetzt ſehr betrübt, und faßte den Vorſatz, Waw-be-be-naiſ-ſa für dieſe ungerechte Gewaltthat zu beſtrafen. Dieſen Mann, dem ich für mancherlei Wohlthaten, die er mir erwieſen hatte, großen Dank ſchuldig war, ereilte bald nachher daſſelbe Schickſal, welches allen Oſchibbeways, guten und böſen, beſtimmt zu ſeyn ſcheint; er ſtarb den Hungertod.

Als ich in die Hütte meiner Schwiegermutter trat, hatte ich nicht daran gedacht, die an meinem Oberkleide befeſtigte, aus ſtarkem Mooſeleder verfertigte Kopfbedeckung abzunehmen, und deshalb nicht geſehen, daß Waw-be-be-naiſ-ſa eintrat. Wahrſcheinlich wäre ich auf der Stelle todt geblieben, wenn jene Bedeckung meinen Kopf nicht geſchützt hätte. So aber war der heftige Schlag durch das dicke Leder etwas gemildert worden; indeſſen mein Schädelknochen war zerbrochen, und die Stelle, wohin der Tomahawk fiel, kann man noch heute an einem knorpeligen Auswuchſe fühlen, welcher ſeitdem zurückgeblieben iſt. Es dauerte lange, ehe ich wieder genas, obwohl die mir aufgezwungene Ruhe, an welcher ſie ſchuld war, nicht ſo lange währte, als ich anfangs befürchtet hatte.[1])

Waw-be-be-naiſ-ſa war nach vollbrachter That ſogleich nach unſerem Dorfe Me-nau-zhe-tau-nung geflohen, und die anderen Indianer, welche noch niemals auf der Prairie gejagt hatten, überfiel ein paniſcher Schrecken; denn ſie glaubten alle, die Sioux ſäßen ihnen auf den Ferſen. Ich war zu ſchwach,

1) Schon Charlevoix bemerkt: So geſchickt dieſe Völker ſind, äußere Wunden und Brüche zu heilen, ſo ungeſchickt ſind ſie in der Behandlung innerer Krankheiten.

um reiſen zu können, auch wußte ich recht gut, daß wir von den Sioux nichts zu fürchten hatten. Aber meine Schwiegermutter war ſehr ärgerlich darüber, daß ich mit den Indianern nicht fortzog.

Es war mir klar, daß meine Schwiegermutter um den ſchändlichen Plan Waw=be=be=naiſ=ſa's wußte; auch hatte ich Gründe zu glauben, daß meine Frau Kunde von demſelben hatte. Ich ſagte ihnen alſo, ſie möchten mich, wenn ſie wollten, nur verlaſſen, und das thaten ſie, nahmen auch alle meine Kinder mit fort. Oto=pun=ne=be[1]) und deſſen Vetter, ein etwa vierzehnjähriger Knabe, blieben allein bei mir, und behandelten mich mit aller Sorgfalt, welche mein Zuſtand verlangte, während meine eigenen Verwandten mich meinem Schickſale überließen. Nach Verlauf von vier Tagen befand ich mich ſehr ſchlecht, ich konnte mich nicht aufrecht erhalten und war kaum im Stande, mich zu bewegen. Aber am zehnten Tage fing es an beſſer zu gehen.

Als ich wieder etwas zu Kräften gekommen war, machten wir uns gemeinſchaftlich auf den Weg nach dem Dorfe, und ließen die Hütten alle ſo ſtehen, wie ſie waren, einige mit Lebensmitteln, andere mit ziemlich werthvollen Gegenſtänden angefüllt. Unſer Handelsmann hielt ſich in einiger Entfernung vom Dorfe auf. Als wir nun die Stelle erreichten, wo die Pfade ſich theilen, verabredete ich mich mit Oto=pun=ne=be, an einem feſtgeſetzten Tage und an einem beſtimmten Orte zuſammen zu kommen. Wir waren beide pünktlich, und nachdem wir wieder zuſammengetroffen waren, erzählte er, was ſich im Dorfe ereignet hatte.

Kaum war er angekommen und hatte ſich in der Hütte niedergeſetzt, als auch ſchon Waw=be=be=naiſ=ſa erſchien und ihm gegenüber Platz nahm. Beide ſahen eine Weile einander ſchweigend an; da ſprach der letztere zu ihm: „Oto=pun=ne=be, Du biſt früher nie in unſer Dorf gekommen; ich kenne aber den Beweggrund, der Dich aus weiter Ferne zu uns führt, gar

---

1) Dieſer Name bedeutet Bär in der Sprache der Oſchibbeways; ein Bär war auch der Totem des genannten Mannes.
Anm. des amerikan. Herausgebers.

wohl, Du haſt keine Brüder mehr, welche mit Dir eines Blutes ſind; ſie wurden von den Männern mit den langen Meſſern getödtet, und Du biſt thörig genug, einem Manne den Namen Bruder zu geben, welchen ich kürzlich geſchlagen habe.“

Oto-pun-ne-be antwortete: „Es iſt nicht wahr, daß die mit den langen Meſſern mir einen Bruder getödtet haben; wäre das aber auch der Fall, ſo würde ich doch nicht leiden, daß Du über meinen Freund herſtürzeſt, der uns in Allem ähnlich iſt; ich würde nicht erlauben, daß Du ihn, wie geſchehen iſt, ohne Urſache und ohne Herausforderung beleidigſt und verwundeſt. Es iſt wahr, ich nenne ihn meinen Bruder, und will ihn auch als ſolchen rächen; aber ich mag nicht Blut in der Hütte eines Häuptlings vergießen, der mich als Freund aufgenommen hat.“

Bei dieſen Worten packte er Waw-be-be-naiſ-ſa bei der Hand, zog ihn aus der Hütte, und wollte ihm ſchon das Meſſer ins Herz rennen, als der Häuptling, ein ſehr ſtarker Mann, ihm in den Arm fiel, ihm das Meſſer wegnahm und es zerbrach. Darauf entſtand nun ein Ringkampf, drei oder vier Männer ſtürzten zumal über Oto-pun-ne-be her; dieſer aber, ein kräftiger Mann und eingedenk des Zweckes ſeiner Reiſe, ließ den Waw-be-be-naiſ-ſa nicht los, der erſt dann befreiet ward, nachdem ihm zwei Rippen zerbrochen waren. Oto-pun-ne-be war ſelbſt im Rauſche ein ſehr friedlicher Menſch, und wenn er ſich in einen Streit miſchte, ſo that er es, wie in dieſem Falle, mehr für einen Freund, als ſeiner eigenen Perſon wegen.

Ich war zufrieden, daß Waw-be-be-naiſ-ſa auf dieſe Weiſe eine Züchtigung erhalten hatte; zwei zerbrochene Rippen ſchienen mir eine genügende Ausgleichung für den Schlag zu ſeyn, welchen ich auf den Kopf erhalten hatte. Mein Freund und ich ſchmauſeten bei einer feſtlichen Mahlzeit; denn meine Wiedergeneſung war ſo raſch vor ſich gegangen, daß ich hatte Wildpret ſchießen können. Als wir nach dem verlaſſenen Lager zurück kamen, fanden wir noch Alles in dem Zuſtande, wie beim Abzuge der Indianer. Zehn Tage ſpäter kamen ſie, einer nach dem andern, wieder zurück, um zu holen, was ihnen gehörte. Oto-pun-ne-be nahm mein Kanot, um nach dem rothen Fluſſe zurück zu kehren, wo er ſich angeſiedelt hatte.

Die übrigen Indianer nahmen ihre Hütten, Lebensmittel und Geräthſchaften. Ich beſaß damals einen beträchtlichen Vorrath an gedörrtem Fleiſche, der gut und gern hinreichte, um meine und meiner Familie Bedürfniſſe ein Jahr lang zu befriedigen. Ich packte meine beſte Habe zuſammen und reiſte allein nach Mackinack ab, von wo ich nach den Staaten zurück zu kehren und dann einige meiner Verwandten zu treffen hoffte, vorausgeſetzt, daß noch einige derſelben am Leben waren.

Am Regenſee traf ich Herrn Giaſſon und mehrere andere Agenten der Hudſonsbay-Compagnie. Alle ſagten mir, es würde gefährlich für mich ablaufen, wenn ich mit Beamten der Nordweſt-Compagnie zuſammenträfe, weil dieſe noch wüthend über mein früher beobachtetes Betragen wären. Ich wußte, daß die Agenten der Hudſonsbay-Compagnie, die mit dem untern Theile des obern See's keine Verbindung unterhielten, mir nicht zu Hülfe kommen konnten, und daß, wenn ich allein ging, mir unfehlbar einige Weiße von der Nordweſt-Compagnie begegnen mußten.

Ich entſchloß mich daher, geradezu nach dem Regenſee zu gehen, wo ich meinen früheren Handelsmann, Herrn Tace, traf, der ſich grade am Ufer des See's aufhielt, als ich in einem kleinen Kanot ankam. Er ſagte mir, ich möchte in ſein Haus kommen und ich folgte ihm. Nun fragte er mich in einem ſehr ſtrengen Tone, weshalb ich her gekommen ſey? „Weshalb ſuchſt Du Deine Freunde von der Hudſonsbay-Geſellſchaft auf?“ Ich entgegnete ihm, ich wollte nach den Staaten zurückkehren. „Das hätteſt Du längſt thun ſollen;“ gab er mir zur Antwort. Ich blieb zwanzig Tage bei ihm; er behandelte mich ſehr gut, und brachte mich in ſeinem eigenen Kanot nach Fort William. Von da ſchickte mich der Doctor Mac Laughlin in einer ſeiner Barken nach dem St. Marien-Waſſerfalle; und Herr Ermatinger nahm mich mit nach Mackinack. Alle Agenten der Nordweſt-Compagnie, welche ich unterwegs antraf, behandelten mich ſehr gut, und keiner ſagte mir auch nur ein Wort über meine Verbindungen mit der Hudſonsbay-Geſellſchaft.

Vierunddreißigſtes Capitel.

Reiſe nach Detroit. — Zuſammentreffen mit Kiſch-kau-ko. — Familienerinnerungen. — Achtung der Indianer vor dem Eigenthume der Weißen. — Ungaſtlichkeit der weißen Grenzbewohner. — Gaſtfreiheit eines Indianers. — Moro. — Indianiſches Juſtiz-Leichenbegängniß. — Spiele zu Ehren der Verſtorbenen. — Der Mörder wird von der Mutter des Erſchlagenen an Kindesſtatt angenommen.

Major Puthuff, indianiſcher Agent der vereinigten Staaten zu Mackinack, gab mir ein Kanot aus Birkenrinde, einige Lebensmittel und einen Brief an den Gouverneur Caß in Detroit. Mein Kanot wurde an einen Schooner befeſtigt, an deſſen Bord ich ging. Ein Herr, deſſen Namen ich vergeſſen habe, ſorgte für mich, und ich glaube, derſelbe war vom Major ausdrücklich mitgeſchickt, um ſich meiner anzunehmen. Die Ueberfahrt dauerte fünf Tage; als wir an's Land ſtiegen, ſagte der Gentleman, ich möchte auf ihn warten. Ich habe ihn jedoch niemals wieder geſehen.

Am andern Tage ging ich in den Straßen umher und blieb dann ſtehen, um Alles, was ich ſah, genau zu betrachten. Endlich erblicke ich einen Indianer, gehe geradeswegs auf ihn zu und frage, wer er ſey und woher er komme? — Ein Ottawah von Saugenong, gab er mir zur Antwort. — Kennſt Du Kiſch-kau-ko? — Er iſt mein Vater. — Wo iſt ſein Vater, Dein Großvater Manito-o-gheezhik? — Der iſt geſtorben, als zum letzten Male die Blätter abfielen. — Da bat ich ihn, er möge ſeinen Vater aufſuchen und ihn zu mir bringen; aber der Alte wollte nicht.

Als ich am andern Morgen in den Gaſſen umherſchlenderte, um mich ein wenig umzuſehen, ward ich einen alten Indianer gewahr, und lief ihm nach. Er hörte mich kommen, drehete ſich um, blickte mich ſcharf und etwas unruhig an, und ſchloß mich dann in ſeine Arme. Es war Kiſch-kau-ko [1]). Er glich

---

1) Dieſer Mann war in Michigan und in andern Gegenden der Nordweſtgrenze durch viele von ihm verübte Mordthaten und Räubereien ſehr berüchtigt. Er ſtarb im Herbſte 1825 im Gefängniſſe zu Detroit.

keineswegs mehr dem jungen Manne, welcher mich vor vielen Jahren zum Gefangenen gemacht hatte. Mit großer Lebhaftigkeit fragte er mich, wie es mir gegangen ſey, und wo ich mich ſeit unſerer Trennung aufgehalten hätte. Ich bat ihn, mich zum Gouverneur Caß zu führen; allein er weigerte ſich deſſen, und erſchrak, als ich ihm dieſen Antrag machte.

Da ich wohl ſah, daß er mir dieſen Dienſt nicht leiſten wollte, ſo nahm ich den Brief des Major Puthuff zur Hand, ließ mir von Indianern des Gouverneurs Haus zeigen, und wollte unverzüglich eintreten; allein ein Soldat, welcher vor der Thür auf- und abging, verſperrte mir den Weg. Zum Glücke ſah ich den Gouverneur auf der Hausflur ſitzen, und hielt ihm den Brief hin, worauf er dem Soldaten befahl, mich einzulaſſen. Als er das Schreiben geleſen hatte, reichte er mir die Hand und ließ einen Dolmetſcher kommen, durch deſſen Vermittelung er ſich lange Zeit mit mir unterhielt. Kiſch-kau-ko wurde gleichfalls geholt, und beſtätigte, was ich über meine Entführung und meinen zweijährigen Aufenthalt unter den Ottawah's von Saugenong erzählt hatte.

Damals erfuhr ich von Kiſch-kau-ko einige Einzelnheiten über meine Entführung, welche ich gleich zu Anfang meiner Erzählung mitgetheilt habe; und wovon mir immer ein freilich nur ſchwacher Schimmer im Gedächtniſſe zurück geblieben war. Ich glaubte immer noch, daß beinahe alle Angehörigen meiner Familie bei dem zweiten Zuge, welchen Manito-o-gheezhik nach der Mündung des Big-Miami unternommen hatte, ums Leben gebracht worden ſeyen, weil der Alte mir den Hut meines Bruders mitgebracht hatte, um mir den Beweis davon in die Hände zu geben. — Iſt es wahr, fragte ich nun Kiſch-kau-ko, daß Dein Vater alle meine Verwandten ermordet hat? — Er ſagte: Nein. Manito-o-gheezhik war in dem Jahre, welches auf meine Entführung folgte, und in derſelben Jahreszeit in jene Gegend zurück gekehrt, und hatte meinem Vater und deſſen Arbeitern vom frühen Morgen bis zum Mittage aufgelauert. Alle Weißen, mein neunzehnjähriger Bruder, welcher mit einem Geſpanne Pferde arbeitete, allein ausgenommen, waren nach Hauſe gegangen. Er hatte die Zügel über ſeinen Nacken gehängt; da ſtürzten die Indianer über ihn her, die Pferde wollten davon

rennen; da verwickelte ſich mein Bruder in's Riemwerk, fiel zu Boden und wurde von den Indianern gefangen genommen. Ohne Weiteres ſchoſſen die Ottawahs die Pferde mit Pfeilen todt und ſchleppten meinen Bruder in den Wald. Als es Nacht geworden war, ſetzten ſie über den Ohio und machten erſt Halt, als ſie eine weite Strecke zurückgelegt hatten. Mein Bruder wurde, nachdem ſie ihm die Hände auf dem Rücken zuſammengeknebelt hatten, an einen Baum gebunden; auch um Hals und Bruſt ſchlangen ſie ihm einen Riemen, dieſen aber nagte er mit den Zähnen durch; es gelang ihm, eine Hand frei zu machen, er zog ein Federmeſſer aus der Taſche und durchſchnitt die Bande, lief geradeswegs an den Ohio und ſchwamm über den Fluß. Die Indianer, durch das von ihm verurſachte Geräuſch aus dem Schlafe geweckt, rannten ihm durch den Wald nach, allein die Nacht war finſter und ſie holten ihn nicht ein. Sein Hut war liegen geblieben, und dieſen nahmen ſie mit, um mich glauben zu machen, daß mein Bruder von ihnen getödtet ſey, während er doch ſchon bei Sonnenaufgang wieder im väterlichen Hauſe angelangt war.

Der Gouverneur gab mir Kleider, die ſiebenzig Dollars werth waren, und ich wohnte eine Zeit lang bei ſeinem Dolmetſcher, etwa eine (engliſche) Meile von des Gouverneurs Hauſe entfernt. Dort ſollte ich bis zu der Zeit bleiben, in welcher eine große Vereinigung von Indianern und weißen Männern zu St. Mary am Miami Statt zu finden pflegt. Nachher wollte er mich zu meinen Verwandten am Ohio zurück bringen laſſen.

Ich wartete wenigſtens zwei Monate, und meine Ungeduld, die Reiſe fortzuſetzen, ſtieg von Tag zu Tage. Endlich reiſte ich mit Be-naiſ-ſa, Kiſch-kau-ko's Bruder und acht andern Indianern, welche ſämmtlich zu der großen Verſammlung wollten, ab. Da ich mich ohne des Gouverneurs Wiſſen entfernte, ſo nahm ich keinerlei Art von Vorräthen mit. Bald hatten wir viel durch Anſtrengungen und noch mehr vom Hunger zu dulden, beſonders ſeit wir die Stromſchnellen des Miami, wo wir unſer Kanot ließen, hinter uns hatten. Die Indianer, welche uns begegneten, beſaßen zwar Lebensmittel in Fülle, weigerten ſich jedoch in der Regel, uns etwas abzugeben. Mehr als

einmal machten wir Halt, um neben dem Getreidefelde eines weißen Mannes zu ſchlafen. Das Korn war reif, wir waren halb todt vor Hunger, und doch wagten wir nicht, etwas davon zu nehmen. Eines Abends blieben wir bei einem Hauſe ſtehen, das recht hübſch ausſah. Neben demſelben befand ſich ein großes mit Getreide beſtelltes Feld. Die Indianer, beinahe todt vor Hunger, ſagten zu mir: „Schaw-ſchaw-wa-ne-ba-ſe, Du biſt weit her gekommen, um Deine Verwandten zu ſehen, geh hinein, und ſieh zu, ob ſie Dir etwas zu eſſen geben.“ — Ich ſtellte mich darauf an die Thür; aber die Weißen, welche gerade beim Eſſen ſaßen, jagten mich fort, und die Indianer verſpotteten mich.

Als wir einige Zeit nachher mitten auf dem Wege uns zum Schlafen niedergelegt hatten, kam ein Reiter daher, und fragte in der Ottawahſprache, wer wir wären. Einer der Indianer entgegnete: Wir ſind Ottawah's und Oſchibbeway's; wir haben ein Langmeſſer (ſie deuteten auf die Säbel, welche die Weißen und namentlich die Soldaten tragen) bei uns; der iſt vor vielen Jahren von Kiſch-kau-ko zum Gefangenen gemacht worden. Der Reiter wußte, wer wir waren und wohin wir wollten, und ſagte uns, er heiße Ah-koo-nah-goo-zik. Wenn ihr gut auf den Beinen ſeyd, ſprach er, ſo werdet ihr morgen Nachmittag in meiner Wohnung ſeyn und eine gute Mahlzeit finden. Ich muß die ganze Nacht unterwegs ſeyn, um früh anzukommen. Mit dieſen Worten verließ er uns.

Am andern Morgen waren alle meine Kräfte dermaßen erſchöpft, daß ich abwerfen mußte, was ich trug. Ein Indianer nahm mein Gewehr, ein anderer meine Decke, und gegen Abend kamen wir an die Stelle, wo der Miami ſich theilt. Dort fanden wir ein Indianerdorf, ein Comptoir und mehrere weiße Familien. Ich wandte mich an den Handelsmann und ſagte ihm, wie es mir und meinen Gefährten, den Indianern, gehe; allein er wollte uns nicht helfen. Am andern Tage war ich unfähig meinen Weg fortzuſetzen. Endlich erbarmten ſich unſerer einige Indianer, und ihnen verdankten wir es, daß es uns möglich war, das gaſtliche Dach Ah-koo-nah-goo-zik's zu erreichen.

Dieſer Mann ſetzte uns zwei große mit Getreide gefüllte Schüſſeln und Wildpret vor, welches er im Voraus hatte kochen

laſſen. Die eine Schüſſel, nebſt Tellern und Holzlöffeln, ſtellte er vor mir hin, die andere gab er dem Be-naiſ-ſa. Als wir gegeſſen hatten, ſagte er, es werde wohl für uns am beſten ſeyn, wenn wir zehn oder fünfzehn Tage bei ihm ausruhen wollten, denn er habe Getreide in Menge und Wild ſey im Ueberfluſſe vorhanden. Ich antwortete ihm, daß die Reiſe, deren Ziel ich nun bald erreichen würde, ſeit langen Jahren mein innigſter Wunſch geweſen wäre; meine Ungeduld, zu erfahren, ob noch einige meiner Verwandten am Leben wären, ſey auf's Höchſte geſtiegen; ich würde mich jedoch glücklich ſchätzen, einige Tage bei ihm zu bleiben. Zugleich bat ich ihn, mir ein Pferd zu borgen, auf welchem ich bis Kau-wiſ-ſe-no-ki-ug oder St. Mary reiten wollte. — Das ſoll geſchehen! gab er mir zur Antwort.

Als wir am feſtgeſetzten Tage früh morgens unſere Anſtalten zur Abreiſe trafen, führte er mir ein hübſches Pferd vor, gab mir den Zaum in die Hand und ſprach: „das gebe ich Dir zu Deiner Reiſe." Ich ſagte ihm nicht, daß ich es zu Kau-wiſ-ſe-no-ki-ug laſſen wollte; denn ich wußte, daß in ſolchen Angelegenheiten die Indianer wiederholte Betheuerungen nicht gern haben. Nach zwei Tagen kam ich auf dem zur Verſammlung beſtimmten Platze an. Die Indianer waren noch nicht da, indeſſen hatte ſich ſchon ein Mann eingefunden, um den Ankommenden Lebensmittel auszutheilen. Gleich nach meiner Ankunft überfiel mich ein heftiges Fieber, das mir ſehr peinlich war, obgleich ich dabei aus meiner Hütte gehen konnte.

Zehn Tage ſpäter ſetzte ein junger Ottawah, welchen Be-naiſ-ſa zu meiner Verfügung geſtellt hatte, damit er während meiner Krankheit mich pflegen und mit Nahrung verſorgen ſollte, über die kleine Bucht, und ging zu einem Lagerplatze der Potawatomies, welche kürzlich erſt dort angekommen waren, und ſich nun allen Ausſchweifungen der Völlerei überließen. Um Mitternacht wurde er trunken zurückgebracht, und einer der Männer, welche ihn begleitet hatten, ſprach: „Gib acht auf den jungen Mann, er hat einen böſen Streich verübt."

Ich weckte Be-naiſ-ſa, um Feuer zu machen; und als es brannte ſahen wir jenen Ottawah aufrecht ſtehen: er hielt ein Meſſer in der Fauſt, ſein Arm und ein großer Theil des Körpers

waren mit Blut bedeckt. Die Indianer vermochten es nicht, ihn dahin zu bringen, daß er ſich ſchlafen legte; als aber ich es ihm befahl, gehorchte er augenblicklich. Ich verbot allen jede Nachfrage über das, was geſchehen war, und ſagte, ſie ſollten thun, als bemerkten ſie das blutige Meſſer gar nicht.

Als er am andern Morgen aus ſeinem tiefen Schlafe erwachte, wußte er gar nichts von Allem, was vorgegangen war. Er ſagte uns, daß er ſchwer betrunken geweſen zu ſeyn glaube; nun ſey er hungrig und wolle eſſen. Er war von Erſtaunen ganz betroffen, als ich ihm ſagte, er habe einen Menſchen getödtet. Er erinnerte ſich nur, daß er während des Rauſches Geſchrei ausgeſtoßen habe, als es ihm beigefallen wäre, daß an derſelben Stelle vor vielen Jahren die Weißen ſeinen Vater ermordet hätten. Er war jetzt ſehr betrübt, und eilte ſogleich fort, um den Mann, welchen er getödtet, zu betrachten. Der Unglückliche athmete noch. Von den Potawatomies erfuhren wir, daß er nach einem jungen Menſchen geſtochen habe, der berauſcht und ſinnlos auf der Erde ausgeſtreckt lag, daß zwiſchen beiden keinerlei Streit vorgefallen war, und der Mörder wahrſcheinlich gar nicht wußte, wer eigentlich ſein Opfer war. Die Verwandten des Ottawah ſagten kein Wort, aber der Dolmetſcher des Gouverneurs überhäufte den Ottawah mit vielen Vorwürfen.

Jedermann ſah wohl, daß der junge Potawatomie von ſeinen Wunden nicht wieder geneſen würde und daß ſein letzter Augenblick nahe war. Als unſer Gefährte zurück kam, fand er, daß wir beträchtliche Geſchenke in Bereitſchaft hielten. Der Eine hatte eine Decke gegeben, der Andere ein Stück Zeug, der Dritte noch etwas Anderes und ſo fort. Er nahm Alles zuſammen, legte es neben den Verwundeten auf den Boden, und ſprach zu deſſen Verwandten: „Meine Freunde, ich habe, wie ihr ſeht, dieſen Mann, Euern Bruder, getödtet; allein ich wußte nicht, was ich that, ich hatte keinerlei Zorn gegen ihn. Als er vor einigen Tagen in unſer Lager kam, habe ich ihn gern gehabt; meine Trunkenheit hat mich wahnſinnig gemacht, und von Rechtswegen gehört mein Leben Euch. Ich bin arm, ich lebe unter Fremden; aber mehrere von denen, welche mich aus meinem Lande hierher brachten, wollen mich gern wieder zu meiner

dianer vermochten es nicht,
ſchlafen legte; als aber ich
klich. Ich verbot allen jede
war, und ſagte, ſie ſollten
Meſſer gar nicht.
s ſeinem tiefen Schlafe er-
m, was vorgegangen war.
en geweſen zu ſeyn glaube;
. Er war von Erſtaunen
r habe einen Menſchen ge-
er während des Rauſches
n beigefallen wäre, daß an
e Weißen ſeinen Vater er-
betrübt, und eilte ſogleich
ödtet, zu betrachten. Der
en Potawatomies erfuhren
enſchen geſtochen habe, der
sgeſtreckt lag, daß zwiſchen
r, und der Mörder wahr-
tlich ſein Opfer war. Die
n Wort, aber der Dolmet-
n Ottawah mit vielen Vor-

unge Potawatomie von ſei-
würde und daß ſein letzter
fährte zurück kam, fand er,
Bereitſchaft hielten. Der
Andere ein Stück Zeug, der
fort. Er nahm Alles zu-
ndeten auf den Boden, und
ine Freunde, ich habe, wie
r, getödtet; allein ich wußte
ei Zorn gegen ihn. Als er
m, habe ich ihn gern ge-
ahnſinnig gemacht, und von
h. Ich bin arm, ich lebe
enen, welche mich aus mei-
mich gern wieder zu meiner

IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)

1.0 1.1 1.25 1.4 1.6 1.8 2.0 2.2 2.5 2.8 3.2 3.6 4.0

6"

Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

CIHM/ICMH
Microfiche
Series.

CIHM/ICMH
Collection de
microfiches.

Canadian Institute for Historical Microreproductions / Institut canadien de microreproductions historiques

© 1983

Technical and Bibliographic Notes/Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming, are checked below.

L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

- [ ] Coloured covers/ Couverture de couleur
- [ ] Covers damaged/ Couverture endommagée
- [ ] Covers restored and/or laminated/ Couverture restaurée et/ou pelliculée
- [X] Cover title missing/ Le titre de couverture manque
- [ ] Coloured maps/ Cartes géographiques en couleur
- [ ] Coloured ink (i.e. other than blue or black)/ Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)
- [ ] Coloured plates and/or illustrations/ Planches et/ou illustrations en couleur
- [ ] Bound with other material/ Relié avec d'autres documents
- [ ] Tight binding may cause shadows or distortion along interior margin/ La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la distortion le long de la marge intérieure
- [ ] Blank leaves added during restoration may appear within the text. Whenever possible, these have been omitted from filming/ Il se peut que certaines pages blanches ajoutées lors d'une restauration apparaissent dans le texte, mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont pas été filmées.
- [ ] Additional comments:/ Commentaires supplémentaires:

- [ ] Coloured pages/ Pages de couleur
- [ ] Pages damaged/ Pages endommagées
- [ ] Pages restored and/or laminated/ Pages restaurées et/ou pelliculées
- [X] Pages discoloured, stained or foxed/ Pages décolorées, tachetées ou piquées
- [ ] Pages detached/ Pages détachées
- [X] Showthrough/ Transparence
- [ ] Quality of print varies/ Qualité inégale de l'impression
- [ ] Includes supplementary material/ Comprend du matériel supplémentaire
- [ ] Only edition available/ Seule édition disponible
- [ ] Pages wholly or partially obscured by errata slips, tissues, etc., have been refilmed to ensure the best possible image/ Les pages totalement ou partiellement obscurcies par un feuillet d'errata, une pelure, etc., ont été filmées à nouveau de façon à obtenir la meilleure image possible.

This item is filmed at the reduction ratio checked below/
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

10X	12X	14X	16X	18X	20X	22X	24X	26X	28X	30X	32X
							X				

The copy filmed here has been reproduced thanks to the generosity of:

Library of Congress
Photoduplication Service

The images appearing here are the best quality possible considering the condition and legibility of the original copy and in keeping with the filming contract specifications.

Original copies in printed paper covers are filmed beginning with the front cover and ending on the last page with a printed or illustrated impression, or the back cover when appropriate. All other original copies are filmed beginning on the first page with a printed or illustrated impression, and ending on the last page with a printed or illustrated impression.

The last recorded frame on each microfiche shall contain the symbol → (meaning "CONTINUED"), or the symbol ▼ (meaning "END"), whichever applies.

Maps, plates, charts, etc., may be filmed at different reduction ratios. Those too large to be entirely included in one exposure are filmed beginning in the upper left hand corner, left to right and top to bottom, as many frames as required. The following diagrams illustrate the method:

L'exemplaire filmé fut reproduit grâce à la générosité de:

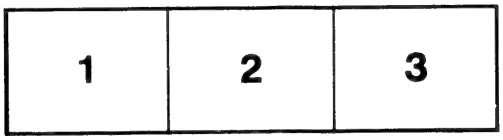
Library of Congress
Photoduplication Service

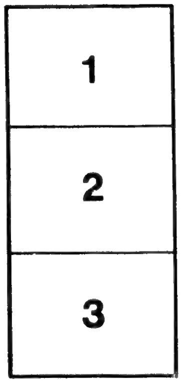
Les images suivantes ont été reproduites avec le plus grand soin, compte tenu de la condition et de la netteté de l'exemplaire filmé, et en conformité avec les conditions du contrat de filmage.

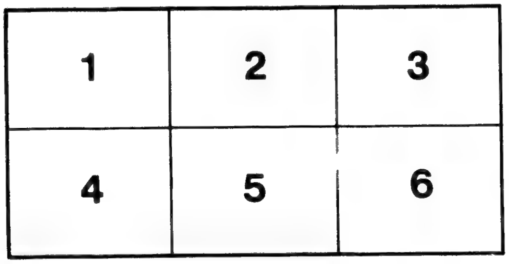
Les exemplaires originaux dont la couverture en papier est imprimée sont filmés en commençant par le premier plat et en terminant soit par la dernière page qui comporte une empreinte d'impression ou d'illustration, soit par le second plat, selon le cas. Tous les autres exemplaires originaux sont filmés en commençant par la première page qui comporte une empreinte d'impression ou d'illustration et en terminant par la dernière page qui comporte une telle empreinte.

Un des symboles suivants apparaîtra sur la dernière image de chaque microfiche, selon le cas: le symbole → signifie "A SUIVRE", le symbole ▼ signifie "FIN".

Les cartes, planches, tableaux, etc., peuvent être filmés à des taux de réduction différents. Lorsque le document est trop grand pour être reproduit en un seul cliché, il est filmé à partir de l'angle supérieur gauche, de gauche à droite, et de haut en bas, en prenant le nombre d'images nécessaire. Les diagrammes suivants illustrent la méthode.







F
ne
ſi
w

b
H
di
u
D
d
D
u
I
h
e
G
h

L
G
d
G
n
d
L
ſ

d
ſ
d
n
n
n
n
ſ
l
A

Familie führen; daher ſchicken ſie mich zu Euch mit dieſem kleinen Geſchenke. Mein Leben liegt in Eurer Hand, und hier ſind meine Geſchenke; nehmt, was ihr wollt; meine Freunde werden ſich nicht darüber beklagen."

Nachdem er dieſe Worte geſprochen hatte, ſetzte er ſich neben dem Verwundeten nieder, ließ den Kopf hängen, hielt beide Hände vor die Augen und erwartete den Todesſtreich. Aber die hochbejahrte Mutter des Schlachtopfers trat ein wenig vor und ſprach: „Was mich und meine Kinder betrifft, ſo ſtehe ich Dir dafür, daß wir Dir nicht an's Leben wollen; aber gegen den Zorn meines Mannes, der gerade abweſend iſt, vermag ich Dich nicht zu ſchützen. Indeſſen nehme ich Dein Geſchenk an und werde bei meinem Manne zu Deinen Gunſten ſprechen. Ich weiß, Du haſt nicht aus Vorbedacht oder Haß dieſes Unheil angerichtet, weshalb ſollte Deine Mutter weinen, wie ich es jetzt muß." Sie nahm die Geſchenke, und der Gouverneur Caß war zufrieden über die Wendung, welche dieſe Angelegenheit genommen hatte.

Am andern Morgen ſtarb der Verwundete, und mehrere Leute von unſerer Partei waren dem Mörder behülflich, ein Grab zu graben. Als die Vorbereitungen beendigt waren, ſchenkte der Gouverneur dem Todten Decken, Kleidungsſtücke und andere Gegenſtände, welche, nach indianiſchem Brauche, mit dem Leichname begraben werden ſollten. Dieſe Gaben wurden am Rande der Grube zerſtückelt; allein die alte Frau machte den jungen Leuten den Vorſchlag, ſie möchten dieſelben nicht einſcharren, ſondern unter ſich ausſpielen.

Da es mancherlei Gegenſtände waren, ſo folgten verſchiedene Spiele aufeinander; es wurde geſchoſſen, geworfen, geſprungen und gerungen; das ſchönſte Stück Tuch blieb aber dem vorbehalten, welcher im Wettlaufe den Sieg davon tragen würde. Und dieſen gewann der Mörder ſelbſt. Die alte Frau rief ihn zu ſich und ſprach: „Junger Mann, mein Sohn war mir ſehr werth; ich fürchte, daß ich ihn viel und oft beweinen werde; ich wäre glücklich, wenn Du an ſeiner Statt mein Sohn ſeyn, mich lieb haben und für mich Sorge tragen wollteſt; nur bin ich vor meinem Manne beſorgt." — Der Jüngling, der die Bemühungen, ihm das Leben zu retten, dankbar anerkannte,

nahm von Herzen gern dieſen Antrag an [1]). Der Gouverneur indeß, welchem zu Ohren gekommen war, daß mehrere Freunde des Todten immer noch entſchloſſen waren, ſich an dem Mörder zu rächen, ſchickte ſeinen Dolmetſcher zu dem jungen Ottawah, und ließ ihn eindringlich ermahnen, unverzüglich zu fliehen und ſich in ſein Heimathland zu begeben. Anfangs weigerte er ſich deſſen, aber Be-naiſ-ſa und ich gaben ihm denſelben Rath wie der Gouverneur, leiſteten ihm bei ſeinen Vorbereitungen hülfreiche Hand, und noch in derſelben Nacht verließ er uns.

Am andern Morgen ſehr früh ſah ich zwei Freunde des getödteten jungen Mannes auf unſere Hütte zu kommen. Anfangs war ich etwas beſtürzt darüber, denn ich glaubte, ſie kämen in der Abſicht, eine Gewaltthat zu verüben; allein bald bemerkte ich, daß ſie ohne Waffen waren. Sie traten in die Hütte, und blieben lange ſitzen, ohne ein Wort zu ſprechen. Endlich ſagte der Eine: „Wo iſt unſer Bruder? Wir ſind bei uns oftmals allein und möchten gern mit ihm Geſpräche führen.“ Ich entgegnete, er ſey ganz kürzlich fortgegangen, würde aber bald wieder kommen. Sie warteten lange auf ihn, und drangen darauf, ihn zu ſehen; da ging ich hinaus und rief ſeinen Namen. Doch glaubte ich feſt, daß keine Antwort erfolgen würde. Allein er erſchien und trat mit mir in die Hütte. Anſtatt unſerem Rathe zu folgen und in ſeine Heimath zurück zu kehren, hatte er ſich, einige Schritte weit von unſerer Hütte entfernt, in ein Gebüſch gelegt, von dieſem Verſtecke aus die Beiden kommen ſehen, und legte ihrem Kommen keine feindſelige Abſicht unter. Sie drückten ihm die Hand und behandelten ihn mit großer Freundlichkeit. Bald erfuhren wir, daß alle Gerüchte von Racheplänen, die man ihnen andichtete, völlig ungegründet waren.

1) Das kommt häufig vor, und wird von Lafitau I. 494 beſtätigt.

Fünfunddreißigſtes Capitel.

Lehren eines indianiſchen Greiſes. — Bewohner von Kentucky. — Fieber. — Barſches Benehmen eines Anſiedlers. — Rückkehr unter die Weißen. — Eduard Tanner. — Theilnehmende und ungaſtliche weiße Leute. — Sitten auf der Grenze.

Da die Verſammlung ſich bald trennen wollte, lud mich Gouverneur Caß ein, mit ihm zu ſpeiſen, und mehrere Gentleman's wollten mit mir zechen. Als ich vom Tiſche aufgeſtanden war, hatte ich Mühe, meine Hütte wieder zu erreichen. Einige Tage ſpäter ſagte mir der Dolmetſcher, der Gouverneur wäre begierig geweſen zu ſehen, bis zu welchem Grade ich die Leidenſchaft der Indianer für ſtarke Getränke theile, und ob ich mich im Rauſche eben ſo betragen würde, wie ſie. Der Wein hatte jedoch nicht ſo ſtark auf mich gewirkt, daß ich mir meiner nicht mehr bewußt geweſen wäre. Ich hatte mich niedergelegt und wachte auf, ohne nur die geringſte Folge des Rauſches zu ſpüren.

Einige Potawatomies ſtahlen das Pferd, welches mir unterwegs der gütige Alte, Ah-ku-na-gu-zik, geliehen hatte; die jungen Leute jedoch, welche bei meinem Freunde Be-naiſ-ſa waren, machten es wieder ausfindig, und ich ſtellte es ſeinem Eigenthümer, welcher auch zur Verſammlung gekommen war, zurück. Als Gouverneur Caß vernahm, wie gütig dieſer Mann gegen mich geweſen war, beſchenkte er denſelben mit einem werthvollen Sattel. Der Alte weigerte ſich eine Zeitlang, denſelben anzunehmen; als man ihn aber endlich dazu bewogen hatte, bezeugte er ſich äußerſt dankbar. Er ſprach: „Es haben mir die Greiſe geſagt, welche mich vor vielen Jahren unterrichteten, als ich noch ein Knabe war: ich ſollte gut ſeyn und allen Menſchen Gutes thun, beſonders den Fremden, welche aus einer weit entlegenen Gegend kommen, überhaupt allen, die ich in einem hülfloſen und verlaſſenen Zuſtande ſähe. Wenn ich das thäte, ſagten ſie mir, dann würde auch der große Geiſt an mich denken, mir Gutes thun und mich für mein Betragen belohnen. Für dieſen Menſchen hier habe ich nur ſo wenig gethan, und was für eine große Belohnung habe ich nicht erhalten!“

Er drang in mich, ich ſollte ſein Pferd nehmen, das ſeiner Meinung nach bei weitem nicht ſo viel werth war, als jener Sattel, und ließ mir keine Ruhe deshalb. Endlich gab ich unter der Bedingung nach, daß er es ſo lange behalten ſollte, bis ich es ihm abfordern würde. Der Gouverneur gab mir Sachen, die wohl zwanzig Dollars werth ſeyn mochten. Da ich eine weite Reiſe zu machen hatte, ſo kaufte ich ein Pferd für achtzig Dollars, die in Waaren bezahlt wurden. Bei den Meeting (der Indianerverſammlung) waren zwei Männer aus Kentucky anweſend, welche mehrere meiner Verwandten kannten; der Eine hatte ſogar in ſeiner frühen Jugendzeit in der Familie meiner Schweſter gelebt. Mit dieſen beiden machte ich mich auf den Weg, obſchon meine Geſundheit noch etwas ſchwankend war. Kurze Zeit nachher verſchlimmerte ſich mein Zuſtand dermaßen, daß ich nicht mehr zu Pferde ſitzen konnte. Da entſchloſſen ſie ſich, ein kleines Boot zu kaufen, und der eine übernahm es, mich zu Waſſer weiter fort zu ſchaffen, während der andere mit unſeren Pferden auf dem gewöhnlichen Wege fürbaß zog. Auf jener Strecke des Big-Miami trifft man auf viele Mühlenſchleuſen und andere Hinderniſſe. Selbſt die Reiſe auf dem Fluſſe war für mich ſehr angreifend, und dabei ging ſie langſam von ſtatten.

Endlich wurde ich ſo ſchwach, daß ich mich kaum noch bewegen konnte, und ich hielt vor dem Hauſe eines armen Mannes an, welcher am Ufer des Fluſſes wohnte. Da er Mitleid mit mir zu haben ſchien und ſehr geneigt war, mich ſorgfältig zu pflegen, ſo entſchloß ich mich, bei ihm zu bleiben. Der Mann, welcher bis jetzt mein Reiſegefährte geweſen war, ſagte mir, er nehme ſeinen Weg nach dem Ohio zu, wolle aber wieder kommen oder mir jemand Anders ſchicken.

Der Mann, in deſſen Hauſe ich blieb, verſtand einige Wörter von der Ottawahſprache, und verſäumte nichts, um mir meine Lage erträglich zu machen, bis mein Neffe kam, den mir meine Verwandten in Kentucky geſchickt hatten. Von ihm erfuhr ich, daß mein Vater im Jahre 1811, drei Monate nach dem großen Erdbeben, welches Neu-Madrid zerſtörte, geſtorben war; auch erzählte er mir manches Andere von meinen Angehörigen.

Unſere Reiſe bis Cincinnati, wo wir ein wenig ausruheten, war ſehr langweilig und beſchwerlich. Wir fuhren dann den Ohio in einer Barke hinunter. Mein Fieber kehrte regelmäßig Tag für Tag wieder, und wenn mich der Froſt überfiel, mußten wir immer eine Zeitlang ſtillhalten. Wir kamen daher auch nicht raſch von der Stelle. Wir hatten einen Mann bei uns, der meinem Neffen behülflich war, mich in das Schiff hinein und wieder heraus zu heben, denn ich war wie ein Gerippe geworden, und konnte ohne Unterſtützung weder aufrecht ſtehen noch eſſen.

Nach einem düſtern und bewölkten Tage kamen wir bei Einbruch der Nacht vor einem hübſchen Landgute an, deſſen Wohnhaus recht einladend ausſah. Wir ſtiegen aus unſerem Boote, als es ſchon dunkel geworden war. Meine beiden Begleiter nahmen mich beim Arme und führten oder trugen mich vielmehr bis vor das Haus. Mein Neffe ſetzte den Eigenthümer von unſerer Lage in Kenntniß und bemerkte ihm, wie ſchwierig und vielleicht lebensgefährlich es für mich ſeyn würde, wenn ich gezwungen wäre, weiter zu reiſen. Er ſchlug uns aber nichts deſto weniger ein Obdach ab, und warf uns, da mein Neffe dringend wurde, barſch vor die Thür.

Es war ſchon ziemlich ſpät am Abend, und die nächſte Pflanzung mochte anderthalb Meilen weit entfernt liegen. Da dieſelbe nicht am Strome, ſondern landeinwärts lag, ſo konnte unſer Boot uns nichts nützen und mein Neffe trug mich, mit Hülfe ſeines Gefährten, auf den Armen dorthin. Es mochte Mitternacht ſeyn, als wir vor einem großen, aus Backſteinen aufgeführten Gebäude ſtanden. Die Bewohner lagen alle in tiefem Schlafe, an keinem Fenſter war Licht zu ſehen, als aber mein Neffe an die Thür klopfte, kam ein Mann und öffnete. Sein Erſtes, was er that, war, mir Beiſtand zu leiſten, er half mir beim Hineingehen, und rief ſeine Frau und Tochter herbei, welche meinen Gefährten zu eſſen brachten. Für mich bereitete er eine Arzenei und brachte mich dann in ein Bett. So ſchlief ich denn bis zum ſpäten Morgen und blieb beinahe den ganzen Tag über in dieſem Hauſe, wo ich mit der größten Freundlichkeit behandelt wurde. Seitdem fühlte ich mich etwas wohler, und kam ohne weiteres Ungemach bis zu dem Orte, wo die

Kinder meiner Schweſter wohnten. Eine Nacht blieb ich bei einem meiner Neffen, Namens John, und ging dann zu einem ſeiner Brüder, bei welchem ich etwa einen Monat lang krank lag.

Damals erhielten meine Verwandten einen Brief, und machten mir begreiflich, daß derſelbe an mich gerichtet ſey; ich verſtand aber ſeinen Inhalt nicht, obſchon ſie mir denſelben zu verſchiedenen Malen vorlaſen. Seit meiner Ankunft hatte ich faſt immer das Bett gehütet, und da man mich beinahe immer allein ließ, ſo hatte ich noch nicht gelernt, mich verſtändlich auszudrücken, verſtand auch nicht, was mir andere ſagten. Ich befand mich übrigens ein wenig beſſer, konnte auch ſchon einigermaßen begreiflich machen, was ich wollte, als ein zweiter Brief anlangte. Nun erfuhr ich, daß mein Bruder Eduard, deſſen Namen ich niemals vergeſſen hatte, eine Reiſe nach dem rothen Fluſſe gemacht hatte, um mich aufzuſuchen. Einer meiner Oheime, welcher etwa hundert Meilen von meinem damaligen Aufenthaltsorte entfernt wohnte, lud mich ein, zu ihm zu kommen. Aber alle meine Gedanken waren auf meinen Bruder Eduard gerichtet, und ich verlangte nach meinem Gaule, um ihn am rothen Fluſſe aufzuſuchen. Etwa zwanzig bis dreißig Nachbarn traten zuſammen, um mich von dem Reiſeplane abzubringen; als ſie jedoch ſahen, daß ich feſt bei meinem Vorſatze blieb, gab jeder von ihnen mir etwas Geld, der Eine einen Schilling, der Andere ein Poar, noch andere reichten mir mehr, und ſo ritt ich fort.

Kaum mochte ich etwa zehn Meilen weit geritten ſeyn, als in Folge der Anſtrengung mich ein Krankheitsanfall heimſuchte, und ich mußte bei einem Manne einkehren, deſſen Namen ich ſpäter erfahren habe; er hieß Morgan. Bei ihm blieb ich vier Tage, und als ich nach Ablauf derſelben mein Pferd verlangte, verſammelten ſich auch hier Leute um mich und machten mir einige Geſchenke. Der Eine ſteckte mir Brot in einen Sack, der Andere band ein Spanferkel hinter meinem Sattel feſt, kurz ſie verſorgten mich mit Geld und Lebensmitteln.

Ich wollte nach Detroit zurückkehren; da ich aber noch ſehr ſchwach war, ſo begleitete mich Herr Morgan nach Cincinnati. Ich hatte die Bemerkung gemacht, daß ich krank wurde, ſobald ich in einem Hauſe ſchlief, und deshalb weigerte ich mich nun,

während dieſer Reiſe mich in einem ſolchen zur Ruhe zu legen; und wählte mir einen anderweitigen paſſenden Platz aus. Ich that recht daran, denn ich merkte bald, daß ich kräftiger wurde.

Als Herr Morgan Cincinnati verlaſſen hatte, ſetzte ich meine Reiſe allein fort, und bald fehlte es mir an Lebensmitteln. Damals rief mir ein alter Mann, der vor ſeiner Thür ſaß, zu: „Halt an, komm!“ von allem, was er mir ſagte, verſtand ich nur dieſe paar Worte; aus ſeinem ganzen Benehmen aber ſah ich, daß er es gut meinte, und ritt daher in ſeinen Hof. Er nahm mir mein Pferd ab und gab demſelben viel Korn zu freſſen. Ich ſelbſt ging in's Haus; er ſtellte mir viel Fleiſch vor, ich konnte es aber nicht eſſen, und nun reichte er mir Nüſſe, von denen ich mehrere verzehrte. Als er bemerkte, daß ich lebhaft wünſchte, weiter zu reiſen, ſattelte er mein Pferd, das ſich ſatt gefreſſen hatte, und führte es mir vor. Ich bot ihm Geld, er wollte aber nichts nehmen.

Ein paar Tage ſpäter hielt ich vor einem Hauſe ſtill, in deſſen Hofraume eine große Menge Korn aufgehäuft war; mein Pferd war faſt dem Hungertode nahe. Ich ritt hinein, zog einen Dollar aus der Taſche und gab ihn einem daſtehenden Manne; darauf nahm ich mehrere Garben Getreide und warf dieſe meinem Pferde vor. Ich konnte den Bewohnern dieſes Hauſes nicht begreiflich machen, daß mich hungerte, oder vielmehr, ſie ſchienen mich nicht verſtehen zu wollen. Ich trat in's Haus; die Frau ſchien ärgerlich zu ſeyn. Ich ſah ein Stück Brot liegen, zeigte auf daſſelbe hin und führte meine Hand zum Munde; aber ſie wollte auch dieſes Zeichen nicht verſtehen. Da nahm ich das Brot, führte es zum Munde, und that, als wollte ich es eſſen. Sie aber rief ihren Mann, der ſchnell herbei kam, mir das Brot wegriß, mich vor die Thür warf, auch meinem Pferde das Korn wegnahm, und rief, ich ſollte mich packen.

Darauf ging ich in ein großes, aus Backſteinen aufgeführtes Haus, und beſchloß, in dieſem mein Glück zu verſuchen; aber ein ſehr dicker Mann fuhr mich laut und barſch an. Was er ſagte, weiß ich nicht; aus ſeinen Bewegungen aber nahm ich ab, daß er mir den Eintritt verbot. Deſſen ungeachtet wollte ich hineingehen; er ſtürzte jedoch auf mich zu, packte mein Pferd

beim Baume und ſprach vielerlei zu mir. Ich merkte wohl ſo ungefähr, daß er mich für einen Indianer hielt. Er wollte mir mein Gewehr wegnehmen. Späterhin erfuhr ich, daß er eine obrigkeitliche Perſon war und eine Schenke hielt. Damals aber war ich hungrig, krank und ſehr reizbar; in meiner Hand hielt ich einen Hickoryſtock, der etwa ſo dick wie mein Daumen und drei oder vier Fuß lang ſeyn mochte; damit zog ich ihm einen ſo derben Hieb über das Geſicht, daß er mich los ließ, und ich machte mich davon. Zwei junge Männer, deren Pferde vor dem Hauſe angebunden waren, und die mir Reiſende zu ſeyn ſchienen, ſchloſſen ſich mir an, und wir zogen eine Strecke weit deſſelben Weges.

Jene Reiſe war ſehr beſchwerlich und unangenehm. Ich fühlte mich alle Tage ſchwächer und muthloſer, war wieder allein, fand bei den Leuten keine Theilnahme und litt viel von Hunger und Krankheit. Nachts ſchlief ich, meinem Entſchluſſe getreu, immer im Walde; aber es war für mich nicht leicht, Wildpret zu ſchießen, und meine Geſundheitsumſtände erlaubten mir nicht, weit vom Wege ab zu jagen.

Als ich ziemlich nahe bei der Quelle des Big-Miami war, und eines Abends einem Landmann einen Dollar geboten hatte, nichts deſto weniger aber von ihm fortgejagt worden war, ohne für mich oder mein Pferd das Geringſte erhalten zu haben, legte ich mich, eine geringe Strecke weit von ſeinem Hauſe entfernt, im Holze nieder, und machte mich, als, meiner Meinung nach, alle ſchliefen, auf die Beine, um ein wenig Korn für mein Pferd zu holen. Ich hatte denſelben Abend für mich ein Huhn gekauft, wovon ich einen Theil verzehrte, und am andern Morgen befand ich mich ein wenig beſſer. In jener Gegend wurden die Wohnungen immer ſeltener, die unangebaueten Zwiſchenräume immer größer. In einem Walde traf ich auf ein Rudel Schweine, tödtete eins davon und hing das Fleiſch an meinem Sattel auf. So war ich denn für eine Weile vom Hunger frei.

Am Erie-See lebte ein Handelsmann, den ich recht gut kannte, und der die Ottawahſprache ſo gut redete, wie ich ſelbſt. Als ich dieſen Mann aber um etwas Futter für mein Pferd anſprach, rief er, ich ſollte mich fortpacken, er gebe mir nichts.

Er beſann ſich jedoch gleich, und bot mir Korn für Bärenfleiſch; denn dafür hielt er das an meinen Sattel gebundene Schweinefleiſch. Ich wandte ihm jedoch den Rücken, ſetzte über den Miami und ſchlief im Walde.

In jener Nacht befand ich mich ſehr unwohl, und als ich am andern Morgen bemerkte, daß mein Pferd fortgelaufen war, ſah ich mich kaum im Stande, es aufzuſuchen. Ich ſchleppte mich jedoch bis an den Fluß, und bemerkte nun, daß ſich mein Thier auf dem andern Ufer befand. Ich rief den Handelsmann, deſſen Haus mir gerade gegenüber war, bei Namen, und bat ihn, er möge mir doch mein Pferd bringen oder ſchicken, denn ich ſey ſchwer krank. Er aber weigerte ſich deſſen. Da erſuchte ich ihn, mich im Kanot hinüber zu holen, denn in meinem Zuſtande möchte ich nicht gern den Körper naß machen. Auch das ſchlug er mir ab, und ſo blieb mir nichts anderes übrig, als durch den Fluß zu ſchwimmen. Ich nahm mein Pferd, und ritt wieder nach meinem Lagerplatze zurück, konnte jedoch an jenem Tage nicht weiter reiſen.

Am andern Morgen brach ich auf, und hatte das Glück, ein Haus zu finden, in welchem ich von der Frau mit großer Freundlichkeit behandelt wurde. Sie gab meinem Pferde Korn und ſetzte mir eingeſalzenes Schweinefleiſch vor; das reichte ich ihr jedoch zurück, weil ich es nicht eſſen konnte. Sie gab mir darauf friſches Wildpret, und davon nahm ich ein wenig. Sie lud mich durch Zeichen ein, unter ihrem Dache zu ſchlafen; allein ich dankte dafür, und wählte mir unweit von der Behauſung einen paſſenden Lagerplatz, wo ich das Fleiſch, welches ſie mir gegeben hatte, kochte. Noch ehe meine Mahlzeit fertig war, ſchickte ſie mir durch ein Kind etwas Brot und friſche Butter.

Am andern Morgen ritt ich weiter, und traf beinahe gar kein angebautes Land mehr. Im Dorfe, wo Ah-ku-nah-gu-zik wohnte, wollte ich nicht anhalten; ich hatte ſchon zu viele Verpflichtungen gegen dieſen Mann, und befürchtete, er möge noch einmal in mich dringen, ſein Pferd anzunehmen. Als ich etwa hundert Meilen von der Stadt Detroit entfernt ſeyn mochte, wurde meine Krankheit ſehr bedenklich; ich konnte nicht weiter fort, und entſchloß mich endlich, etwas Tartarus emeticus zu nehmen, welchen ich ſeit langer Zeit bei mir trug, und den ich

vom Doctor Mac Laughlin am Regenſee erhalten hatte. Als ich denſelben kaum verſchluckt hatte, fing es an zu regnen; mich fror, ich wurde naß und bekam einen furchtbar heftigen Krampf. Nach dem Regen bedeckte ſich die Oberfläche des Baches, an welchem ich lagerte, mit Eis; ich durchſtampfte daſſelbe, und blieb, um mir die Fieberhitze zu vertreiben, lange Zeit im Waſſer. Mehrere Tage lang lag ich ſchwer krank, konnte nicht von der Stelle, und hoffte nicht einmal mehr auf Geneſung. Endlich kamen zwei Männer mit dem Poſtwagen vorüber; einer von ihnen ſprach etwas Indiſch; ſie konnten jedoch, da ſie keine Zeit verlieren durften, nichts für mich thun.

Sechsunddreißigſtes Capitel.

Die beiden Brüder. — Die Kleider der Weißen. — Der Miſſiſſippi. — Lucie Tanner. — Rückkehr zu den Indianern. — Der rothköpfige Engländer. — Der indiſche Begräbnißplatz. — Die Maſern. — Prophetiſcher Traum. — Die zweite Frau. — Mackinack.

Endlich bekam ich einige Kräfte wieder, und vermochte weiter zu reiſen. Etwa zwei Tagereiſen von Detroit traf ich unterwegs einen Mann, der eine Sioupfeife in der Hand hielt. Seine auffallende Aehnlichkeit mit meinem Vater erregte im hohen Grade meine Aufmerkſamkeit. Ich bemühte mich, ihn zum Stillhalten zu bewegen und mich ihm bemerklich zu machen; er aber beachtete mich kaum und entfernte ſich. Zwei Tage ſpäter erfuhr ich, daß meine Ahnung ſich beſtätigt hatte; der Mann war mein Bruder geweſen. Der Gouverneur erlaubte mir nicht, ihm nachzueilen, weil er ſich vorgenommen hatte, unterwegs in allen Häuſern nach mir zu fragen, alſo nothwendig erfahren mußte, welchen Weg ich genommen hatte, und unverzüglich zurück kommen würde.

Des Gouverneurs Vermuthung war ganz richtig geweſen, denn drei Tage ſpäter kam mein Bruder zurück. Er hielt mich

lange in ſeinen Armen; da ich aber die engliſche Sprache nicht verſtand, ſo konnten wir uns nur mit Hülfe eines Dolmetſchers unterhalten. Er ſchnitt mir die langen Haare ab, welche ich damals nach Indianerſitte trug. Wir beſuchten zuſammen den Gouverneur Caß, der ſehr damit zufrieden war, daß ich meine bisherige Kleidung abgelegt hatte; aber die der Weißen war mir ſehr unbequem, und wenn ich es mir recht behaglich machen wollte, zog ich mich wieder wie ein Indianer an.

Ich wollte meinen Bruder gern bewegen, mich nach meinem Wohnſitze am Wälderſee zu begleiten; er aber beharrte dabei, ich ſollte mit ihm über den Miſſiſſippi gehen, und wir reiſten zuſammen ab. Der Militaircommandant des Fort Wayne nahm uns ſehr freundlich auf, und im Allgemeinen war unſere Reiſe recht angenehm. Nach vierzig Tagen langten wir in der Wohnung meines Bruders an; ſie lag am Miſſiſſippi, etwa funfzehn Meilen oberhalb von Neu-Madrid. Ein anderer meiner Brüder wohnte nicht weit von dort entfernt, und beide gingen mit mir in eine Gegend, etwa funfzehn Meilen jenſeits des Cap Girardeau, wo zwei von meinen Schweſtern lebten. Darauf fuhren wir, etwa ſechs oder ſieben an der Zahl, etwas oberhalb des Cap Girardeau über den Miſſiſſippi, gingen über Golkonda, an den Ohio und begaben uns nach Kentucky. In dieſem Staate, in der Nähe der kleinen Dörfer Salem und Princeton, wohnten viele von meinen Verwandten.

Meiner Schweſter Lucie hatte in der Nacht vor dem Tage meiner Ankunft geträumt ich käme durch ein Getreidefeld, welches ihr Haus umgab. Sie hatte zehn Kinder. Verwandte, Freunde, Nachbaren, alle kamen herbei, um Zeugen des Wiederſehens zu ſeyn. Obgleich wir uns einander nicht verſtändlich machen konnten, ſo vergoſſen doch alle viele Thränen. Am nächſten Sonntage war der Zuſammenfluß der Menſchen noch viel größer, im Hauſe meiner Schweſter wurde Gottesdienſt gehalten. Mein Schwager, Jeremias Rucker, wollte im Teſtamente meines Vaters einige Verfügungen zu meinen Gunſten finden. Er brachte mich daher nach Princeton und ſtellte mich der Behörde vor; es ließ ſich jedoch nichts thun. Meine Schwiegermutter, welche nicht weit entfernt wohnte, gab mir einhundert und ſiebenunddreißig Dollars.

Ich ging mit meinen männlichen und weiblichen Verwandten nach Scottsville, wo ein Oheim von mir wohnte, der mich gern ſehen wollte. Dort wurde für mich geſammelt, und ich erhielt hundert Dollars. Nach meiner Rückkehr brachte Oberſt Ewing aus Hopkinsville in einer einzigen Stunde, welche ich bei ihm zubrachte, auch hundert Dollars zuſammen, die er mir einhändigte. Dieſer Gentleman behandelte mich mit großer Aufmerkſamkeit und vielem Wohlwollen. Er iſt mir ſeit jenem Tage ein aufrichtiger und thätiger Freund geblieben.

Von Hopkinsville kehrte ich zu meiner Schwägerin zurück, und traf Vorkehrungen zu einer Reiſe an den Wälder-See. Mehrere meiner Verwandten, welche mich bis über den Miſſiſſippi begleitet hatten, gingen wieder heim, mein Bruder blieb jedoch mit ſeiner Frau bei mir; denn er wollte mich nicht verlaſſen. Von meinem Bruder Eduard, bei Neu-Madrid, kehrte ich nach Jackſon zurück, wo ich krank wurde. Durch die freiwilligen Gaben gaſtfreier, theilnehmender Menſchen, mit denen ich bekannt geworden war, beſaß ich damals fünfhundert Dollars in Silber. Mein Bruder beſorgte, dieſe beträchtliche Summe könnte mich, wenn ich allein ginge, Gefahren ausſetzen, und deshalb begleitete er mich.

Von Jackſon begaben wir uns gemeinſchaftlich nach St. Louis, wo wir den Gouverneur Clark trafen, der meinem Bruder ſchon früher, als er nach dem Norden reiſte, um mich aufzuſuchen, ſehr behülflich geweſen war. Dieſer nahm uns wohlwollend auf, und bot uns alle mögliche Unterſtützung an, deren wir nur bedürfen würden, um den Plan, meine Familie aus dem Indianerlande zu holen, auszuführen. Mein Bruder wollte viele Leute zu unſerem Beiſtande mitnehmen, um im Nothfalle meine Kinder mit Gewalt zu entführen; ich begab mich indeſſen eines Tages zum Gouverneur und bat ihn, nicht auf meinen Bruder zu hören, weil dieſer mit dem Lande, wohin wir wollten, nicht genau bekannt, und ſich auf die Mittel, welche unſerer Unternehmung das Gelingen ſichern könnten, eben ſo wenig verſtehe. Mein Wunſch war, weder von meinem Bruder, noch von irgend einem andern Weißen begleitet zu werden. Ich wußte wohl, daß jener die Anſtrengungen der Reiſe ſchwerlich würde ertragen und noch weniger, gleich mir, den ganzen Winter

hindurch in einer Indianerhütte leben können. Ja ich war überzeugt, daß er mich weit mehr hindern, als mir förderlich ſeyn würde.

Gouverneur Clark wollte mich den obern Miſſiſſippi hinauf nach dem Wälder-See ſchicken; allein ich konnte mich nicht entſchließen, dieſen Weg zu nehmen, weil ich dann durch das Land der Sioux hätte gehen müſſen. Er gab mir ein Mackinack-Boot, in welchem eine hinlängliche Anzahl von Ruderern ſaß, und das Platz genug für ſechszig Mann hatte. Außerdem ſchenkte er mir drei Faß Mehl, zwei Faß Schiffsbrot, Flinten, Zelte, Hacken und andere dergleichen Sachen. Endlich bewog ich meinen Bruder, zurück zu bleiben, und reiſte ab. Die heftige Strömung des Miſſiſſippi unterhalb der Mündung des Miſſouri überzeugte mich bald, daß ein ſo großes und ſchweres Fahrzeug für meine Reiſe ſehr unpaſſend war, und ich ließ es daher am Trageplatze der Sioux zurück. Von dort aus fuhr ich in meinem Kanot, von nur zwei Männern begleitet, bis zu den Quellen des Illinois und von da nach Chicago.

Ich hatte vom Gouverneur Clark einen Brief an den indianiſchen Agenten zu Chicago, Herrn Mackenzie. Da derſelbe kein Fahrzeug beſaß, das unverzüglich nach Mackinack hätte fahren können, ſo ließ er für mich ein aus Rinde zuſammengefügtes und mit Indianern bemanntes Kanot in Stand ſetzen. Dieſe Indianer aber ergaben ſich mehrere Tage hintereinander dem Trunke, und während dieſer Zeit kam ein Boot an, welches mich aufnahm. Zehn Tage blieb ich in Mackinack und Kapitain Knapp bot mir Ueberfahrt nach der Drummond-Inſel an. Doctor Mitchell und der indianiſche Agent, Oberſt Anderſon, behandelten mich ſehr freundſchaftlich. Der letztere machte eine Reiſegelegenheit bis zum St. Marinewaſſerfalle für mich ausfindig.

Dort blieb ich zwei oder drei Monate, weil Oberſt Dickſon, der ſelbſt ſich zu einer Reiſe anſchickte, nicht zugeben wollte, daß ich auf einem Boote der Nordweſtcompagnie, welches während meiner Anweſenheit zwei- oder dreimal abfuhr und wieder zurückkam, über den Obern-See fahren ſollte. Endlich ſegelte er ab, und nahm mich mit in ſein Schiff. Kaum waren wir eine Strecke weit vom Ufer entfernt, da gab er mir ein Ruder in die Hand, und ich mußte, ungeachtet meiner mißlichen Ge-

ſundheitsumſtände, arbeiten, ſo viel es meine Kräfte nur irgend erlaubten. Er ſetzte mich darauf, etwa zwanzig Meilen oberhalb des Fort William, ans Land, wo wir Herrn Giarſon fanden, welcher die Aufſicht über die der Hudſonsbay-Geſellſchaft angehörenden Waaren führte. Ich war ſehr mißvergnügt über das Benehmen des Oberſten Dickſon gegen mich, und ſagte beim Abſchiede: obwohl er mich ſo weit vom Ziele meiner Reiſe verlaſſen hätte, ſo würde ich doch früher nach Me-nau-zhe-tau-nung kommen, als er. Mein ganzes Gepäck ließ ich bei Herrn Giarſon zurück, und wurde mit einem alten Franzoſen Handels eins, der mich in einem Kanot über den See bringen ſollte. Meine Ueberfahrt war glücklich, und ich kam in der That eher an, als Oberſt Dickſon.

Meine Familie befand ſich wohl. Am andern Morgen ſagte man mir, daß ein rothköpfiger Engländer (denn als ſolchen bezeichneten die Indianer den Oberſt Dickſon) auf meine Hütte zukäme. Ich rief ihm aus derſelben zu, er möchte ja nicht eintreten: „Du findeſt mich hier in meiner Hütte, obwohl Du mich am Ufer des See's, fern von meiner Wohnung oder einem Orte, wo ich hätte Hülfe finden können, verlaſſen haſt. Mein Wigwam iſt nicht für einen Menſchen, wie Du biſt, gemacht; ich hoffe daher, Du wirſt ihn nicht betreten." Ich wußte recht gut, daß er Eſſen von mir verlangen werde, ich war jedoch feſt entſchloſſen, ihm weder etwas zu eſſen zu geben, noch ihn überhaupt nur zu ſehen.

Er verließ unſer Dorf, um auf dem Wege, welchen gewöhnlich die Indianer nehmen, nach dem rothen Fluſſe zu gelangen. Da das Waſſer außerordentlich niedrig ſtand, ſo hatte er viel auszuſtehen, und wäre beinahe, wie wir ſpäter erfuhren, vor Hunger geſtorben. Am Wege lag ein indianiſcher Begräbnißplatz, der ringsum eingehegt war. Auf demſelben ruhete einer meiner Schwäger, eine Tochter Oto-pun-ne-be's und andere meiner Verwandten und Freunde. Mehrere dieſer Gräber waren umzäunt, und auf jedem derſelben ſtand eine aus Zweigen aufgeführte Hütte. Oberſt Dickſon zerſtörte die Zäune ſowohl als die Hütten. Ein ſolches Benehmen empörte die Indianer; ſie nahmen ſich vor, ihn zu tödten und würden es gethan haben, wenn eine günſtige Gelegenheit dazu ſich dargeboten hätte; er

ging aber nach Pembinah, begab ſich von da zum Traverſe-See, und ließ ſich niemals wieder im Lande der Oſchibbeways blicken.

Einige Tage nach meiner Ankunft zu Me-nau-zhe-tau-nung erkrankte eines meiner Kinder an den Maſern, die damals unter den Indianern große Verwüſtungen anrichteten, und ſtarb. Auch die übrigen wurden nach der Reihe angeſteckt; ich wußte aber recht gut, wie man dieſe Krankheit behandeln muß, und ſo wurden alle gerettet. Bald nachher begann es, an Lebensmitteln zu fehlen, und ich traf gemeinſchaftlich mit Me-zhuk-ko-naun Vorbereitungen zu einer Jagdmedicin. Im Traume erblickte ich den jungen Mann, welcher mir ſchon bei ähnlichen Gelegenheiten erſchienen war; er ſchwebte, wie früher, ſo auch diesmal, herab, und ſtellte ſich vor mir hin.

Mit mehr Härte als ſonſt wohl tadelte er mich, daß ich über den Verluſt meines Kindes ſchreie und klage. „Von nun an," ſprach er, „wirſt Du mich nicht wieder ſehen, und der Pfad, den Du noch zu wandeln haſt, wird voll ſein von Dornen und Schlingkraut. Wegen der vielen Verbrechen und des ſchlechten Betragens Deiner Frau wird Deine Zukunft eine mühevolle ſeyn. Da Du mich aber gerufen haſt, ſo will ich Dir diesmal noch zu eſſen geben." Als er dieſe Worte ſprach, blickte ich vor mir hin, und ſah eine Menge Enten, welche einen Teich bedeckten; an einem andern Platze erblickte ich einen Stör und an einem dritten ein Rennthier. Dieſer Traum wurde, gleich allen übrigen, erfüllt, wenigſtens in ſo weit er ſich auf Jagd und Fiſchfang bezog.

Als der Winter kam, ging ich an den rothen Fluß, um dort Biſons zu jagen und ihr Fleiſch zu dörren; und als es Frühjahr wurde, machte ich mich auf den Rückweg nach den Staaten. Von meiner erſten Frau hatte ich mich ſchon zehn Jahre vor dem Zeitpunkte, von welchem ich jetzt rede, getrennt. Die Bitten der Indianer, und theilweiſe auch die Lage, in welcher ich mich befand, hatten mich dringend veranlaßt, eine andere zu nehmen, von welcher ich damals drei Kinder hatte; die von meiner erſten Frau befanden ſich damals nicht im Dorfe. Da die zweite durchaus nicht mit mir gehen wollte, ſo nahm ich die drei Kinder, und zog fort ohne die Frau. Aber am Regen-

See kam ſie zu mir, und willigte darein, mich bis nach Mackinack zu begleiten.

Auf meinem Rückwege war mir die Nordweſt-Compagnie in mancher Hinſicht behülflich; da ich aber nach der Drummond-Inſel kam, erlebte ich etwas ſehr Unangenehmes. Als ich früher nach dem Wälder-See reiſte, hatte ich mehrere ſehr werthvolle Geſchenke abgelehnt, weil ich dieſelben nicht fortſchaffen konnte. Man hatte mir jedoch verſprochen, ſie mir zu geben, wenn ich abermals die Inſel beſuchen würde. In der Zwiſchenzeit aber war der Beamte, welcher ſich ſo gütig gegen mich gezeigt hatte, durch einen andern erſetzt worden, der auch ganz anders beſchaffen, und durchaus nicht geneigt war, etwas für einen Menſchen zu thun, der mit den Indianern in Verbindung ſtand. Dieſer Mann wollte mich nicht einmal ſehen, geſchweige denn, mir in irgend einer Weiſe behülflich ſeyn. Indeſſen gelangte ich doch, Dank dem Herrn Ermatinger, vom St. Marine-Waſſerfalle nach Mackinack.

Oberſt Boyd, welcher dort zu jener Zeit Agent war, zog mich an ſich, und wollte mich als Arbeiter in ſeiner Schmiede verwenden; da mir aber dieſe Arbeit nicht zuſagte, ſo mochte ich nicht bleiben. Er gab mir hundert Pfund Mehl, eben ſo viel Schweinefleiſch, etwas Branntwein, Taback und andere Dinge. Es lagen damals gerade zwei Fahrzeuge bereit, die nach Chicago ſegeln wollten, aber keins von beiden wollte mich an Bord nehmen, obſchon ich Geld genug hatte, und die Ueberfahrt bezahlen wollte. In dieſer Verlegenheit verkauften mir Indianer für ſechzig Dollars ein altes, in ſchlechtem Zuſtande befindliches Kanot aus Rinde, und ich miethete drei Franzoſen, die mich begleiten ſollten; allein Oberſt Boyd erlaubte es ihnen nicht, gab mir jedoch einen Brief an den Doctor Wolkott, indianiſchen Agenten zu Chicago, mit, und ſo reiſte ich denn, nur von einem Manne begleitet, ab.

Siebenunddreißigſtes Capitel.

Das Reisfeld. — Wohlwollendes Benehmen eines Franzoſen. — Mühſame Fahrt. — Expedition des Majors Long. — Sterblichkeit. — Die indianiſchen Dolmetſcher.

Ich hielt mich nur kurze Zeit bei der Ottawahniederlaſſung Waw-gun-nuk-kiz-ze auf. Dort ſah ich wohl ein, daß die Weiterreiſe in einem Kanot, welches von allen Seiten Waſſer einließ und ſehr gebrechlich war, unmöglich ſey, und kaufte daher ein neues, für welches ich achtzig Dollars zahlte. Mehrere meiner Bekannten unter den Ottawahs wollten mich begleiten, und ſo brachen wir auf; in dem einen Kanot ſaßen acht Männer, in einem andern ſechs nebſt einigen Weibern. Sie begleiteten mich, bis wir noch einige Tagereiſen weit von Chicago entfernt waren, wo wir andere Indianer trafen, die uns betrübende Nachrichten über den niedrigen Waſſerſtand der Flüſſe in Illinois gaben. Da verließen mich jene, und meine Frau ging mit ihnen.

In Chicago bekam ich das Fieber wieder; meine Lebensmittel waren mir ausgegangen und ich befand mich in einer ſehr kläglichen Lage. Ich gedachte den Doctor Wolkott zu beſuchen, aber der mochte mich nicht ſehen, und wollte ſich überhaupt nicht um mich bekümmern, und doch wußte er recht gut, wer ich war; er hatte mich bei meiner letzten Anweſenheit in Chicago geſehen, und ich konnte gar nicht begreifen, aus welchen Gründen er ſich weigerte, mir Hülfe zu leiſten. Mein Zelt hatte ich unweit von ſeiner Wohnung aufgeſchlagen, ganz in der Nähe eines mit wildem Reis beſtellten Ackers. Obwohl ich mehrere Tage lang außer Stande war, mich länger als fünf Minuten aufrecht zu erhalten, ſo tödtete ich doch ſo viele Vögel, die ſich auf jenem Acker niederließen, um wenigſtens meine Kinder ſättigen zu können.

Als ich mich ein wenig kräftiger fühlte und mich mit Hülfe zweier Stäbe bis zum Hauſe des Doctor Wolkott ſchleppen konnte, ſtellte ich ihm vor, daß meine Kinder in der Gefahr

ſchwebten, Hungers zu ſterben; er wies mich aber auch jetzt barſch zurück. Als ich fortging, vergoß ich einige Thränen, was bei mir ſelten vorkam; aber damals hatte mich die Krankheit weibiſch gemacht. Mir wurde ohnmächtig, und ehe ich mein Zelt erreichte, ſank ich wohl drei- bis viermal zu Boden. Bald nachher aber machte ein Franzos, der mit ein paar Fahrzeugen über den Tragplatz kam, meinem Leiden und der Noth meiner Kinder ein Ende.

Die Frau dieſes Mannes war aus dem Volke der Oſchibbeways und pflegte ihn auf ſeinen Reiſen zu begleiten. Einige ſeiner Pferde waren durch den langen Marſch, welchen ſie gemacht hatten, ſchon ſehr ermüdet, und dennoch wollte er mich mit meinem Kanot ſechszig Meilen, und wenn es ſeine Thiere aushalten könnten, hundert und zwanzig Meilen weit fortſchaffen, denn ſo breit iſt der Tragplatz; wir wurden über den Preis einig, der mir ſehr mäßig vorkam. Er gab mir ein junges Pferd, auf das ich mich ſetzte; denn gehen konnte ich nicht.

Wir hatten noch keine ſechszig Meilen zurückgelegt, da wurde er ſelbſt krank und bekam einen Blutfluß. Bei ihm war ein junger Mann, und ich leiſtete ihm daher den einzigen Dienſt, der in meiner Macht ſtand; ich ſtellte ihm frei, umzukehren. Das Pferd, welches ich ihm gelaſſen hatte, wurde in der folgenden Nacht von Potawatomi's geſtohlen. Mein Franzos alſo hatte mich bald nach unſerer Abreiſe von Chicago verlaſſen, und ich hatte zur Unterſtützung nur einen alten Indianer bei mir, der Goſ-ſo-kwaw-waw oder der Raucher hieß. Es war zu jener Zeit ein wenig Waſſer im Fluſſe, und ich beſchloß deshalb, mein Kanot flott zu machen, um zu verſuchen, ob ich hinabfahren konnte; das Waſſer war jedoch nicht tief genug, um uns zu tragen; wir konnten nur die Kinder auf demſelben fortſchaffen, wenn der eine das Kanot zog und der andere nachſchob.

Nachdem wir auf eine höchſt beſchwerliche Weiſe und ſehr langſam drei Meilen zurückgelegt hatten, mußten wir den Verſuch aufgeben, und ich vereinigte mich mit einem Potawatomi, den wir unterwegs antrafen. Für eine Decke und ein Paar Beinſchienen ließ er ſich bereit finden, auf ſeinem Pferde mein Gepäck und meine Kinder etwa ſechszig Meilen weit fortzuſchaffen, bis zur Mündung des An-num-mun-ne-ſe-be oder gelben

Okerfluſſes. Es kam mir etwas bedenklich vor, einem Potawatomi meine Kinder und mein werthvolles Gepäck anzuvertrauen; der alte Goſ ſo-kwaw-waw meinte indeß, er werde wohl redlich ſeyn. Als er die Kinder auf das Pferd hob, ſprach er: „In drei Tagen bin ich an der Mündung des An-num-mun-ne-ſe-be und dort erwarte ich Euch."

Wir trennten uns, ohne weiter etwas zu reden; der alte Raucher und ich ſetzten den beſchwerlichen und ermüdenden Weg den Illinois entlang fort. Von Chicago bis zum gelben Okerfluſſe liegen zu beiden Seiten dieſes letzteren faſt nur Prairien, und man kann, ohne auf Hinderniſſe zu ſtoßen, mit Pferden und Karren recht gut von der Stelle. Als wir auf dem beſtimmten Platze ankamen, fanden wir den Potawatomi, der ſein Wort redlich gehalten hatte.

Wir ſchafften alle meine Sachen ins Kanot, und fuhren bis zum Fort Clark hinab, das auf einer Erdzunge zwiſchen beiden Seen liegt. Die Indianer nennen es Kah-gah-gun-miug (die Landenge). Ich traf dort einige Bekannte und ſelbſt mehrere, gleichfalls indianiſche, Verwandte, ſah Taw-ga-we-ninne, den Sohn des gleichnamigen, der als Mann der Net-no-kwa geſtorben war. Auch fand ich noch andere, mit denen ich durch eine meiner Frauen verwandt war, namentlich eine alte Indianerin, welche mir einen Sack Wis-ko-bim-me-nuk ſchenkte. Das iſt eine Getreideart, welche unreif eingeerntet, geſotten, und dann erſt getrocknet wird.

Ich fuhr den Fluß hinab, und mochte kaum drei Meilen weiter gekommen ſeyn, als ich einen Mann bemerkte, der an einem Anlandeplatze ſtand, und mir laut zurief: „Mein Freund, magſt Du wohl gern Wildpret?" Ich antwortete, daß ich es ſehr gern möchte, und ruderte dem Ufer zu. Er warf mir einen fetten Damhirſch ins Fahrzeug und ſagte: „Vielleicht iſſeſt Du gern ein wenig von dieſem Damhirſche, welchen ich ſo eben erſt erlegt habe." Als er das geſprochen hatte, ging er fort; ich rief ihn zurück, er wollte jedoch nichts annehmen, und nur mit Mühe konnte ich ihm etwas Pulver, ſowie einige Kugeln und Flintenſteine aufdringen. Er ſchien dafür ſehr erkenntlich zu ſeyn.

Um jene Zeit ſchoß ich eines Tages, nachdem ich mich bei der Arbeit ſehr erhitzt hatte, einen Kranich, und warf mich ins

Waſſer, um ihn heraus zu holen. Bald darauf wurde mir unwohl; ich dachte aber nicht daran, woher das kam, ſondern ging noch einmal in das Waſſer, um ein zweites Stück Wild zu holen. Und da wurde ich denn bald ſo krank, daß ich mich nicht im Stande befand, meine Reiſe fortzuſetzen. So heftig packte mich das Fieber, daß ich mein Ende nahe glaubte und dem alten Raucher ſchon Aufträge gab, meine Kinder dem Gouverneur Clark zu bringen, der ſie, wie ich feſt überzeugt war, zu den Meinigen ſchicken würde. Aber gegen alles Erwarten beſſerte es ſich mit meiner Geſundheit ungemein raſch, und nach wenigen Tagen konnten wir weiter fahren.

Wir ſahen damals eine beträchtliche Menge von Potawatomi's, deren Hütten haufenweiſe, faſt ohne Unterbrechung, am Ufer entlang ſtanden. Mehrere dieſer Leute waren zu Waſſer und wir fuhren denſelben Weg. Eines Tages kam ein Mann aus ſeiner Hütte gelaufen, und fragte, wer ich ſey. Als ich ihm das ſagte, erkundigte er ſich, ob meine Kinder wohl Honig eſſen könnten. Ich antwortete, das glaubte ich wohl, und ſogleich erſchienen nun zwei junge Leute, kamen ins Waſſer und brachten zwei bis zum Rande mit Honig angefüllte Gefäße.

So fuhr ich den Illinois hinunter, erlegte viel Wild, war ſtets in Fülle mit Lebensmitteln verſehen, kam glücklich nach St. Louis und mit meiner Geſundheit beſſerte es ſich immer mehr. In jener Stadt bewies Gouverneur Clark ſich auch diesmal, wie immer, ſehr gütig, nicht nur gegen mich, ſondern auch gegen meine Kinder und den alten Raucher, welcher mir auf der Reiſe ſo gute Dienſte geleiſtet hatte. Er machte dieſem Alten ein hübſches Geſchenk, und ließ ihn erſt wieder fortziehen, nachdem er ihn überflüſſig mit allem, was er zur Rückreiſe nur irgend bedurfte, verſorgt hatte. Ich blieb länger zu St. Louis, als ich eigentlich beabſichtigt hatte, denn ich mußte meinen Kindern neue Kleider machen laſſen. Da aber, als ich fortreiſte, noch nicht alle fertig geworden waren, ſo ſchickte ſie der Gouverneur mir nach Kentucky. Von St. Louis fuhr ich in meinem aus Rinde verfertigten Kanot nach dem Cap Girardeau, und gab beim dortigen Indianeragenten einen Brief vom Gouverneur Clark ab.

Bei dieſem ließ ich mein Kanot. Ich hatte während meines dortigen Aufenthaltes, der freilich nur kurz war, Gelegenheit, mehrere Perſonen von der Expedition des Major Long zu ſehen. Sie kamen damals von ihrem Zuge nach den Felſengebirgen zurück. Das mochte gegen Ende des Jahres 1820 ſeyn, etwa ein Jahr nach meiner erſten Ankunft am Ohio, die 1819 Statt fand. Seitdem mich Manito-o-geezhik und Kiſchkau-ko entführt hatten, waren gerade dreißig Jahre verfloſſen, als ich im Frühlinge des Jahres 1819 den Wälder-See verließ. Meine Gefangennehmung fällt wahrſcheinlich in das Frühjahr von 1789. Ich bin jetzt (1830) ſiebenundvierzig Jahre alt.

Ich blieb etwa vier Monate lang bei meinen Schweſtern in Jackſon, das etwa zehn Meilen vom Cap Girardeau entfernt liegt, ging dann nach Kentucky, und als die Blätter abfielen, wieder nach St. Louis, um Gouverneur Clark zu beſuchen, hielt mich indeſſen nicht lange auf, weil viele Einwohner dieſer Stadt am Fieber ſtarben. Auf dem Rückwege, zu Grande Prairie, etwa achtzig Meilen von dem Orte entfernt, wo ich meine Kinder gelaſſen hatte, bekam auch ich das Fieber. Glücklicherweiſe nahm ſich eine Frau meiner an, die mich ſo menſchenfreundlich pflegte, daß ich bald wieder hergeſtellt wurde. Damals erfuhr ich, daß auch meine Kinder von dem Fieber, welches in der ganzen Gegend Verheerungen anrichtete, befallen worden waren, und machte mich deshalb, trotz meiner Schwäche, in aller Eile auf den Weg. Nur eins von ihnen ſtarb, die übrigen litten zwar viel, kamen aber doch zuletzt durch. Jedoch ſtarben ſieben meiner nächſten Verwandten an dieſer Seuche; die Sterblichkeit in jenem Theile der Staaten war zu jener Zeit wirklich furchtbar.

Im nächſten Frühjahre wurde abermals ein Verſuch gemacht, um für mich etwas von dem Nachlaſſe meines Vaters zu erhalten. Meine Stiefmutter ließ auf der Inſel Cuba einige Neger verkaufen, die man für mein Eigenthum erklärt hatte. Dieſe Erbſchaftsangelegenheit iſt bis jetzt nicht erledigt, und liegt noch in den Händen der Rechtskundigen.

Im Frühjahre 1822 gefiel es mir nicht mehr bei meinen Verwandten in Kentucky, und ich machte mich wieder auf den Weg nach dem Norden. — Ich reiſte über die große Prairie, ließ mein Kanot bei meinem Bruder zurück, und verſchaffte mir

Pferde, auf denen meine Kinder ritten. Ich ging erſt nach St. Louis und dann durch Illinois nach Chicago. Der Indianeragent vom Fort Clark wohnte damals etwas unterhalb dieſes Platzes; der Ort hieß Elk-heart (Herz des Elennthieres). Er hatte ſich auf meiner Reiſe, wie beinahe alle übrigen Leute, ſehr wohlwollend gegen mich benommen, und gern meinen Bedürfniſſen abgeholfen. Ich glaubte alſo, diesmal in Elk-heart anhalten zu können. Er ſelbſt war zwar nicht daheim, aber nichts deſto weniger wurden meine Pferde gefüttert, meine Kinder und ich erhielten zu eſſen, und das Alles geſchah, ohne daß man Bezahlung dafür nehmen wollte. Am andern Morgen begegnete ich dem Agenten, welcher vom Fort Clark zurück kam, und erzählte ihm, wie gut man mich in ſeinem Hauſe aufgenommen habe. Er war darüber ſehr zufrieden und ſagte mir, ich würde bald einen ſchlimmen Fluß zu paſſiren haben. Er fügte jedoch hinzu: „Auf dieſer Seite werden Sie eine Fähre finden, welche mich übergeſetzt hat. Der Mann, welchem ſie gehört, wohnt am andern Ufer; geben Sie ſie demſelben zurück, und ſagen Sie ihm, er möchte mit Ihnen bis zu dem Fluſſe fahren, der oberhalb ſeines Hauſes iſt, und Sie überſetzen. Ich will ihn für ſeine Mühe bezahlen.

Anfangs geſchah alles, wie er mir geſagt hatte. Da jedoch meine Tochter Martha krank war, ſo blieben wir den ganzen Tag nahe bei dem Hauſe des Mannes, welchem das Kanot gehörte. Ich beſaß ein ſehr hübſches Pferd, welches mein Bruder mir geſchenkt hatte; jener Mann ſagte mir, er ſey feſt entſchloſſen, mir daſſelbe nicht zu laſſen, und wollte es mir abkaufen; ich erklärte ihm jedoch, es ſey mir zur Reiſe unumgänglich nothwendig, und um keinen Preis würde ich mich von demſelben trennen. Er wurde aber nichts deſtoweniger immer dringender, und ſagte endlich, wenn ich ihm das Pferd nicht überließe, ſo ſollte ich auch ſein Kanot nicht haben, um über den Fluß zu ſetzen. Das Kanot, welches ich ſo nöthig hatte, war von einer andern Perſon benutzt worden, und lag damals in demſelben Fluſſe, deſſen anderes Ufer ich erreichen wollte; ich machte mich daher auf, und glaubte ſicher, es zu finden. Unterwegs begegnete mir jene Perſon zu Pferde und ſagte: „Ich habe das Kanot zurück gezogen; Ihr könnt nicht auf das

andere Ufer hinüber.“ Ich ritt weiter, ohne eben viel auf ſeine Worte zu achten; als ich aber an die rechte Stelle kam, ſah ich wohl, daß er die Wahrheit geſagt hatte. Ich fand nicht einen einzigen Baumſtamm oder irgend etwas, woraus ich ein Floß hätte verfertigen können.

Da ich Anſtand nahm, meine Kinder durch den Fluß reiten zu laſſen, denn das ſchien mir gefährlich, ſo ſtand ich eine Weile unentſchloſſen da. Endlich fragte ich mich, ob nicht etwa das Kanot blos verſteckt ſey, und das ſchien mir ſehr wahrſcheinlich; ich begann alſo zu ſuchen und fand es wirklich am Wege, nicht weit vom Fluſſe liegen, und zwar unter dichtem Geſträuche, nur etwa tauſend Schritte entfernt. Unverzüglich ſchleppte ich es herbei, ſetzte meine Kinder hinein, ruderte ſie hinüber, ließ meine Pferde durchſchwimmen, ſtieß endlich das Kanot mit einem Fußtritte in die Strömung und rief: „Nun halte da ſtill, wo dein Eigenthümer dich verbergen will.“

In Chicago ſah ich mich genöthigt, meine Pferde, und noch dazu weit unter ihrem Werthe, an Kapitain Bradley und einen gewiſſen Kenzie zu verkaufen, welcher an Doctor Wolkotts Stelle dort Agent war. Sie ſagten, man könne mir die Pferde nicht nach Mackinack transportiren. Nur ein alter Gaul von keinem oder doch nur geringem Werthe war mir geblieben. Gentlemen, die ihn brauchen konnten, und denen ich ihn recht gern geſchenkt hätte, bezahlten ihn mir mit funfzehn Dollars. Endlich kam Kapitain Keith auf dem Schooner Jackſon an, und ſagte, als er die vom Kapitain Clark ausgefertigten Papiere geleſen hatte, er würde meine Pferde gern ohne alle Bezahlung nach Mackinack haben ſchaffen laſſen; allein es war nun zu ſpät.

Der Hauptzweck, welcher mich bewog, nach Mackinack zu gehen, war folgender. Ich wollte mich bei dem dortigen Indianeragenten als Dolmetſcher anſtellen laſſen; denn er hatte häufig geäußert, es wäre ihm lieb, wenn ich in der Eigenſchaft eines ſolchen bei ihm bleiben wollte, ſobald ich des Engliſchen nur erſt wieder einigermaßen kundig wäre. Es war mir daher ſehr unangenehm, zu hören, daß ich zu ſpät kam; er hatte ſchon einen Dolmetſcher angenommen. Indeſſen ſagte mir der Oberſt, mit dem nächſten Dampfboote erwarte er die Ankunft eines für die Niederlaſſung am St. Marine-Waſſerfalle beſtimmten

Agenten, und bei dieſem hoffe er mich unter zu bringen. Dieſer neue Agent, Herr Schoolcraft, langte ſehr bald in Mackinack an, und ging auf meine Vorſchläge ein. Da er aber nur ein paar Stunden auf der Inſel blieb, ſo mußte ich ohne allen Verzug auf's raſcheſte alle Vorkehrungen treffen, um ihm folgen zu können; vier Tage nach ſeiner Abreiſe ſollte ich am Waſſerfalle mich bei ihm einfinden. Als ich alle meine Angelegenheiten beſorgt hatte, und eben im Begriffe war, aufzubrechen, kam ein Brief von Herrn Schoolcraft an; er meldete mir, es ſey am Waſſerfalle ſchon ein Dolmetſcher vorhanden geweſen, und er bäte mich daher, nicht zu kommen. Ich gab den Handelsleuten die Gegenſtände, welche ich zum Behufe meiner Anſiedelung am St. Marine-Waſſerfalle gekauft hatte, wieder zurück, und ſie erſtatteten mir, ohne irgend eine Schwierigkeit zu machen, mein Geld wieder.

Achtunddreißigſtes Capitel.

Die amerikaniſche Pelzhandel-Geſellſchaft. – Entbehrungen und Mühſeligkeiten, denen die Weißen ausgeſetzt ſind. — Hungersnoth unter den Indianern. — Die amerikaniſchen Handelsleute. — Ungerechtigkeit, Betrügerei und Beſtechlichkeit. — Rückkehr zu den Indianern. — Man verweigert die Herausgabe halbblütiger Kinder. — Staatsſtreich eines amerikaniſchen Kapitains.

So war mir nun jede Ausſicht auf eine Anſtellung als Dolmetſcher geſchwunden, und ich einigte mich daher mit Herrn Stewart, Agenten der amerikaniſchen Pelzhandelcompagnie, dahin, für einen jährlichen Gehalt von 225 Dollars die Handelsleute zu den Indianern zu begleiten. Außer dieſer Summe ſollte ich auch Kleidungsſtücke erhalten. Dieſes Anerbieten ſchien mir paſſender als ein anderes; denn ich mochte nicht in der Schmiede arbeiten.

Ich ſchickte meine Kinder zu Mackinack in die Schule, und begab mich darauf mit Herrn Morriſon, einem der angeſehenſten Handelsdiener der Compagnie, nach Mackinack. Von dort wurde

ich in Geſellſchaft mehrerer Franzoſen in einem Schiffe nach Fond du Lac geſchickt. Ich kannte damals die Sitten und Gewohnheiten dieſer Leute noch nicht, und würde viel vom Hunger auszuſtehen gehabt haben, oder wohl gar verhungert ſeyn, wenn ich nicht im Stande geweſen wäre, der Schiffsmannſchaft einige Lebensmittel abzukaufen. Von Fond du Lac ging ich mit Herrn Cote nach dem Regen-See; meine Unerfahrenheit in dem Geſchäfte, mit welchem ich jetzt zu thun hatte, zog mir vielerlei Unannehmlichkeiten zu.

Ich hatte noch einige Fallen bei mir, und fing in denſelben, während der Reiſe, eine große Anzahl von Moſchusratten. Ich war ſehr erſtaunt und nicht wenig mißvergnügt, als ich erfuhr, daß dieſe Felle nicht mir gehörten. Ich mußte ſie nicht nur abliefern, ſondern wurde obendrein noch gezwungen, ganz allein ein ſchwer mit wildem Reis beladenes Kanot zu rudern; auch hielt man mich zu andern ſchweren Arbeiten an, die ich nur mit Widerwillen verrichtete.

Als wir am Regen-See angekommen waren, ging ich auf die Jagd, aber ohne ſonderlichen Erfolg. Darauf ſchickte man mich zu den Stromſchnellen, und ich fing dort, noch ehe das Eis ferneres Fiſchen unmöglich machte, nicht weniger als einhundert und fünfzig Störe. Als es Winter wurde, ſchickte mich Herr Cote mit meinem Commis, vier Franzoſen und allerlei Waaren, die höchſtens 160 Dollars werth ſeyn mochten, zu den Indianern, mit welchen wir Handel treiben ſollten.

An Lebensmitteln beſaßen wir nur achtzehn Quart Reis für den Mann, und unſere Verhaltungsbefehle lauteten dahin, nicht eher zurück zu kommen, als bis wir unſere ſämmtlichen Waaren gegen Pelzwerk umgetauſcht hätten. — Da ich wußte, daß wir ſehr weit würden gehen müſſen, ehe wir Indianer treffen konnten, ſo bat ich Herrn Cote um Erlaubniß, ſo lange bleiben zu dürfen, bis ich Schneeſchuhe, einen Schlitten und Geſchirr für zwei ſehr kräftige Hunde, welche mir gehörten, verfertigt haben würde; allein er wollte von längerem Harren und Warten nicht reden hören.

Am vierten Tage fiel tiefer Schnee; unſer wilder Reis war ſchon aufgezehrt. Der Commis und drei Franzoſen kehrten nach dem Fort zurück, und bei mir blieb nur ein Franzoſe, Namens

Beiage. Dieſer war ein herrlicher Menſch, kühn und ausdauernd. Wir arbeiteten uns, ſo gut wir konnten, mit unſeren ſchweren Waarenballen aus dem Schnee hervor.

Einige Tage ſpäter, als wir wegen mangelnder Lebensmittel ſehr niedergeſchlagen waren, kamen wir zu einigen Indianerhütten; allein in ihnen herrſchte gleichfalls Mangel. Ich ließ Beiage bei den Indianern, nahm einige Waaren zum Tauſche mit, und ging zu einem andern etwas entfernt liegenden Lagerplatze; dort aber waren die Indianer gar dem Hungertode nahe. Ich kehrte alſo wieder um, fand jedoch die Hütten nicht mehr auf der Stelle, wo ich meinen Gefährten zurückgelaſſen hatte. Niemand war zu hören oder zu ſehen. Meine Kräfte ſchwanden, ich ſetzte mich nieder und erwartete den Tod, denn die Nacht war ſehr kalt. In dieſem Zuſtande fand mich ein Indianer, der in jene Gegend kam, um nachzuſehen, ob etwas in ſeinen Fallen wäre. Er machte Feuer, und brachte mich in ſeine Hütte. Er hatte einen Biber gefangen, und dieſer mußte unter zwanzig Menſchen vertheilt werden, die ſeit zwei Tagen auch nicht einen Biſſen genoſſen hatten. Alle befanden ſich in der kläglichſten Lage.

Als ich bald darauf, ſo gut ich es eben vermochte, meinen Weg fortſetzte, traf ich auf die Hütte meines Freundes Oto-pun-ne-be, deſſelben, welcher in der Angelegenheit mit Waw-be-be-naiſ-ſa meine Partei genommen hatte. Seine Frau ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus, als ſie mich in ſo großem Elende erblickte; denn Hunger und Mühſeligkeiten hatten mich ganz entſtellt. Damals kamen acht Franzoſen, die gleichfalls halbtodt vor Hunger waren, und ſchloſſen ſich uns an. Herr Cote hatte ſie mir geſchickt, denn dieſer Mann lebte in der feſten Meinung, ich hätte die Biſons längſt ausfindig gemacht, und beſäße Lebensmittel in Hülle und Fülle. Einer von meinen Hunden ſtarb, und wir verzehrten ihn.

Wir verfolgten einen von den Indianern gebahnten Pfad; ſeit derſelbe jedoch zuletzt betreten war, hatte ſich tiefer Schnee auf denſelben gelagert. Unter dem Schnee fanden wir mehrere todte Hunde und verſchiedene von den Indianern zurück gelaſſene Gegenſtände, z. B. Knochen, alte Mokaſſins und Stücke Leder. Wir aßen Alles, um nur nicht vor Hunger zu ſterben. Mein

letzter Hund wurde geſchlachtet und verzehrt. Wir hatten noch einen weiten Weg zurück zu legen, ehe wir hoffen durften, Biſons zu finden; unſere Kräfte ſchwanden von Tag zu Tage mehr; wir hielten alſo Berathung, und beſchloſſen, einen von den, der Pelzhandelcompagnie gehörenden Hunden zu ſchlachten. Auf dieſe Weiſe gelang es uns, bis in die Gegend zu kommen, wo ſich die Biſons aufhielten, und nun hatten alle Entbehrungen ein Ende.

Als ich viele Biſons geſchoſſen hatte, und Ueberfluß in unſerm Lager herrſchte, fingen die Franzoſen an, faul und unverſchämt zu werden; ſie wollten weder das Fleiſch herbeiſchleppen, noch irgend eine Laſt tragen, überhaupt mir in keiner Weiſe behülflich ſeyn. Als wir im Begriffe waren, nach dem Comptoir zurück zu gehen, wollten Alle, Veiage allein ausgenommen, ſich mit nichts weiter belaſten, als ihren eigenen Lebensmitteln und Decken. Veiage und ich theilten alſo das Pelzwerk unter uns beide; es wog in Allem etwa ſechshundert Pfund. Wir hatten lange Zeit nöthig, um eine ſo ſchwere Bürde bis zum Comptoir zu ſchleppen.

Als ich dort angekommen war, legte ich Rechnung ab. Alle Waaren, welche man mir anvertraut hatte, waren durch mich in Pelzwerk umgetauſcht, ein wenig Pulver und einige Kugeln, die ich zur Jagd benutzt hatte, ausgenommen. So viel als dieſe werth waren, zog man mir an meiner Beſoldung ab, ebenſo ging es mit zehn Dollars, welche man mir für den der Compagnie gehörenden Hund anrechnete, welchen wir, dem Hungertode nahe, ſchlachten mußten, um mir und den neun Franzoſen das Leben zu retten. Herr Cote meinte, wir hätten kein gutes Geſchäft gemacht, und beſchwerte ſich darüber, daß ich unter meine Tauſchartikel keinen Branntwein aufgenommen hatte. Ich gab ihm zur Antwort: für Branntwein würde ich allerdings eine große Menge Pelzwerk zurückgebracht haben, allein ich mochte nicht mit den Indianern handeln, wenn ſie berauſcht wären; auch möchte ich mir niemals den Vorwurf aufbürden, geiſtige Getränke bei ihnen eingeführt zu haben. Er wollte mich nichts deſto weniger wieder auf den Handel ausſchicken, und drang darauf, ich ſollte Branntwein mitnehmen. Endlich gab ich nach, bemerkte aber, daß ich nur dies eine

Mal, ſeinen Inſtructionen gemäß, mich bemühen wollte, für möglichſt wenige Waaren recht viel Pelzwerk zurück zu bringen.

Ich begab mich nun in die Nähe des Wälderſees und brachte für Waaren, die höchſtens zweihundert Dollars werth ſeyn mochten, Dank dem Whiskey, zweimal ſo viel Pelzwerk mit, als nach meiner erſten Handelsreiſe. Herr Cote war darüber ſehr vergnügt; ich ſagte ihm jedoch, wenn er ſeine Speculationen in derſelben Weiſe fortzuſetzen gedenke, ſo müſſe er ſich nach einem andern Agenten umſehen, denn ich wolle mich nicht mehr zum Werkzeuge ſo vieler Betrügereien und Ungerechtigkeiten gebrauchen laſſen. Ich hatte ſo lange unter den Indianern gelebt, daß viele unter ihnen meine perſönlichen Freunde waren; und ich kannte die beklagenswerthen Unordnungen, welche eine Folge übermäßigen Genuſſes ſtarker Getränke ſind, ſo gut, daß ich dem Einführen derſelben unter ihnen, mehr hinderlich als förderlich zu ſeyn mich entſchloſſen hatte. Ich mochte kein Gift unter ihnen verbreiten. Außerdem hatte ich noch einen beſondern Grund, mir beim Handel mit ihnen, ihren unerſättlichen Hang zum Branntwein nicht zu Nutze zu machen. Es war freilich leicht, ſie zu übervortheilen; aber jeder Betrug mußte doch an's Tageslicht kommen, und dann hätten ſie es mir, den ſie als einen der ihrigen betrachteten, mehr nachgetragen, als jedem andern.

Ich blieb funfzehn Monate im Dienſte der amerikaniſchen Pelzhandel-Geſellſchaft; während dieſer ganzen Zeit ſchlief ich nur dreizehnmal im Hauſe; ſo ſehr war ich beſchäftigt. Bei meiner Uebereinkunft mit Herrn Stewart war ausbedungen worden, daß mir erlaubt wurde, meine Kinder am rothen Fluſſe zu beſuchen; denn ich wollte den Verſuch machen, ob ich ſie würde mit mir nehmen können. Man ließ mich um die Zeit dorthin abgehen, in welcher die Handelsleute ihre gewöhnliche Jahresreiſe nach Mackinack machen; allein ich erhielt weder die Mocaſſins, noch andere Gegenſtände, welche Herr Cote mir verſprochen, und ich hatte auf meiner Reiſe, die ich allein in einem kleinen Kanot machte, viel auszuhalten. Es waren der Kinder, welche ich beſuchen wollte, drei, zwei Mädchen und ein Knabe, ſeit langer Zeit ſchon von mir getrennt.

Herr Clark, ein Angeſtellter der Hudſonsbay=Compagnie, welcher damals eine Niederlaſſung am rothen Fluſſe hatte, und an den ich einen Brief mitgenommen, weigerte ſich, mir in irgend einer Art behülflich zu ſeyn. Am Tage meiner Ankunft hatte ich meine Decke bei ihm gelaſſen, da ich darauf rechnete, bei ihm wenigſtens ein Nachtlager zu erhalten; als es aber dunkel wurde, und ich mich in ſein Haus begeben wollte, ſchickte er ſie mir zurück. Aus der Art und Weiſe, wie er das that, ſah ich wohl, daß er mich vor die Thür weiſen würde, wenn ich ihm noch einmal käme, und ich ſah mich daher nach einem zweckmäßigen Platze im Walde um, wo ich die Nacht zubringen konnte. Allein Herr Bruce, der Dolmetſcher, von welchem ich ſchon geſprochen habe, nahm mich, als er meine Vorbereitungen geſehen, zu ſich in ſeine Hütte, lud mich ein, bei ihm zu bleiben, und behandelte mich außerordentlich wohlwollend und gaſtfrei.

Ich ſah wohl, daß ich von Seiten des Herrn Clark auf keinerlei Unterſtützung rechnen durfte; ohnehin wollte dieſer bald das Land verlaſſen. Ich wandte mich daher an den Militär=kommandanten Bulger, der ſich freundlich und wohlwollend gegen mich bewies. Gleich, nachdem ich ein paar Worte mit ihm geſprochen hatte, fragte er, wo ich übernachtet hätte; denn er wußte nicht, daß ich ſchon am Abend vorher angekommen war. Als er erfuhr, daß man mir ein Obdach im Comptoir verweigert hatte, lud er mich ein, während der ganzen Zeit meines dortigen Aufenthaltes bei ihm zu wohnen und zu eſſen. Da er den Zweck kannte, der mich in jene Gegend führte, ſo fragte er, ob ich denn wüßte, wo ſich gegenwärtig meine Kinder befänden. Ich war überzeugt, daß ich ſie, ohne gewaltſam mit Gi=ah=ge=wa=go=mo zu verfahren, nicht in meine Gewalt bekommen würde. Er ſchien ſehr zufrieden darüber, daß ich ihm vertrauensvoll Alles mittheilte, und beauftragte ſogleich Herrn Bruce, die Kinder in das Fort zu ſchaffen. Wirklich erſchienen ſie bald, und ſtellten ſich vor ſein Haus, waren aber von zehn oder zwölf Indianern begleitet, welche ſorgfältig darauf achteten, daß ſie immer in ihrer Mitte blieben. Ich zeigte dem Kapitain meine Kinder, worauf er ſeinem Bedienten befahl, ihnen zu eſſen zu geben. Sie erhielten Speiſe von ſeinem eigenen Tiſche, von welchem er eben aufſtand; allein die Indianer riſſen ihnen Alles

weg, ſo daß ſie auch nicht einen Biſſen bekamen. Mit einem Stücke Brot, welches man ihnen nachher gab, ging es eben ſo. Da befahl Kapitain Bulger, ein Magazin zu öffnen, und ſagte, ich möchte aus demſelben etwas für ſie wählen. Ich nahm einen halben Sack Pemmican, im Gewicht von etwa zwanzig Pfund, hieß die Indianer ſetzen und theilte die Speiſe unter ſie.

Sie weigerten ſich, die Kinder verabfolgen zu laſſen; weder ich, noch der Kapitain ſollten ſie haben. Der letztere ließ darauf am folgenden Tage die angeſehenſten unter ihnen zu ſich kommen; Gi-ah-ge-wa-go-mo war mit dabei. Der Häuptling der Bande war nicht abgeneigt, mir die Kinder herauszugeben, und nahm gleich, nachdem er ins Verſammlungszimmer getreten war, neben dem Kapitain Bulger und mir Platz, wodurch er andeutete, daß er ganz anderer Meinung war, als die übrigen vier Indianer, die von einer Herausgabe nichts wiſſen wollten.

Nun wurden Geſchenke, die etwa hundert Dollars werth ſeyn mochten, herbeigebracht und zwiſchen beiden Parteien auf die Erde gelegt. Kapitain Bulger nahm das Wort und ſprach: „Meine Kinder, ich habe eine mit Taback gefüllte Pfeife hierher ſtellen laſſen, nicht um Euch anzudeuten, daß ich Euch, zum Beſten dieſes Mannes hier, das Recht abkaufen will, zu nehmen, was ihm gehört, ſondern um Euch zu zeigen, daß ich darauf rechne, Ihr werdet meine Worte aufmerkſam anhören. Dieſer Mann iſt hierher gekommen, und ſpricht mit Euch nicht nur in ſeinem eigenen Namen, ſondern auch im Namen Eures großen Vaters, der jenſeits der Gewäſſer wohnt, und des großen Geiſtes, in deſſen Hand wir alle ſind; dieſes großen Geiſtes, welcher ihm jene Kinder geſchenkt hat. Ihr müßt daher, ohne ihm weitere Hinderniſſe in den Weg zu legen, die Kinder herausgeben, und dieſe Geſchenke als Erinnerung des guten Einverſtändniſſes annehmen, welches zwiſchen uns beſteht.“

Die Indianer berathſchlagten miteinander. Als ſie ihre Antwort vorbringen wollten, bemerkten ſie, daß eine zahlreiche Schaar Bewaffneter vor dem Hauſe in Parade aufgezogen war. Sie ſahen ſich von allen Seiten umzingelt, nahmen die Geſchenke und verſprachen die Kinder herauszugeben.

Die Mutter der Kinder war alt geworden. Sie ſprach den Wunſch aus, dieſelben begleiten zu dürfen, und ich gab dazu

meine Einwilligung. Mein Sohn, welcher ſchon ein ziemliches Alter erreicht hatte, wollte gern bei den Indianern bleiben; und da die Zeit, ihn durch Erziehung zu einer andern Lebensweiſe anzuleiten, längſt vorüber war, ſo gab ich ihm völlig freie Hand. Während der erſten vier Tage unſerer Reiſe begleiteten uns mehrere Indianer; als ſie uns verlaſſen hatten, zog ich mit meinen beiden Töchtern und ihrer Mutter allein weiter.

Neununddreißigſtes Capitel.

Raſche Juſtiz der Handelsleute. — Gefahren auf der Reiſe. — Mord. — Ein verlaſſener Familienvater. — Indianiſche Operation. — Frommer Glaube. — Franzöſiſche Handelsleute.

Ich nahm diesmal den Weg nach dem Wälder-See über den Be-gwi-o-nus-ko-ſe-be, und reiſte theils zu Lande und theils zu Waſſer. Wenn man den „ſchlimmen Fluß" hinauffahren will, kann man vermittelſt des Störfluſſes und eines Tragplatzes eine beträchtliche Wegſtrecke ſparen. An der Mündung des Störfluſſes befand ſich damals ein Dorf oder Lager, das aus etwa ſechs oder ſieben Hütten beſtand. Zu der Bande, welche dort wohnte, gehörte ein junger Menſch, Namens Ome-zhuh-gwut-oons, der einige Zeit vorher auf Befehl des Herrn Cote abgeprügelt worden war, weil er entweder wirklich in der Nähe des Comptoirs ſich ſchlecht betragen hatte, oder doch im Verdachte ſtand, ſich unnütz gemacht zu haben. Deshalb hegte er tiefen Haß. Als er von meiner Reiſe hörte, ſtieß er mit ſeinem kleinen Kanot zu mir.

Dieſer Menſch drängte ſich auf eine befremdliche Art an mich, und behauptete ein Verwandter von mir zu ſeyn. Nachts blieb er bei uns, und brach, wenn der Tag erſchien, gemeinſchaftlich mit mir auf. Als wir einſt am Ufer Halt machten, bemerkte ich, daß er eine Gelegenheit ſuchte, eine meiner Töchter

im Walde allein zu treffen; ſie kehrte etwas aufgeregt zurück. Im Laufe deſſelben Tages hatte ihre Mutter mehrmals vertrauliche Unterredungen mit ihr; das junge Mädchen aber blieb ſehr niedergeſchlagen und ſchrie mehrmals laut auf.

Als wir gegen Abend anhielten, um uns zu lagern, entfernte ſich der junge Menſch. Ich war dem Anſcheine nach ſehr eifrig mit der Bereitung unſeres Nachtlagers beſchäftigt, verlor ihn aber keinen Augenblick aus dem Geſichte. Plötzlich lief ich auf ihn zu, und fand ihn mitten zwiſchen ſeinen Medicinen, welche er rings um ſich ausgebreitet hatte; er wickelte eben eine etwa fünf Zoll lange Damhirſchſehne um eine Kugel. Ich ſprach zu ihm: „Mein Bruder (denn ſo hatte er mich zuerſt genannt), wenn es Dir an Pulver, Kugeln oder Feuerſteinen mangelt, ſo will ich Dir geben, ſo viel Du willſt, denn ich habe genug." Er gab mir zur Antwort, daran mangle es ihm nicht, und ich ging nach meinem Lagerplatze zurück.

Jener blieb einige Zeit abweſend; endlich kam er zurück, gekleidet und geſchmückt wie ein Krieger, der in den Kampf zieht. Während der erſten Hälfte der Nacht überwachte er alle meine Bewegungen mit großer Aufmerkſamkeit, und beſtätigte den Argwohn, welchen ich bereits gegen ihn hegte, immer mehr. Er ſprach indeſſen viel und noch dazu freundſchaftlicher als jemals. Er forderte mir mein Meſſer ab, um, wie er ſagte, ein wenig Taback zu ſchneiden. Statt mir jedoch daſſelbe wieder zu geben, ſteckte er es zu ſich. Ich glaubte, er würde es mir wohl am nächſten Morgen zurückſtellen.

Ich legte mich zum Schlafen nieder; denn ich wollte mir nicht den Anſchein geben, als hege ich Verdacht gegen ihn. Ich hatte übrigens mein Zelt noch nicht aufgeſchlagen; mein einziger Schutz gegen das Wetter beſtand in einem Stücke beſtrichenen Segeltuches, welches ich am rothen Fluſſe zum Geſchenke erhalten hatte. Ich legte mich auf die platte Erde, ſo jedoch, daß ich alle Bewegungen des jungen Mannes überwachen konnte. Da er mir gegenüber am Feuer ſaß, ſo bemerkte ich, daß er kein Auge ſchloß, und gar keine Anſtalten zum Schlafengehen traf. Als ſich ein Sturm erhob, ſchien er unruhiger und ungeduldiger zu werden als bisher. Es fielen Regentropfen, und ich lud ihn deshalb ein, zu mir unter mein Obdach zu

kommen. Das nahm er auch an. Der Platzregen wurde immer ſtärker und löſchte unſer Feuer aus; bald nachher wurden uns auch die Muskitos ſehr läſtig. Ome-zhuh-gwut-oons machte wieder Feuer an, und hielt die Muskitos, mit einem Baumzweige wedelnd, von mir ab.

Ich fühlte wohl, daß ich nicht ſchlafen durfte; allein endlich wurde ich doch ſehr müde. Da kam ein neues Gewitter, das noch heftiger war, als das frühere. Es zuckte Blitz auf Blitz; ich aber ſaß da, ohne mich zu bewegen oder die Augen weit zu öffnen; verwandte jedoch keinen Blick von dem jungen Manne, welcher, als ein ſehr ſtarker Donnerſchlag ihn ängſtigte, als Sühnopfer etwas Taback in die Flamme warf. Ein ander Mal, als mich der Schlaf beinahe übermannt hätte, ſah ich, daß er auf mich blickte, wie eine Katze, welche ſich anſchickt, über ihre Beute herzuſtürzen. Ich ſchlief aber nicht.

Wie gewöhnlich, frühſtückte er am andern Morgen mit uns, und reiſte dann ab, ehe ich noch fertig war. Meine Tochter, mit welcher er im Walde geſprochen hatte, ſchien mir unruhiger als ſonſt, und weigerte ſich ſtandhaft, in's Kanot zu ſteigen; ihre Mutter gab ſich indeſſen alle Mühe, ſie zu beruhigen, und ſuchte mir Alles zu verbergen. Endlich entſchloß ſich das Mädchen einzuſteigen und wir fuhren ab. Der junge Menſch ruderte eine kleine Strecke weit vor uns, bis etwa um zehn Uhr, dicht am Ufer hin. Plötzlich, als er an eine Stelle gekommen war, wo das Land weit in das ſchnellſtrömende Waſſer hineinragt, erblickte ich weder ihn, noch ſein Kanot. Der Fluß mag auf jener Stelle etwa achtzig Klafter breit ſeyn, und etwa zehn Ruthen von der erwähnten Landſpitze erhebt ſich eine aus nacktem Fels beſtehende Inſel. Ich hatte mein Kleid abgelegt und ruderte mit großer Anſtrengung gegen das heftig ſtrömende Waſſer. Dabei war ich gezwungen, mich nahe am Ufer zu halten. Plötzlich hörte ich ganz in meiner Nähe einen Schuß fallen; die Kugel pfiff, es war als ſäße ſie mir in der Seite, das Ruder entſank meiner rechten Hand; der Arm fiel mir am Leibe nieder. Aus dem Gebüſche ſtieg Qualm auf; ich erkannte deutlich den Ome-zhuh-gwut-oons, welcher davon lief.

Meine Töchter ſchrieen laut auf, und ich bemerkte nun, daß das Kanot ganz blutig war. Ich ſuchte mein Fahrzeug

mit der linken Hand ans Ufer zu rudern und war entſchloſſen, den jungen Mann zu verfolgen; allein die Strömung war zu ſtark für mich, und trieb uns nach der andern Seite hin gegen das Felſeneiland. Dort ſtieg ich ans Land, zog das Kanot auf den Felſen und verſuchte mein Gewehr zu laden. Als ich damit fertig war, fiel ich bewußtlos zu Boden. Endlich kam ich wieder zu mir ſelbſt. Ich befand mich ganz allein auf der Inſel; das Kanot, in welchem meine Töchter ſaßen, ſchwamm ſtromabwärts und war kaum noch zu ſehen. Ich wurde zum zweiten Male ohnmächtig; doch endlich kehrte mir das Bewußtſein zurück.

Ich vermuthete, daß der Menſch, welcher nach mir geſchoſſen hatte, ſich noch irgendwo in der Nähe verſteckt hielte, und unterſuchte meine Wunden. Der rechte Arm war mir ſehr beſchädigt, und die Kugel, welche in der Nähe der Lunge eingedrungen war, im Körper ſtecken geblieben. Mein Zuſtand ſchien mir hoffnungslos zu ſeyn, ich rief Ome-zhuh-gwut-oons bei Namen; und flehte ihn an, meinem qualvollen Leben ein Ende zu machen. „Du haſt nach mir geſchoſſen," rief ich aus; „die Wunde iſt zwar tödtlich, aber ich lebe noch; wenn Du ein Mann biſt, ſo komm, und ſchieß noch einmal." Ich erhielt jedoch keine Antwort.

Ich war beinahe nackt; denn als ich verwundet wurde, hatte ich nichts auf dem Leibe als Beinkleider und ein ganz zerriſſenes Hemd, von welchem während der mühſeligen Arbeit des Ruderns mehrere Fetzen abgeriſſen worden waren. Ich lag da, den Sonnenſtrahlen ausgeſetzt, mit grün- und ſchwarzköpfigen Mücken bedeckt, auf einem nackten Felſen an einem Julius- oder Auguſttage, mit der Ausſicht langſam dahin zu ſterben. Gegen Sonnenuntergang aber kehrten mit der Hoffnung auch einige Kräfte zurück, und ich ſchwamm ans andere Ufer. Als ich an's Land ſtieg, konnte ich auf den Füßen ſtehen, und ſtieß zum Zeichen der Freude und der Verachtung das Saſſakwi oder Kriegsgeſchrei aus. Allein der Blutverluſt, welchen ich in Folge der Anſtrengung beim Schwimmen erlitten hatte, verurſachte mir abermals eine Ohnmacht.

Als ich wieder zu mir ſelbſt kam, verbarg ich mich am Ufer, um meinen Feind zu beobachten. Bald nachher ſah ich,

wie Ome-zhuh-gwut-oons aus ſeinem Verſtecke kam und ſein Kanot flott machte, um den Fluß hinab zu fahren. Er kam ganz in meiner Nähe vorüber, und ich fühlte einen mächtigen Drang, mich auf ihn zu ſtürzen, ihn zu packen und im Waſſer zu erwürgen; allein ich befürchtete, meine Kräfte möchten dazu nicht ausreichen, und ich ließ ihn vorbeifahren.

Bei mir ſtellte ſich bald ein quälender Durſt ein. Die Ufer des Fluſſes beſtanden aus ſteilen Felſen; mit meinem verwundeten Arme konnte ich mich nicht niederlegen, um zu trinken, ſondern mußte ſo tief in's Waſſer gehen, daß es mir bis an den Mund reichte. Am Abend wurde es kühl, und ich bekam wieder einige Kräfte. Es floß aber viel Blut aus den Wunden und ich dachte deshalb daran, ſie zu verbinden. Das Fleiſch war ſchon bedeutend angeſchwollen; dennoch aber ſuchte ich die Knochenſtücke wieder einzurichten. Ich zerriß den Reſt meines Hemdes in kleine Streifen, befeſtigte mit Hülfe der Zähne und der linken Hand dieſe Streifen um den rechten Arm und zog ſie allmälich ſtärker an, bis dieſer Verband feſt ſaß. Kleine Holzſtücke legte ich als Schienen an, und ließ den Arm in einem Seile ruhen, welches ich über den Hals geworfen hatte.

Als ich damit fertig war, ſchälte ich etwas Rinde von einem in der Nähe ſtehenden Baume, der wie ein Kirſchbaum ausſah, kaute dieſelbe und legte ſie, um den Blutfluß aufzuhalten, auf meine Wunde. Das Geſträuch, und der Platz zwiſchen dieſem und dem Ufer war mit Blut bedeckt. Als es Nacht wurde, wählte ich eine mit Moos bewachſene Stelle zum Lager, und ein Baumaſt ward mein Kopfkiſſen. Ich blieb vorſätzlich in der Nähe des Fluſſes, um Alles, was vorging, beobachten und meinen Durſt, falls derſelbe ſich wieder ſo heftig einſtellen ſollte, ſtillen zu können. Ich wußte, daß ein den Handelsleuten gehörendes Kanot, deſſen Ankunft am rothen Fluſſe bereits gemeldet war, bald vorüber kommen mußte, und von ihm erwartete ich Hülfe. Indianerhütten lagen in dieſer Gegend nicht; das nächſte Dorf war jenes, in welchem Ome-zhuh-gwut-oons zu mir gekommen war, und ich hatte alle Urſache anzunehmen, daß mehrere Meilen weit in der Umgegend niemand anders ſich aufhielt, als mein Mörder, meine Frau und meine Töchter.

Ich lag auf der Erde ausgeſtreckt, und bat den großen Geiſt, einen Blick der Barmherzigkeit auf mich zu werfen, und mir in dieſem großen Unglücke Hülfe zu ſenden. Während ich betete, fingen die Muskito's, welche in unzählbarer Menge meinen Körper bedeckten und mich durch ihre Stiche furchtbar quälten, an, ſich zu erheben, flogen einige Zeit rings um mich herum und verſchwanden endlich; dieſe Linderung aber hielt ich nicht für eine unmittelbare Einwirkung des großen Geiſtes, als ob dieſer dadurch meine Bitte gewährt hätte, ich wußte vielmehr recht gut, daß dieſe Erſcheinung ihren Grund in dem Kälterwerden der Luft hatte. Aber ich war, wie ſtets, wenn ich mich in Unglück und Gefahr befand, davon überzeugt, daß der Herr meines Lebens, obgleich unſichtbar, doch in meiner Nähe war und über mich wachte. Ich ſchlief, ohne Schmerzen zu fühlen, ganz ruhig, allein nicht ohne Unterbrechung. Jedesmal, wenn ich erwachte, glaubte ich im Traume ein Kanot mit weißen Männern auf dem Fluſſe geſehen zu haben.

Als es etwa Mitternacht ſeyn mochte, glaubte ich in einer Entfernung von etwa zweihundert Ruthen auf der andern Seite des Fluſſes Weiberſtimmen zu vernehmen, die mit jenen meiner Töchter Aehnlichkeit hatten. Ich war der Meinung, Ome-zhuhgwut-oons habe ausfindig gemacht, wo ſie ſich aufhielten und thue ihnen Gewalt an; denn es waren wehklagende Stimmen. Ich war aber ſo ſchwach, daß ich nicht einmal aufſtehen, geſchweige denn, ihnen zu Hülfe kommen konnte.

Am andern Morgen, noch vor zehn Uhr, hörte ich abermals vom Fluſſe her, und zwar oberhalb meines Lagerplatzes, Menſchenſtimmen, und ſah ein Kanot herankommen, in welchem weiße Männer ſaßen, und das ganz jenem glich, welches ich während der Nacht im Traume geſehen hatte. Dieſe Leute ſtiegen unweit von mir ans Land, und trafen Vorbereitungen zum Frühſtücken. Ich erkannte Herrn Stewart, von der Hudſonsbay-Geſellſchaft, und Herrn Grant. Da ich überzeugt war, daß mein Anblick auf ſie einen peinlichen Eindruck machen würde, ſo wartete ich, bis ſie gegeſſen haben würden.

Als ſie ſich anſchickten, ihr Kanot wieder flott zu machen, watete ich ins Waſſer, um ihre Aufmerkſamkeit auf mich zu lenken. Sobald ſie mich erblickten, ließen die Franzoſen ihre Ruder

ruhen, und alle blickten mich ganz erſtaunt an. Die Strömung führte ſie weit weg von mir, und auf meine Rufe in Indianerſprache ſchienen ſie gar nicht zu achten. Da rief ich Herrn Stewart bei Namen, ſprach einige Worte engliſch, und bat die Reiſenden, mich aufzunehmen. Sogleich waren die Ruder wieder im Waſſer, und das Kanot kam ſo dicht heran, daß ich einſteigen konnte.

Niemand wußte, wer ich war, nicht einmal die Herren Stewart und Grant, die mich doch recht gut kannten. Ich hatte mein Blut noch nicht ordentlich abwaſchen können, und die Leiden, welche ich erduldet hatte, mochten mich auch bedeutend verändert haben. Frage folgte nun auf Frage; bald wußte man, wer ich war und was ſich mit mir ereignet hatte. Man machte mir ein Lager im Kanot und ich bat die Handelsleute, ſie möchten in der Gegend, von woher das Geſchrei zu mir gedrungen war, meine Kinder aufſuchen. Ich befürchtete, ſie möchten als Leichen gefunden werden; aber alle Nachſuchungen waren fruchtlos.

Vierzigſtes Capitel.

Verfolgung des Mörders. — Der Verwundete zieht ſich ſelbſt eine Kugel heraus. — Die ſchuldige Frau. — Böswilligkeit und Rachſucht der amerikaniſchen Handelsleute. — Die Damhirſchſehne. — Major Long. — Meſtizenmädchen werden ihrem Vater entführt. — Armbruch. — Tanner wird Dolmetſcher am St. Marine-Waſſerfalle. — Veröffentlichung ſeiner Denkwürdigkeiten.

Ich nannte den beiden Handelsleuten den Namen des Menſchen, welcher mich verwundet hatte, und ſie hielten es für zweckmäßig, mich ſogleich nach dem Dorfe zu bringen, welchem Ome-zhuh-gwut-oons angehörte. Sie ſagten, wenn es uns gelänge ſeiner habhaft zu werden, ſo wollten ſie mir zur Rache behülflich ſeyn, und ich ſollte ihn auf der Stelle tödten. Sie verſteckten mich daher auf dem Boden des Kanots. Als ſie bei

den Hütten jenes Dorfes landeten, kam ein alter Mann an's Ufer und fragte: „Was gibt es Neues in der Gegend, aus welcher Ihr kommt?“ — „Alles geht gut,“ antwortete Herr Stewart, „weiter wiſſen wir nichts.“ — „So behandeln uns die Weißen immer,“ nahm der Alte wieder das Wort: „Ich weiß recht gut, daß in der Gegend da etwas vorgefallen iſt, Ihr wollt nur nicht darüber reden. Ome-zhuh-gwut-oons, einer von unſeren jungen Leuten, iſt zwei oder drei Tage lang den Fluß hinabgerudert und hat uns geſagt, daß das Langmeſſer, genannt Schaw-ſcha-wa-ne-ba-ſe (der Falke), der vor einigen Tagen hier mit Frau und Töchtern durchgekommen iſt, dieſe ermordet hat. Aber ich befürchte, daß er ſelbſt etwas Böſes gethan hat, er iſt unruhig und immer auf ſeiner Hut, und als ihr ankamet, hat er die Flucht ergriffen.“

Nichts deſto weniger ſuchten die Herren Grant und Stewart nach dem Mörder in allen Hütten. Als ſie ſich endlich überzeugt hatten, daß er wirklich davon gelaufen war, ſprachen ſie zu dem Alten: „Es iſt wahr, er hat in dem Lande, aus welchem wir kommen, Böſes verübt; aber der Mann, welchen er tödten wollte, befindet ſich in unſerm Kanot; wir wiſſen noch nicht, ob derſelbe am Leben bleiben oder ſterben wird.“ Nun zeigten ſie mich den Indianern, welche ſich am Ufer verſammelt hatten.

Wir blieben dort ein wenig liegen, um auszuruhen und meine Wunden zu unterſuchen. Ich fand, daß die Kugel, welche dicht unterhalb der Gegend, in welcher mein Arm verletzt ward, in den Leib gegangen war, in den Rippen feſtſaß, und bat Herrn Grant, er möge ſie herausnehmen; allein er ſo wenig als Herr Stewart mochte den Verſuch wagen, und ich mußte mit meiner linken Hand die Operation ſelbſt machen. Eine Lanzette, welche Herr Grant mir gab, brach ſogleich ab, ebenſo ging es mit einem Federmeſſer; denn das Fleiſch in jenem Körpertheile war ſehr hart und feſt. Endlich gab man mir ein Raſiermeſſer mit weißer Schaale, und ſo ſchnitt ich denn die Kugel heraus. Sie war ganz abgeplattet; die Damhirſchſehne aber und die Medicin, welche Ome-zhuh-gwut-oons daran gebunden hatte, blieben in der Wunde. Da ich jetzt fand, daß die Kugel nicht eigentlich in den Leib gedrungen war, ſo durfte ich auf Wiedergeneſung hoffen, aber auch annehmen, daß dieſelbe

ſehr langſam von Statten gehen würde, da ſich vermuthen ließ, daß ſich einiges Gift in der Wunde befand.

Als die Operation vorbei und die Wunde verbunden war, begaben wir uns nach Ah-kee-ko bow-we-tig (der Fall des Keſſels), einem Dorfe, in welchem der Bruder des Ome-zhuh-gwut-oons Häuptling war. Derſelbe hieß Waw wiſh-e-ga-bo. Auch diesmal war Herr Stewart ſo vorſichtig, mich im Kanot zu verſtecken, und ſchenkte gleich nach unſerer Ankunft jedem einzelnen Indianer etwas Taback. Als er aber fand, daß auch hier ſeine Nachſuchungen vergeblich waren, zeigte er mich dem Häuptlinge, und ſagte ihm geradezu, ſein Bruder habe die Abſicht gehabt, mich zu ermorden. Da ließ dieſer Mann den Kopf hängen, und wollte auf die Fragen der Weißen keine Antwort geben. Wir erfuhren indeſſen von mehreren anderen Indianern, daß meine Töchter mit ihrer Mutter auf ihrem Wege nach dem Regen-See in dieſem Dorfe verweilt hatten.

Als wir beim Comptoir der Nordweſt-Compagnie, an jenem See, ankamen, fanden wir, daß ſie alle von den dortigen Handelsleuten angehalten worden waren. Sie hatten ſich nämlich dadurch, daß ſie ſich ſehr unruhig und erſchrocken bewieſen, höchſt verdächtig gemacht, und man erinnerte ſich gleich daran, dieſe Perſonen kurze Zeit vorher in meiner Geſellſchaft geſehen zu haben. Sobald man mich vom Fort aus erblickte, lief die Mutter in den Wald, und zog ihre beiden Töchter mit ſich fort; alle aber wurden von den Agenten der Compagnie wieder eingeholt und vor uns geführt.

Die Herren Stewart und Grant ſagten, ich möchte nur beſtimmen, wie dieſes Weib beſtraft werden ſollte, welches offenbar bei dem Mordverſuche gegen mich betheiligt war. Sie erklärten, meine vormalige Frau ſey in allem Betrachte eben ſo ſtrafbar wie Ome-zhuh-gwut-oons und habe den Tod oder jede andere ſchwere Strafe verdient, mit welcher ich ſie belegen wollte. Ich verlangte indeſſen weiter nichts, als daß man ſie unverzüglich ohne die geringſten Lebensmittel aus dem Fort jagen, und ihr ſtreng verbieten ſolle, ſich jemals wieder in demſelben blicken zu laſſen. Sie war doch Mutter meiner Kinder, ich wollte ſie deshalb nicht aufhängen oder durch die Arbeitsleute, welche mir den Vorſchlag dazu machten, zu Tode peitſchen laſſen.

Aber ihr Anblick war mir unerträglich geworden. So wurde ſie denn ohne weitere Züchtigung fortgejagt.

Nun theilten mir meine Töchter folgendes mit: Als ich bewußtlos auf dem Felſen niedergeſunken war, hielt mich ihre Mutter für todt; ſie gaben ihrem Befehle nach, wandten das Kanot, und entflohen ſo ſchnell es nur gehen wollte. Nachdem ſie eine Strecke weit gekommen waren, lenkte die Frau das Kanot gegen eine niedrige mit Geſträuch bewachſene Landſpitze und warf meinen Rock dorthin. Nach einer langen Fahrt verſteckten ſie ſich dann im Walde. Die Alte dachte aber, es ſey beſſer, Alles, was mir gehört hatte, bei ſich zu bewahren, und kehrte wieder um. Damals, als die Mutter meine Sachen am Ufer zuſammenraffte, hatten meine Kinder laut aufgeſchrieen. Das war alſo jenes Geſchrei geweſen, welches ich gehört hatte.

Herr Stewart ließ mich in dem Comptoir am Regen=See, und beauftragte Herrn Simon Macgillivray, für mich zu ſorgen. Dieſer war der Sohn des gleichnamigen Mannes, welcher einige Jahre früher bei der Nordweſt=Compagnie einen ſo wichtigen Poſten bekleidete. Dieſer wies mir einen kleinen Raum an, wo meine Töchter mir die Speiſen bereiteten und die Wunden verbanden. Ich war ſehr ſchwach, mein Arm blieb geſchwollen, und von Zeit zu Zeit kamen Knochenſplitter heraus.

Ich mochte etwa achtundzwanzig Tage an jenem Orte ſeyn, da kam Major Delafield, Grenzcommiſſair der vereinigten Staaten, in's Comptoir, hörte von meinen Abenteuern, und erbot ſich, mich in ſeinem Kanot nach Mackinack mit zu nehmen. Gern hätte ich ihn begleitet, ich war aber viel zu ſchwach, eine ſolche Reiſe unternehmen zu können. Major Delafield ſah ſelbſt ein, daß es nicht anging, er ſchenkte mir aber viele gute Lebensmittel, zwei Pfund Thee, Zucker, ein Zelt, Kleider und noch manche andere Sachen.

Zwei Tage nach ſeiner Abreiſe zog ich die Damhirſchſehne, welche mein Mörder um die Kugel gewickelt hatte, aus meinem Arme. Sie war von grüner Farbe, ſehr breit und etwa fünf Zoll lang. Bald nach des Majors Abreiſe zeigte es ſich deutlich, daß Herr Macgillivray mir nicht wohl wollte; nur aus Furcht vor dem Major hatte er früher mich mit einiger Aufmerkſamkrit behandelt. Er beſchimpfte und beleidigte mich, und

endlich wurde ich gar aus dem Comptoir gejagt. Aber die Franzoſen benahmen ſich mitleidiger gegen mich; ſie kamen, als es dunkel geworden war, heimlich heraus und ſchlugen mir, ohne daß Macgillivray etwas davon ahnete, ein Zelt auf. Durch des Majors Delafield Güte war ich mit den nothwendigſten Bedürfniſſen verſehen, und meine Töchter blieben bei mir, obwohl Herr Macgillivray oftmals ſagte, er wolle ſie fortreiſen laſſen. Seine Verfolgungen gegen mich nahmen an Heftigkeit durchaus nicht ab, obwohl ich das Fort verlaſſen hatte; er nahm mir meine Töchter weg, und ließ ſie im Quartier der Männer ſchlafen; ſie liefen ihm aber davon und flüchteten ſich in das Zelt ſeines Schwiegervaters, der ein alter Franzos war, deſſen Töchter mit den meinigen auf einem ſehr freundſchaftlichen Fuße lebten.

Seit meiner Ankunft waren nun dreiundvierzig Tage verfloſſen, und ich befand mich in einer ſehr kläglichen Lage. Seit einiger Zeit ſchon war ich auch der Unterſtützung meiner Töchter beraubt. Da trat eines Abends ganz unerwartet Herr Bruce, mein alter Freund, in mein Zelt; er gehörte zum Gefolge des Major Long, der vom Winnipeg-See zurück kam. Er glaubte, dieſer Officier werde mir gern dazu behülflich ſeyn, meine Töchter aus Herrn Macgillivray's Händen zu befreien, und ſie vielleicht wohl auch mit nach Mackinack nehmen.

Obwohl ich kaum im Stande war zu gehen, ſo ſchleppte ich mich doch ſpät in der Nacht dreimal bis zum Lagerplatze des Major Long; aber immer erhielt ich zur Antwort, ſeine Kanots wären beſetzt und er könne nichts für mich thun. Als er aber zuletzt etwas Näheres über mich hörte, ſchien er mehr Intereſſe an mir zu nehmen, und da er die Papiere geleſen hatte, welche Gouverneur Clark und andere Perſonen mir gegeben hatten, ſagte er, es ſey ſehr thörig von mir, daß ich ſie nicht gleich vorgezeigt habe. Er hätte mich, ſagte er, für einen jener Weißen gehalten, die aus Faulheit oder Hang zu Ausſchweifungen ſich unter den Indianern umhertreiben; da er aber jetzt wiſſe, wer ich ſey, ſo wolle er ſehen, was ſich für mich thun laſſe. Nun ging er ſelbſt, von mehreren Männern begleitet, in's Comptoir, um meine Töchter zu ſuchen. Es war eigentlich ſeine Abſicht geweſen, ſchon am andern Morgen weiter zu reiſen;

da er aber beinahe die ganze Nacht ſich mit meinen Angelegenheiten beſchäftigt hatte, ſo beſchloß er, einen Tag länger zu verweilen, und noch größere Anſtrengungen zu machen, um meiner Kinder habhaft zu werden.

Das einzige Reſultat ſeiner Nachforſchungen war die Ueberzeugung, daß die Mädchen durch die Ränke des Herrn Macgillivray und der Familie ſeines Schwiegervaters in die Hände des Kaw-been-tuſch-kwaw-naw, der zu den Häuptlingen im Dorfe Me-nau-zhe-tau-nung gehörte, geliefert worden waren. Ich mußte alſo darauf verzichten, ſie in dieſem Jahre noch fortführen zu können. In der kläglichen Lage, in welcher ich mich befand, blieb mir nur der einzige Ausweg, den bevorſtehenden Winter unter Leuten meiner Farbe und bei meinen jüngeren Kindern in Mackinack zuzubringen.

Ich wußte, daß auch Herr Macgillivray, wie beinahe alle übrigen Handelsleute der Nordweſt-Compagnie, gegen mich aufgebracht war, weil ich vor Zeiten mit dazu beigetragen hatte, daß Lord Selkirk ihr Comptoir am rothen Fluſſe eingenommen hatte. Auch war es mir wohl bekannt, daß ich meiner perſönlichen Stellung wegen, welche ich den Indianern gegenüber einnahm, ſchwerlich Erlaubniß bekommen würde, in einem der nahe gelegenen Comptoirs einer oder der andern Compagnie mich aufzuhalten. Ich war von einem Indianer auf die hinterliſtigſte Weiſe gefährlich verwundet worden, und nach der Landesſitte war ich genöthigt, mich an dem erſten beſten, welcher von der Horde, zu welcher der Mörder gehörte, mir in den Weg kam, Rache zu nehmen. Und man glaubte, daß ich es auch thun würde. Und hätten nun die Indianer erfahren, daß ich mich in irgend einem Comptoir aufhielt, ſo würden nur ſehr wenige dorthin gekommen ſeyn.

Das alles überlegte ich mir, und nahm daher gern das wohlgemeinte Anerbieten des Major Long an. Er wollte mich in die Staaten zurück bringen, und räumte mir Platz in ſeinen Kanots ein. Nach Ablauf einiger Stunden ſah ich ſelbſt jedoch ein, und der Major konnte es ſich gleichfalls nicht verhehlen, daß ich eine ſolche Reiſe ohne die größte Gefahr nicht unternehmen konnte. Er vertraute mich daher der Obhut mehrerer

Männer an, die ſich im Gefolge der Handelsleute befanden, und ich wurde in's Fort zurück gebracht.

Ich wußte wohl, daß die Pforten aller Comptoirs der Nordweſt-Compagnie mir verſchloſſen ſeyn würden, und ich wandte mich daher an die amerikaniſche Pelzhandelgeſellſchaft, in deren Dienſten ich vor einiger Zeit geſtanden hatte. Der junge Herr Davenport, einer ihrer Beamten, räumte mir ſogleich ein Gemach ein; da jedoch die Lebensmittel auf jener Seite des Fluſſes ziemlich ſelten waren, ſo unterſtützte mich der Doctor Mac Laughlin von der Nordweſt-Compagnie, der an Herrn Macgillivrays Stelle gekommen wär. Er ſchickte täglich genug zu eſſen, für Herrn Davenport, für deſſen Frau und mich.

Einige Zeit nach meiner Ankunft bei Herrn Davenport wurde dieſer durch Herrn Cote abgelöſt. Der trat in mein Zimmer und ſagte, als er mich in demſelben liegen ſah, weiter nichts, als: „Alſo Sie haben allein auf Ihre eigene Hand Krieg geführt?“ Abends ließ er mir zu eſſen geben, und am andern Morgen früh mich vor die Thür werfen. Ja er verbot mir ſogar, den Boden der vereinigten Staaten zu betreten! Alle meine Bitten, mit denen ſich die des Doctors Mac Laughlin vereinigten, waren nicht im Stande, ihn von ſeinem Entſchluſſe abzubringen.

In dieſer Noth erlaubte mir der Doctor, auf das engliſche Gebiet zu kommen; er gab mir zu eſſen, und ſorgte auch anderweitig für mich. Und doch wußte er, daß dieſe Großmuth ihm bei ſeinem Winterhandel ſchaden würde. Im Anfange dieſer Jahreszeit waren meine Wunden ſo weit geheilt, daß ich ſchon wieder auf die Jagd gehen konnte. Mein Gewehr hielt ich in der linken Hand. Aber als ich in den erſten Tagen des neuen Jahres einmal Abends ausgegangen war, um Waſſer zu holen, glitt ich aus, fiel auf das Eis und brach mir nicht nur an derſelben Stelle von Neuem den Arm, ſondern auch noch das Schlüſſelbein. Und nun mußte ich mich noch einmal einer langdauernden Heilung unterwerfen.

Im Frühlinge konnte ich wieder auf die Jagd gehen, erlegte viele Kaninchen und einige andere Thiere, deren Felle der Doctor mir auf das Freigebigſte baar bezahlte. Als der Zeitpunkt gekommen war, in welchem die Handelsleute ihre Winter-

quartiere verlaſſen, ſagte er mir, die Nordweſt-Compagnie hätte keine nach Mackinack beſtimmten Fahrzeuge; er werde jedoch Herrn Cote ſchon zu zwingen wiſſen, mich dorthin ſchaffen zu laſſen. Das that er auch, und Cote verſprach, mich in ſeinem eigenen Kanot bis Fond du Lac zu befördern.

Auf der Strecke von Fond du Lac bis zum St. Marien-Waſſerfalle ſtand ich unter der Aufſicht des Herrn Morriſon. Deſſen Ruderknechte behandelten mich indeſſen ſo barſch, daß ich, 25 Meilen oberhalb des Weſſerfalles darauf beſtand, ans Ufer geſetzt zu werden. Dort wollte Herr Schoolcroft mich zum Dolmetſcher haben, ich konnte aber dieſen Vorſchlag nicht annehmen. Ich hatte gehört, daß die wenigen Sachen, welche ich in Mackinack gelaſſen hatte, verkauft worden waren, um von denſelben das Koſtgeld für meine Kinder zu beſtreiten. Die Lage, in welcher ſich dieſe befanden, machte meine Gegenwart erforderlich; ich ging alſo dorthin, und Oberſt Boyd nahm mich als ſeinen Dolmetſcher an. Das blieb ich bis zum Jahre 1828, wo ich, mißvergnügt über die Behandlung, welche man mir angedeihen ließ, nach Neu-York ging, um dafür Sorge zu tragen, daß meine Denkwürdigkeiten veröffentlicht würden. Nach meiner Rückkehr in den Norden nahm mich Herr Schoolcroft, der noch immer Indianer-Agent am St. Marien-Waſſerfalle iſt, zum Dolmetſcher an, und ſeit jener Zeit wohne ich dort mit meiner Familie.

Drei von meinen Kindern befinden ſich noch unter den Indianern; die beiden Mädchen, von denen ich früher geſprochen habe, kämen gern zu mir, wenn ſie nur entfliehen könnten; mein Sohn, der etwas älter iſt, hängt ſehr am Jägerleben. Ich hoffe, daß ich noch einmal einen Verſuch werde machen können, um meine Töchter wieder zu holen.

Anhang.

---

1. Ueber die Feſte der Indianer.

Das Medicinfeſt. — Von den Träumen. — Namen. — Vom Kriege. — Das große Feſt. — Feſt des Wawbeno. — Von den Todten. — Von der Jagdmedicin. — Von den erſten Früchten.

Wer bei den Indianern viele Feſtlichkeiten giebt, oder um in der Sprache ihrer Geſänge zu reden, das Volk fortwährend in Bewegung hält, gilt für einen großen Mann. Beſonders in den Zeiten, wo das Wild recht häufig iſt, folgt Feſt auf Feſt. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Feſte die Hauptvergnügungen der Indianer in Zeiten der Ruhe und des Friedens waren, ehe die Weißen den Gebrauch berauſchender Getränke eingeführt hatten. Es giebt mehrere Arten von Feſten.

1) Das **Metai-we-koon-de-win,** oder das Medicinfeſt, deſſen Begehung einen Theil ihrer großen religiöſen Feierlichkeit, des Metai, bildet. Es ſteht unter der Leitung mehrerer bejahrten Männer, welche Häuptlinge des Metai genannt werden. Man läßt nur Eingeweihete zu. Die Gäſte werden von einem Me-zhin-no-way oder Agenten des Häuptlings eingeladen, der Jedem einen kleinen Stab einhändigt. Im Süden bedient man ſich kleiner Rohrſtöcke, im Norden nimmt man auch wohl Federn, welche zu dieſem Behufe gefärbt und aufbewahrt werden. Mündlich beſtimmt der Bote nichts. Es würde uns zu weit führen, wenn wir hier die vielen Vorbereitungen zu dieſer Feierlichkeit, ſo wie die Einzelnheiten deſſelben aufführen wollten. Wie dieſelbe bei den Menómonies begangen wird, hat der Verfaſſer dieſer Bemerkungen der hiſtoriſchen Geſellſchaft zu Neu-York 1827 mitgetheilt.

Bei dieſem Feſte werden immer Hunde geopfert; denn dieſe Thiere gelten, da ſie die intelligenteſten und dem Menſchen am nützlichſten ſind, den Indianern für dasjenige Opfer, welches ihren Gottheiten am angenehmſten iſt. Sie glauben, daß die Nahrung, welche ſie bei dieſen und einigen anderen Feſten genießen, in unſichtbarer Geſtalt bis zum großen Geiſte aufſteige.

Außer den Geſängen, welche bei dieſen Feſten vorkommen, werden zahlreiche Ermahnungen der bejahrten Männer angehört. Unter einer Menge von unverſtändlichen Anſpielungen und lächerlichen Wendungen, enthalten dieſe Reden einige moraliſche Vorſchriften und außerdem noch Traditionen über Na-na-buſh und andere Perſonen ihrer Mythologie. Diejenigen Zuhörer, welche nicht

betrunken ſind, ſcheinen außerordentlich aufmerkſam zu ſeyn. Jedesmal, wenn der Redner mit gedämpfter Stimme den Namen des großen Geiſtes ausſpricht, fallen die Zuhörer ein und rufen Kwa-ho-ho-ho-ho-ho; die erſte Sylbe wird dumpf und langſam ausgeſprochen, die übrigen immer tiefer, bis der Ton aufhört zu vibriren. Sie ſagen, der Redner berühre den großen Geiſt, wenn er deſſen Namen ausſpricht. Die Wirkung, welche auf das Auditerium hervorgebracht wird, läßt ſich mit dem Ton einer ausgeſpannten Saite vergleichen, der immer ſchwächer wird. Dieſe eigenthümliche Interjection iſt auch bei den Ottawah's gebräuchlich, wenn ſie mit ihren Medicinhäuten diejenigen ſchlagen, welche ſich einweihen laſſen wollen.

Man hat bis auf den heutigen Tag viel darüber geſtritten, ob es bei den Indianern ein Prieſterthum giebt oder nicht. Schon aus einer flüchtigen Prüfung geht hervor, daß die ſogenannten Medicinmänner eine Rotte verſchmitzter Betrüger ſind, welche zum größten Theil auf Koſten der Leichtgläubigkeit Anderer leben und denſelben Medicinen oder Zauber verkaufen, damit ſie Glück auf der Jagd haben, oder ein Weib verführen können, oder irgend einen andern Zweck erreichen. Wenn Einer ſo glücklich geweſen iſt, Anſehen und Einfluß bei den leichtgläubigen und abergläubigen Indianern zu erlangen; dann gilt er für einen Propheten, der mit dem unſichtbaren Weſen in Verbindung ſteht.

2) **Wain-je-tah-we-koon-de-win**, das Feſt, welches dazu beſtimmt iſt, um Träume zu Wege zu bringen. — Die Feſte dieſer Art können überall und zu jeder Zeit veranſtaltet werden, und es ſind keine beſonderen Beſtimmungen vorhanden, deren gemäß der Feſtgeber ſeine Gäſte bewirthen müßte. Das Wort Wain-je-tah bedeutet gemeinſam oder wahr. Sie bedienen ſich deſſelben oft, wenn ſie Pflanzen oder Thiere bezeichnen. So bedeutet z. B. Wain-je-tah-omuk-kuk-ke eine wirkliche Kröte, und nicht etwa eine Eidechſe.

3) **Ween-dah-was-ſo-win**, das Feſt der Namenbeilegung. Dieſe Feſte finden Statt, wenn die Kinder einen Namen erhalten; bei demſelben müſſen die Gäſte Alles eſſen, was der Feſtgeber ihnen vorſetzt, wie viel es auch ſeyn mag. Der Grund, welchen ſie für den Gebrauch angeben, nichts von dem, was bei dieſer Gelegenheit aufgetragen wird, liegen zu laſſen, iſt ſonderbar. Wie ſie ſagen, ahmen ſie den Falken und anderen Raubthieren nach, welche nie zweimal an die von ihnen getödtete Beute gehen.

4) **Menis-ſe-no-we-koon-de-win**, das Kriegsfeſt. Dieſe Feſte werden veranſtaltet, ehe ſie in den Krieg gehen, und während des Zuges nach dem feindlichen Lande. Es können zwei, vier, acht, zwölf Männer zuſammenberufen werden, nie aber eine ungleiche Zahl. Das zum Feſtmahle beſtimmte Thier, ein Bär, ein Hirſch, ein Mooſe, oder was es ſonſt ſeyn mag, wird ganz gekocht, und es muß rein aufgegeſſen werden. Uebrig bleiben darf gar nichts. Insgemein wird neben das Eſſen eine tiefe mit Bärenfett gefüllte Schüſſel geſtellt; das Fett wird getrunken ſtatt des Waſſers. Einer, der ſeinen Antheil nicht ganz aufißt, wird von den Uebrigen, welche einen größern Magen haben, verhöhnt, und muß in der Regel die Erlaubniß, nicht mehr eſſen zu dürfen, mit Tabackſpenden erkaufen. Wenn jedoch in dieſem Falle keiner ſich findet, der

für ihn eſſen will, ſo ruft man den erſten beſten herbei. Hat das Feſt nach Beginne des Feſtmahls ſtattgefunden, ſo wird genau darauf geachtet, daß auch nicht ein einziger Knochen des verzeh- en Thieres zerbrochen wird. Alle Knochen werden gereinigt zuſammengebunden und an einen Baum gehängt. Als Grund für dieſen Brauch geben ſie an, ſie wollten durch denſelben dem großen Geiſte zu wiſſen thun, daß ihnen viel daran liege, in ihr Heimathland und ihre Hütten mit geſunden Knochen wieder zurückzukehren.

5) **Gitche = we = koon = de = win** oder das große Feſt. Es iſt dieſes ein Feſt großer Art, welches nur wenige, und immer die ausgezeichnetſten einer Horde feiern dürfen. Das Thier wird, ſo viel als immer möglich in einem Stücke gekocht. Zuweilen heißt dieſes Feſt auch Mez=ziz=a=kwa=win.

6) **Waw = bun = no = we = koon = de = win**, das Feſt des Wawbeno. Dieſes Feſt, ſo wie alle übrigen Mummereien des Wawbeno, wird als eine abgeſchmackte und gefährliche Ketzerei betrachtet, und von den bedeutendſten Indianern nicht mehr gefeiert. Es geht dabei ſehr geräuſchvoll und unordentlich her, es wurde bei Nacht und unter Fackelſchein begangen.

7) **Je = bi = naw = ka = win**, das Todtenfeſt. Das Feſtmahl findet auf den Gräbern der verſtorbenen Lieben Statt. Man zündet ein Feuer an, und jeder Gaſt ſchneidet, ehe er anfängt zu eſſen, ein kleines Stück Fleiſch ab, und wirft daſſelbe in die Flamme. Der Dampf und Geruch deſſelben, ziehen, wie die Indianer ſagen, den Jebi an, der herbeikommt, um mit ihnen zu eſſen.

8) **Che = bah = koo = che = ga = win.** Jeder gute Jäger breitet einmal im Frühjahr und einmal im Herbſt einen ganzen Tag lang ſeinen Medicinbeutel im hintern Theile ſeiner Hütte aus, und bewirthet ſeine Nachbarn zu Ehren der Medicin. Dieſes Feſt wird als ein eben ſo wichtiges und feierliches betrachtet als das Metai.

9) **O = ſkin = ne = ge = tah = ga = win.** Man könnte das Feſt des jungen Jägers jenes der erſten Früchte nennen. Es wird gefeiert, wenn ein junger Burſch, der zu jagen anfängt, zum erſten Male ein Thier irgend einer Art, vom kleinſten Vogel oder Fiſche bis zum Mooſethier oder Biſon, erlegt. Die Indianer beobachten dieſen Brauch ſehr ſorgfältig. Man findet daſſelbe häufig in Tanners Denkwürdigkeiten erwähnt; daher iſt eine nähere Beſchreibung überflüſſig.

II. Vom Faſten und Träumen.

Faſten der Kinder. — Vorbedeutungen, die man aus Träumen herleitet. — Die Fledermaus. — Das Net=no=kwa. — Die Krücken und das weiße Haupthaar. — Glaube der Algonkiner. — Das zukünftige Leben. — Der Todtenpfad. — Das ſchwankende Kanoe und der große Hund. — Die Todten kommen wieder. — Indiſche Leichenfeierlichkeit. — Der Jebi. — Leichengeſang. — Erinnerung an die Todten. — Die dem Polarkreiſe nahe wohnenden Stämme.

Strenges und langanhaltendes Faſten iſt den unverheiratheten Indianern beiderlei Geſchlechts ſchon von ſehr früher Kindheit an vorgeſchrieben. Der Vater reicht zum Beiſpiel ſeinem Kinde einmal Morgens mit der einen

Hand das Frühſtück, mit der andern eine Holzkohle dar. Nimmt das Kind die letztere, ſo freuet ſich der Vater, lobt es und bezeugt ihm auch auf andere Art ſeine Zufriedenheit. Wer lange faſten kann, wird deshalb ſehr beneidet, und auch aus dieſem Grunde werden die Kinder daran gewöhnt, möglichſt lange Zeit ſich aller Nahrung zu enthalten. So lernen die Kinder durch Uebung drei, funf, ſieben, ja, wie behauptet wird, zehn Tage lang faſten. In dieſer ganzen Zeit genießen ſie nichts als ein wenig Waſſer, und auch dieſes nur in langen Zwiſchenräumen. Während ſie faſten, geben ſie ganz beſonders auf ihre Träume Acht, und je nach Beſchaffenheit derſelben bilden ſich die Verwandten, denen dieſe Träume erzählt werden, eine Meinung über das, was dem Kinde in Zukunft bevorſteht.

Ein Traum von dem, was in der Luft vorgeht, von Vögeln, Wolken, Himmel, gilt für ſehr günſtig. Wenn das Kind anfängt von dergleichen zu erzählen, dann wird es von den Verwandten unterbrochen, die ihm zurufen: Es iſt ſchon gut, rede nicht mehr davon. Die Kinder bewahren von den Träumen Eindrücke, welche ihr Leben lang Einfluß auf ihren Charakter haben.

Einem alten, ſehr ausgezeichneten Krieger, welcher ſich vor einigen Jahren am rothen Fluſſe aufhielt, hatte, während er einmal in ſeiner Kindheit faſtete, geträumt, es ſey eine Fledermaus auf ihn zugeflogen, und deshalb dieſes Thier zu ſeiner Medicin erkoren. Auf die koſtſpieligen Kriegs- oder Jagdmedicinen, welche bei den übrigen Indianern in ſo großem Anſehen ſtehen, gab er gar nichts; ſo lange er lebte, trug er eine Fledermaushaut vorn an ſeiner Kopfbedeckung; auf ſeine vielen Kriegszüge ging er mit der größten Zuverſicht und Ruhe; denn er war feſt überzeugt, daß die Sioux, welche eine Fledermaus in ihrem Fluge nicht ſchießen können, auch ihn nicht treffen würden. Er zeichnete ſich bei jeder Gelegenheit aus, und erlegte eine große Menge ſeiner Feinde, ohne jemals von einer Kugel auch nur geſtreift worden zu ſeyn. Daß er dieſes ſeltene Glück auf Rechnung der Fledermaushaut ſchrieb, verſteht ſich von ſelbſt.

Tanner erzählt, daß ſeine Adoptivmutter, Net-no-kwa, als ſie etwa zwölf Jahre alt war, einmal zehn Tage hintereinander faſtete. Als ſie während dieſer Zeit einen Traum hatte, ſtieg ein Mann vom Himmel herab, ſetzte ſich vor ihr hin, ſprach vielerlei mit ihr, reichte ihr zwei Stäbe und ſprach: „Dieſe gebe ich Dir, damit Du auf dieſelben Dich ſtützeſt; auch geſtatte ich Dir, daß Dein Haar einſt weiß werde, wie der Schnee.“ Ihr ganzes Leben lang war dieſe vortreffliche Frau feſt überzeugt, daß ſie ein hohes Alter erreichen würde. Oft, wenn ſie ſich in der größten Noth und Bedrängniß befand und Gefahren aller Art ſie umgaben, ermahnte ſie die Ihrigen, den Muth nicht ſinken zu laſſen, und erinnerte ſie daran, daß ihr verſprochen worden ſey, ſie werde im hohen Alter auf Krücken gehen und Haar bekommen ſo weiß wie Schnee.

Der Glaube, daß dem Menſchen im Traume Mittheilungen gemacht werden, beſchränkt ſich übrigens weder auf unſere Zeit, noch auf die Indianer; der Menſch, und namentlich der weniger Gebildete, neigt ſich ſehr zu demſelben. Die meiſten Indianer vom Stamme der Algonkiner und vielleicht die ganze Nation, glauben nicht nur, daß ihre Gebete in Zeiten der Noth vernommen

und erhört werden, ſondern auch, daß manche unter ihnen im Traume von Dingen unterrichtet werden, die erſt in ſehr ferner Zeit oder gar erſt nach ihrem Tode ſich ereignen. — Es iſt wahrſcheinlich, daß ihr traditioneller Glaube von dem, was zukünftig ſich ereignen ſoll und unter welchen Umſtänden es geſchehen wird, einen ſo ſtarken Eindruck auf das Gemüth der Kinder macht, daß ſie oft ſchon von früher Jugend an bis ins ſpäteſte Alter, ſehr häufig von Träumen heimgeſucht werden. So findet man Leute unter ihnen, welche während der gefährlichſten Krankheiten und in einem ſo durchaus hoffnungsloſen Zuſtande, daß man ſie als eine Beute des Todes betrachten muß, dennoch im Fieberwahne träumten, daß das, was in früher Jugend ihre aufgeregte Einbildungskraft ihnen vorgeſpiegelt, erfüllt werden ſey. So erzählen ſie mit der größten Zuverſicht, daß dieſe oder jene Perſonen geſtorben und auf dem Pfade der Todten gewandelt ſeyen, bis zu einem großen Erdbeerbaume, welcher dicht neben demſelben geweſen iſt; einige haben den Fluß geſehen, andere denſelben ſogar überſchritten und ſind in die Dörfer der Todten gelangt.

Träume dieſer Art ſcheinen ſehr häufig zu ſeyn; nicht ſelten erzählen ſie aber auch von Quälereien und Enttäuſchungen. Manche langten im Geiſte bei dem Erdbeerbaume an, und der Jebi-nug erfriſchte ſie während der Reiſe; aber als ſie die Frucht mit Händen greifen wollten, war es nur ein Stein. Dieſe Sage findet man bei den Stämmen in der Nähe des obern Sees, in deren Gebiete man im Sande häufig rothe Steinchen findet, welche mit den Erdbeeren einige Aehnlichkeit haben. — Manche ſind jedoch weiter gekommen, und haben großen Schrecken empfunden, als ſie das Me-tig-uſch-e-po-kit oder das ſchwankende Kanot erblickten, auf welchem ſie überſetzen mußten, und fürchteten ſich ſehr vor dem Hunde, der ſich dort aufhält. Dann ließen es ihre Bekannten an Stichelreden, Spott und Hohn nicht fehlen; man lachte ihnen geradezu ins Geſicht und nannte ſie Jebi's; man gab ihnen Aſche und Waſſer ſtatt der Mun-da-min-ah-bo oder der Kornſuppe, Baumrinde ſtatt gedörrten Fleiſches und große Puk-kwi's oder O-zhuſch-kwa-to-wuks oder ungenießbare Staubſchwämme.

Einige Männer erblickten in jenem Lande nur junge Weiber, welche ſich darum zankten, wer ihr Mann ſeyn ſollte, und die Träume Aller haben überhaupt immer einigen Bezug auf die Lage und Verhältniſſe der Träumenden. Woher haben dieſe Völker ihre erſten Traditionen über das Land der Todten? Das wird wohl ſchwerlich jemals ausgemacht werden können; da dieſelben aber einmal vorhanden ſind, ſo kann es auch nicht auffallen, daß es in ihren Träumen eine ſo bedeutende Rolle ſpielt.

Sie glauben auch, daß die Seele, oder wie ſie ſich ausdrücken, der Schatten, ſich bei ſchweren Krankheiten vom Körper abſondere, und betrachten einen Menſchen, deſſen Zuſtand verzweifelt ſcheint, als einen ſchon Todten. Daher ſagen ſie auch von Leuten, ſie ſeyen zu einer beſtimmten Zeit geſtorben, während dieſelben doch noch viele Jahre unter den Lebenden wandelten. Daß ſie ſich uneigentlich ausdrücken begreifen ſie gar nicht; ſie ſagen vielmehr ſehr häufig: der Mann ſtarb zu der und der Zeit, aber er iſt wieder gekommen.

Ich habe gehört, daß ſie einem Geneſenden den Vorwurf machten, er ſetze ſich leichtſinniger Weiſe der Gefahr aus, ſeinen Schatten, der mit dem Körper nicht feſt genug zuſammenhänge, zu verlieren. Sie glauben, daß die Seele den Körper verlaſſe, ehe die Auflöſung des letztern anfängt, glauben aber auch, daß ſie ſich erſt lange nach dem Tode trenne. Dieſer Glaube tritt am deutlichſten bei ihrem Feſte des Sche-bah-ku-ſche-ga-win hervor, und iſt auch bei anderen Begräbnißfeierlichkeiten zu erkennen, beſonders wenn Weiber ihren Männern die letzten Ehren erweiſen.

Im Frühjahre 1826 ſtarb ein Mann aus dem Stamme der Menomonies, und wurde in der Nähe eines Ortes begraben, wo ein Theil des fünften Infanterieregiments der vereinigten Staaten ſeinen Lagerplatz hatte. Es war auf einer Hochfläche hinter dem Dorfe der Prairie du Chien, am Ufer des Miſſiſſippi. Die Leiche wurde zu ihrem Ruheorte von einer großen Anzahl Freunden und Verwandten begleitet. Als er in die Gruft hinabgeſenkt werden ſollte, trat die Wittwe an den plump gearbeiteten Sarg hinan, betrachtete ihn, ſtieg hinauf, ſprang wieder hinab, und lief wohl eine Strecke, von der Weite einer Meile, ehe ſie ſtill ſtand. Das iſt Brauch bei den Weibern jenes Stammes, und die Wittwe nimmt ſich, falls ſie eine zweite Heirath beabſichtigt, wohl in Acht, ihre Blicke nicht nach der Seite zu wenden, wo das Grab befindlich iſt, welche ſie verlaſſen hat. Das geſchieht, wie ſie ſagen, damit der Schapi, oder wie die Oſchibbeways ſagen, der Jebi, das heißt der Todte, ſie nicht verfolgen könne. Die Menomonies glauben, daß, wenn die Frau hinter ſich blickt, ſie ſogleich todt zur Erde fallen oder in unheilbaren Wahnſinn verfallen würde.

Zuweilen, aber doch nur in ſeltenen Fällen, wird die Wittwe von einer andern Perſon begleitet, welche einige kleine Zweige in der Hand trägt, ihr unmittelbar auf dem Fuße folgt und die Zweige über ihrem Kopfe ſchwingt, als wolle ſie ihr die Fliegen abwehren. Dieſe Handlung heißt Whai-na-how und die ganze Feierlichkeit wird Ah-nenk-kun-new genannt.

Bei dem eben angeführten Falle lief die Frau ſehr raſch, ſah ſich nicht um, und nahm eine der Lage ihrer Hütte ganz entgegengeſetzte Richtung; aber ihr Wehgeſchrei, das man weithin hören konnte, ſchien im Widerſpruche mit einer Handlung zu ſtehen, deren Zweck doch kein anderer war, als ſich auf immer von dem zu trennen, welchen ſie beweinte.

Die gewöhnlichen und wohlbekannten Ehrenbezeigungen, welche die Indianer ihren Todten erweiſen, ſcheinen übrigens zärtliche Gefühle, deren Nichtvorhandenſeyn aus der eben beſprochenen Feierlichkeit hervorzugehen ſcheint, nicht auszuſchließen. Bei den meiſten ihrer Bräuche, welche auf die Pflichten gegen die Todten Bezug haben, erkennt man nicht nur die Spuren ſolcher zarten Gefühle, ſondern auch einen ſtarken Glauben an ein zukünftiges Leben. Sie glauben, daß die von ihnen getrennten Freunde den Werth der ihnen bewieſenen Achtung erfahren und ſchätzen.

Während der großen Verſammlung auf der Prairie du Chien im Jahre 1833 wurde ein Siouhäuptling von der Siſſitongbande krank und ſtarb an einem Gallenfieber. Er war ein Mann, der bei ſeinem Volke viel galt; und

da er außerdem aus weiter Ferne hergekommen war, um einer Aufforderung der Regierung der vereinigten Staaten Genüge zu leiſten, ſo beſchloß der Militärkommandant des dortigen Poſtens, ihm die dem Krieger gebührenden letzten Ehren erweiſen zu laſſen. Die zu ſeiner Bande gehörenden Männer hatten ſich in der Hütte, wo er lag, um ihn verſammelt, und hoben die Leiche auf die Bahre, als die Escorte ankam. Dann ſangen etwa hundert Stimmen eine Art von Requiem, welches ein mit ihrer Sprache bekannter Mann folgendermaßen überſetzte: „Bruder, betrübe Dich nicht. Der Pfad, auf welchem Du wandelſt, iſt derſelbe, welchen wir einſt Alle werden betreten müſſen, und alle Menſchen werden uns auf demſelben folgen.“ — Dieſen Geſang wiederholten ſie, bis ſie am Begräbnißplatze angelangt waren.

Es liegt etwas Rührendes in ihrer Art, den Jebi oder die Todtenerinnerung anzuordnen. Nie vergeſſen ſie den Tribut zu entrichten, welchen ſie dem Abgeſchiedenen ſchuldig zu ſeyn glauben. Wenn ſie eſſen oder trinken, ſo ſtellen ſie ſorgfältig etwas davon für den Jebi zur Seite, und dieſer Gebrauch wird Jahre lang beobachtet, wenn nicht etwa ein Kriegszug in dieſer Zeit ſtattfindet. Auf dem Schlachtfelde hören die Verpflichtungen gegen die Todten auf.

Man ſagt, daß die Tſchippewyans, die Sarcis, die Strongbows und andere Stämme in jenen unwirthlichen Gegenden, welche den Polarkreis begrenzen, häufig ihre Todten nicht begraben, und oft ihre Freunde und Verwandten im Stiche laſſen, wenn dieſe zu ſchwach ſind, die Anſtrengungen ihres mühevollen Lebens ferner zu ertragen. Wenn dieſes wahr iſt (und man kann nicht daran zweifeln), ſo liegt die Urſache in der ſtarren Nothwendigkeit, welche das ſtrenge Klima ihnen auferlegt.

III. Die Totems.

Die Familiennamen. — Pflichten, welche durch dieſelben auferlegt werden. — Die Algonkiner. — Die Tſchippewyans im Norden. — Die Stämme im Weſten. — Die Dacotas oder Sioux. — Aufzählung der Totems. — Das Tättowiren.

Bei den zum Stamme der Algonkiner gehörenden Indianern erhält jeder Mann von ſeinem Vater einen **Totem** oder Familiennamen. Nach althergebrachter Sitte hat Keiner das Recht, ſeinen Totem zu verändern. Da nun dieſes unterſcheidende Merkmal von einem Manne auf alle ſeine Kinder und die Gefangenen, welche er adoptirt, übergeht, ſo iſt klar, daß, wie die Geſchlechtsregiſter der Hebräer, dieſe Totems eine vollſtändige Aufzählung aller Familienabſtammungen ausweiſen.

Ueberhaupt weicht dieſe Einrichtung durchaus nicht von jener unſerer Familiennamen ab; allein die Pflichten der Freundſchaft und Gaſtfreiheit werden, ſo wie die verbotenen Verwandtſchaftsgrade, ſtrenger beobachtet. Es gilt unter den Indianern für ein großes Verbrechen, eine Frau zu heirathen, welche denſelben Totem hat wie der Mann, und es giebt Beiſpiele, daß junge Leute von ihren nächſten Verwandten umgebracht worden ſind, weil ſie dieſe Sitte nicht beachtet hatten.

Sie ſagen ferner, daß alle die, welche denſelben Totem haben, auch wenn ſie zu verſchiedenen, einander feindlichen Banden gehören, verpflichtet ſind, ſich nicht nur als Freunde zu behandeln, ſondern ſich ſo zu betrachten, als ob ſie Brüder, Schweſtern, kurz Glieder ein und derſelben Familie wären.

Ueber den Urſprung dieſer Sitte und die ſtrenge Verpflichtung, dieſelbe zu beobachten, iſt bei den Indianern keine Tradition vorhanden; ſie nehmen an, der Totem ſey ihnen im Anfange durch ihren Schöpfer gegeben. Die Zeichen ſowohl als die Beinamen ſind jetzt unter ihnen ſehr zahlreich, und wenn man deren Menge in Betracht zieht, ſo läßt ſich kaum daran zweifeln, daß es eine Zeit gegeben hat, in welcher ſie leichter, als jetzt der Fall iſt, vertauſcht wurden.

Bis jetzt iſt es noch nicht ausgemacht, ob irgend ein anderes Indianervolk Nordamerikas, außer den Stämmen algonkiniſcher Abkunft, dieſe Geſchlechtsunterſcheidungen kennt. So viel iſt ausgemacht, daß ſie bei den Stämmen, welche zur großen Familie der im Norden wohnenden Tſchipewyans gehören, nicht vorhanden ſind. Bei unſerem langjährigen Verkehr mit den Dacotas-Banden am Miſſiſſippi oder St. Pierre, zu welchen die Hoochawgenas oder Winnebagos und Joways gehören, haben wir keine Spur ähnlicher Gebräuche angetroffen; auch nicht bei den Otoes, den Kanſas, den Omawhawes, den Pawnis und anderen Stämmen im Weſten. Von den weſtlichen Indianern wollen wir es doch nicht ganz zuverſichtlich behaupten; denn Renville, Dolmetſcher bei den Sioux, hat nach langem Zaudern und Prüfen nur geſagt, daß er glaube, ein ähnlicher Brauch ſey bei den Sioux in der That vorhanden.

Wir müſſen hier ausdrücklich bemerken, daß die Algonkiner glauben, alle anderen Indianer hätten Totems; da ſie aber jene der feindlichen Banden nicht kennen, ſo bedeutet bei ihren Correſpondenzen (wie im Texte oft angeführt wird, beſteht dieſelbe aus bildlichen Figuren) die Auslaſſung des Totems einen Feind. Bei den an der Grenze wohnenden Oſchibbewaysbanden wird durch einen Mann ohne Totem immer ein Siou angedeutet.

Einige Familien haben zum Totem den Bären, den Hecht und den Weißfiſch. Das Mooſethier war urſprünglich jener des Volkes der Ottawahs. Da dieſes letztere im Laufe der Zeit durch Hinzutritt mehrerer Banden anwuchs, ſo kamen mit dieſen auch mehrere neue Totems hinzu, welche ſich jetzt mit den alten Familien vermiſcht haben. Das Rennthier, der weißköpfige Adler, das Falkenweibchen, die Waſſerſchlange, der geſpaltene Baum, der Kranich und die Möve ſind wohlbekannte Totems. Die wilde Katze iſt ein häufig bei den Muſkegoes vorkommender Totem. Net-no-kwa und Wa-me-gon-a-biew hatten den Biber, Tanner die Klapperſchlange, welche der Totem Manito-o-gheezhik's und Kiſch-kau-ko's waren, die ihn entführt hatten.

Wir könnten noch manche andere namhaft machen; die angeführten aber mögen hinreichen, um dem Leſer einen Begriff zu geben, von welcherlei Gegenſtänden die Indianer ihre Namen entlehnen. Der gewöhnliche Name eines Mannes kann oftmals geändert werden, und das iſt auch der Fall, entweder wenn er in den Krieg zieht, oder wenn irgend ein merkwürdiges Ereigniß eintritt; aber der Totem bleibt immer derſelbe. Daß ſie, wie hin und wieder

behauptet worden iſt, ohne Ausnahme die Figur ihres Totem auf irgend einen Theil ihres Körpers tättowirt haben ſollen, iſt ungegründet, eben ſo, daß ſie eine Haut oder irgend ein anderes Kennzeichen an ſich trügen, woran ſie ſich auf den erſten Blick erkennen könnten. Zuweilen mag das allerdings der Fall ſein; gewöhnlich aber müſſen ſie, wenn ſie mit einander zuſammentreffen, ſich gegenſeitig nach ihrem Totem fragen.

IV. Kunde der Geſtirne bei den Indianern.

Indianiſche Fabel. — Das entführte Kind. — Der Mann des Mondes. — Die Sonne. — Das kranke Kind. — Das Opfer des weißen Hundes. — Rückkehr auf die Erde. — Die Monate. — Meinung von den Kometen. — Die Verfinſterungen. — Die Krankheiten des Mondes. — Die Milchſtraße. — Das Nordlicht. — Der Todtentanz. — Die niederen Gottheiten.

Von den Meinungen der Indianer über die Himmelskörper können wir wenig ſagen. Eine umfaſſende Kunde von den Bewegungen, den Entfernungen und den Geſtalten der Geſtirne darf man nicht bei einem Volke ſuchen, daß weder Schriftſprache noch Inſtrumente zum Beobachten hat. Sie behaupten auch in der That keineswegs mehr von den Geſtirnen zu verſtehen als ſie wirklich wiſſen.

Au=do=me=ne, ein verſtändiger Ottawah von Waw=gun=un=ki=ze, erzählte mir, als ich ihn fragte, was ſie vom Monde und der Sonne glauben, folgende Sage:

Vor alten Zeiten hatten ein alter Oſchibbewayhäuptling und deſſen Weib, welche am Ufer des Huronſees lebten, einen Sohn, und der war ein ſehr hübſches Kind. Er hieß Ono=wut=to=kwut=to (d. h.: der, welcher die Wolken erhaſcht) und hatte, wie ſein Vater auch, zum Totem einen Biber. Er wäre ein recht lieber Junge geweſen, — denn er war von Herzen gut und gehorſam, — wenn er nur hätte faſten wollen. Allein dazu ließ er ſich niemals bewegen. Seine Aeltern gaben ihm oft Holzkohle ſtatt des Frühmahles, allein er weigerte ſich, ſein Geſicht anzuſchwärzen, und wenn er Eier oder einen Fiſchkopf fand, ſo aß er ſie, nachdem ſie geröſtet waren. Eines Tages nahm man ihm, was er ſich ſtatt des ihm verweigerten Frühſtücks zubereitet hatte, und gab ihm ſtatt deſſen einige Kohlen. Allein dies war der letzte der zahlreichen Verſuche, welche man angeſtellt hatte, um ihn zum Faſten zu bewegen. Er nahm die Kohlen, ſchwärzte ſich ſein Antlitz, ging hinaus und legte ſich auf die Erde. Abends kam er nicht in die Hütte ſeiner Aeltern zurück, ſondern ſchlief draußen. Im Traume ſah er, wie eine ſchöne Frau vom Himmel herabſtieg und ſich vor ihm hinſtellte. „Ono=wut=to=kwut=to“, ſprach ſie zu ihm, „ich bin deinetwegen herabgekommen, folge meinen Spuren.“ Der Knabe gehorchte, ohne zu zaudern, folgte ihr, und ſah, daß ſie auf die Gipfel der Bäume ſtieg, und höher und immer höher durch die Luft bis jenſeits des Gewölkes. Endlich ging ſie durch ein kleines Loch, er folgte ihr nach und befand ſich endlich auf einer ſchönen, weiten Prairie. Auf dieſer gingen ſie einen Pfad entlang, welcher ſie endlich

zu einer groſſen, hübſchen Hütte führte. Nachdem ſie in dieſelbe eingetreten waren, bemerkten ſie endlich auf der einen Seite Pfeifen, Schlachtkeulen, Bogen, Pfeile, Speere, kurz Alles, was dem Manne gebührt und ziemt; auf der andern Seite aber Alles, was den Weibern zukommt.

Die Hütte war die Wohnung des ſchönen Weibes, die ihm zur Führerin gedient hatte. Auf dem Webſtuhle hatte ſie einen Gürtel, der aber noch nicht ganz vollendet war. Sie ſprach zu ihm: „Da kommt mein Bruder, ich will Dich verbergen“; und mit dieſen Worten ſchob ſie ihn in einen Winkel, und hing den Gürtel vor ihn hin. Aber Ono-wut-to-kwut-to beobachtete von ſeinem Verſtecke aus Alles, was vorging. Er ſah, wie der Bruder, der ſehr prachtvoll gekleidet war, eintrat und eine Pfeiſe von der Wand herabnahm. Nachdem er geraucht hatte, legte er ſeine Pfeiſe und den Beutel, welcher ſeine Pah-koo-ſe-guns enthielt, bei Seite und ſprach: „Haſt Du vergeſſen, daß der höchſte der Geiſter Dir verboten hat, denen, welche auf Erden leben, ihre Kinder zu entführen? Du glaubſt den, welchen Du jetzt geholt haſt, wohl verſteckt zu haben; aber ich weiß recht gut, daß er ſich hier in der Hütte befindet. Willſt Du mich nicht erzürnen, ſo gib ihn unverzüglich den Seinigen zurück.“ Sie aber weigerte ſich deſſen.

Da er nun wohl ſah, daß ſeine Schweſter den Knaben nicht wieder fortlaſſen wollte, ſo ſprach er zu dieſem: „Du kannſt recht gut dieſen Ort verlaſſen, denn Du biſt meinen Augen nicht verborgen geblieben; geh nur fort, denn wenn Du bleibſt, ſo mußt Du in Deiner Einſamkeit verhungern.“ Nachdem er dieſe Worte geſprochen hatte, nahm er einen Bogen, Pfeile und eine reich verzierte Pfeiſe aus rothem Steine, um demſelben ein Geſchenk damit zu machen. Alſo kam der Knabe hervor, beluſtigte ſich mit der Pfeiſe und dem Bogen, welche der Mann ihm gegeben hatte, und heirathete das junge Weib, welches ihn entführt hatte.

Nun ging er auf die offene Prairie, erblickte aber in der ſchönen, weiten Gegend keine anderen Bewohner, als ſeine Frau und ſeinen Schwager. Auf der Ebene, die von blinkenden klaren Bächen durchſtrömt wurde, prangten Blumen; allein die Thiere glichen nicht jenen, welche er früher geſehen hatte. Gleichwie auf der Erde, ſo folgte auch hier die Nacht dem Tage. Als aber der erſte Lichtſtrahl dämmerte, traf der Schwager Vorbereitungen, um die Hütte zu verlaſſen. Das that er Tag für Tag, und immer kam er erſt Abends wieder heim. Die Frau ging und kam zwar nicht eben ſo regelmäßig, war aber nicht ſelten während eines groſſen Theiles der Nacht abweſend.

Der junge Mann war begierig zu wiſſen, wo ſich beide während ihrer Abweſenheit aufhielten, und erhielt von ſeinem Schwager Erlaubniß, denſelben bei einem ſeiner täglichen Ausgänge zu begleiten. Sie ſchritten einen ebenen Pfad entlang, welcher über die Prairie führte, deren Ende nicht abzuſehen war. Ono-wut-to-kwut-to ſpürte Hunger und fragte daher ſeinen Begleiter, ob ſie nicht Wild antreffen würden. „Gedulde Dich nur, mein Bruder“, erhielt er zur Antwort; „dieſen Weg wandle ich tagtäglich, und der Ort, wo ich mein Mahl einzunehmen pflege, iſt nicht mehr weit von hier. Wenn wir dort

angelangt ſind, ſollſt Du ſehen, auf welche Weiſe ich mir Lebensmittel verſchaffe."

Endlich kamen ſie an eine Stelle, wo ſchöne Matten ausgebreitet waren, und man ſah durch ein Loch auf die Erde. Ono=wut=to=kwut=to ſah, als ſein Schwager ihm zuredete, hindurch, und erblickte nun unter ſich große Seen und Dörfer, nicht nur der Oſchibbeways, ſondern aller Rothhäute. Auf der einen Seite erblickte er einen Haufen Krieger, welche ſich heimlich dem Jagdlager eines ſüdlichen Stammes näherten, und ſein Gefährte ſagte ihm voraus, welchen Ausgang der Angriff nehmen werde. Auf der andern Seite ſah er Männer, welche ein Feſt feierten und tanzten; die Knaben ſpielten und die Weiber trieben ihre gewohnten Beſchäftigungen.

Der Schwager lenkte Ono=wut=to=kwut=to's Aufmerkſamkeit auf eine Gruppe von Kindern, welche vor einer Hütte ſpielten. „Siehſt du dieſes ſo lebhafte und ſchöne Kind?" fragte er. Und in demſelben Augenblicke warf er einen ganz kleinen Stein hinab, welcher das Kind traf. Da fiel es zur Erde nieder, und wurde in die Hütte getragen; es entſtand große Bewegung unter dem Volke, man vernahm den Sſche=ſche=gwun, und der Medicinmann ſang und bat, daß des Kindes Leben verſchont bleiben möge. Auf dieſe Bitte antwortete der Gefährte: „Schickt mir den weißen Hund."

Nun konnten ſie das Geräuſch, welches bei Vorbereitungen zu einem Feſte gewöhnlich iſt, unterſcheiden; ein weißer Hund wurde getödtet und abgeſengt; alle Nachbarn verſammelten ſich in der Hütte. Während dieſer Vorbereitungen [illegible] er zu Ono=wut=to=kwut=to: „Es giebt unter Euch, die ihr dort unten [illegible] Welt ſeid, Leute, welche ihr für große Aerzte haltet; ſie ſind es aber [illegible] weil ihre Ohren offen ſind, weil ſie meine Stimme hören, wenn ich Einen getroffen habe; und dann können ſie manchmal Krankheiten heilen. Sie bewegen die Menſchen, daß dieſe mir geben, was ich fordere; und wenn das geſchieht, ſo ziehe ich meine Hand von denen zurück, welche ich getroffen habe."

Während er dieſes ſprach, wurde der Hund unter die Gäſte vertheilt, und als ſie anfingen zu eſſen, ſprach der Arzt: „Großer Manito, dieſes ſenden wir Dir." Und kaum war dieſes geſprochen, da ſahen die beiden den Hund, völlig gebraten und zubereitet, durch die Lüfte auf ſie zukommen. Und als ſie ſich nun geſättigt hatten, gingen ſie auf einem anderen Wege nach der Hütte zurück.

So lebten ſie einige Zeit. Aber Ono=wut=to=kwut=to hatte weder ſeine Freunde, noch die Luſtbarkeiten in ſeinem väterlichen Dorfe vergeſſen, und wünſchte deshalb ſehr, auf die Erde zurückzukehren. Endlich gab ſeine Frau ſeinen Bitten nach. Sie ſprach: „Weil Du Armuth, Entbehrungen und Noth dort unten auf jener Welt dem ruhigen Leben und den immer dauernden Freuden auf dieſer Prairie vorziehſt, ſo gehe; ich geſtatte es Dir, und da ich Dich doch einmal hierher entführt habe, ſo will ich Dich auch bis zu der Stelle zurückgeleiten, wo ich Dich gefunden habe. Aber denke wohl daran, daß Du mein Mann biſt, und daß meine Gewalt über Dich immer dieſelbe bleibt. Du gehſt nun zu Deinen Verwandten zurück, aber hüte Dich, unter den Menſchen eine andere Frau zu nehmen; thuſt Du das, ſo erregſt Du mein Mißvergnügen,

und wenn Du Dich zum zweiten Male verheirathеſt, ſo wirſt Du zu mir zurückgerufen werden.“

Als Ono-wut-to-kwut-to dieſe Worte vernommen hatte, wachte er auf, und befand ſich auf der Erde, dicht neben der Hütte ſeines Vaters. Er ſah ſeine alte Mutter und ſeine Verwandten wieder, die ihm erzählten, daß er beinahe ein ganzes Jahr lang fortgeweſen ſey. Einige Zeit war er ſehr in ſich gekehrt und in ſeine Erinnerungen verſunken, allmälich aber dachte er ſeltener an ſeinen Aufenthalt in der Oberwelt, und endlich zweifelte er ſogar, ob Alles, was er dort geſehen und gehört hatte, auch in Wirklichkeit ſich ereignet habe. So vergaß er denn, was ſeine himmliſche Frau ihm eingeſchärft hatte, und nahm ein junges hübſches Mädchen ſeines Stammes zum Weibe. Aber vier Tage ſpäter war dieſe junge Frau nicht mehr am Leben.

Da überfiel ihn ein großer Schrecken; doch auch der verſchwand allmälich, und er wagte eine zweite Heirath. Bald nachher ging er einmal bei Nachtzeit aus ſeiner Hütte, um zu ſehen, was ein ungewöhnliches Geräuſch bedeute. Aber damals iſt er verſchwunden und nie wieder gekommen. Man glaubt, daß ſeine Frau aus der Oberwelt herabgekommen ſey, um ihn wieder zu holen, wie ſie ihm angedrohet hatte, und daß er noch in den himmliſchen Regionen weilt, um neben ſeinem Schwager die Angelegenheiten der Menſchen zu überwachen. —

Dieſer Tradition zufolge ſcheint es, daß die Ottawa's der Sonne und dem Monde zuweilen Opfer darbringen, und daß dieſe Geſtirne, oder vielmehr der Sonnemann und die Mondfrau alle unſere Handlungen überwachen.

Die verſchiedenen Mondphaſen geben den Indianern eine Methode an die Hand, um die Zeit abzumeſſen. In Bezug auf die Perioden geſchieht das ſehr genau; die Namen aber, welche ſie denſelben beilegen, ſind veränderlich. Die Alten unter ihnen ſtreiten oft über die Anzahl der Monden eines jeden Jahres, und legen zuweilen jedem einzelnen verſchiedene Namen bei. Bei den Ottawa's und den Menomonies ſind nachſtehende am meiſten im Gebrauche: der Erdbeerenmonat; der Monat der Whortleberries (Heidelbeeren); jener der Ernte des wilden Reis; des Blätterfalles; des Eiſes; der Schneeſchuhe oder der glänzenden Nacht. Der Bärenmonat (bei den Ottawa's); bei den Menomonies heißt derſelbe, Monat der Brunſtzeit des Damhirſches; bei den Oſchibbeway's, jener des Geiſtes. Der längſte Mond, gut für die Jagd; dieſer entſpricht etwa unſerm Januar; wer in dieſem Monate geboren wird, kann ſehr lange leben. Der Säugmonat, oder der Baumſproſſen. Der Monat der wilden Gans (bei den Oſchibbeways) heißt bei den Menomonies der des Zuckers. Der Monat der Kaninchen und jener der Blätter. Die Menomonies haben außerdem noch einen Schlangenmonat, welcher in den Frühling fällt.

Um die weiter entfernten Himmelskörper bekümmern die Indianer ſich wenig; nur einzelne, z. B. der Morgenſtern, der Polarſtern und der große Bär, erhalten von den Greiſen beſtimmte Namen. Ueber die Kometen herrſcht bei ihnen derſelbe Glaube, wie beim gemeinen Volke in Europa; ſie halten die Erſcheinung eines ſolchen für die Andeutung eines bevorſtehenden Krieges.

Der Name, welchen der Komet bei den Oſchibbeway's führt, ſcheint Glanzſtern zu bedeuten; bei den Menomonies heißt er: Feuer, welches man ſieht; und bei einzelnen Oſchibbeway's heißt er Haarſtern.

Die Indianer haben keine deutlichen Begriffe von den wahren Urſachen, welche das Ab= und Zunehmen des Mondes bedingen, eben ſo wenig von den Verfinſterungen und andern Phänomenen, welche ihren Grund in der Bewegung der Himmelskörper haben. Wenn ſich der Mond verfinſtert, ſo ſagen ſie, er ſterbe, und feuern Schüſſe gegen ihn ab; kommt die Scheibe wieder theilweiſe zum Vorſchein, ſo meinen ſie, dem Monde durch das Geräuſch, welches ſie machen, die Krankheit vertrieben zu haben. Sie ſagen von der Milchſtraße: eine Schildkröte ſchwimme auf dem Grunde des Firmaments und rühre den Schlamm auf. Ihre Anſicht über das Nordlicht, welches ſie den Todtentanz nennen, iſt etwas poetiſcher, aber nicht verſtändiger. Sie unterſcheiden mehrere meteoriſche Erſcheinungen von denen, welche ſich jenſeits unſeres Dunſtkreiſes zeigen, und ſagen von den erſteren: „Dieſe gehören uns."

Was vor längerer Zeit Roger William's über die Mythologie der Indianer in **Rhode-Island** geſammelt hat, trifft nur zum Theil mit den jetzt unter den Ottawa's herrſchenden Anſichten überein. Man hört nichts mehr von Cau=tan=to=wit, dem großen Geiſte des Südweſtens; Ning=gah=be=an=nong Manito, dem Gotte des Weſtens, ein jüngerer Bruder Nanabujus, des Gottes der Todtengegend, iſt an deſſen Stelle getreten. In William's Saw=waw=nand erkennen wir Schaw=wun=nong Manito, den Gott des Südens, bei den Ottawa's; aber alle dieſe Gottheiten: Waw=bun=ong Manito, der Gott des Morgens oder Oſtens; Ke=way=tin=ong Manito, der Gott des Nordens; und Ka=no=waw=bum=min=uk, der, welcher Alles ſieht und deſſen Platz in der Sonne iſt, ſie alle ſtehen an Macht und Gewalt vielen andern nach, ſogar den Ke=zhe=ko=we=nin=ne=wugs, einer Art kleiner, wohlwollender und wachſamer Weſen, die ſtets bereit ſind, dem Menſchen Gutes zu thun.

V. Muſik und Poeſie der Indianer.

Reden der Indianer. — Religiöſe und Kriegsgeſänge. — Aſiatiſcher Urſprung. — Einheit der amerikaniſchen Race. — Metamorphoſen. — Moſaiſche Traditionen. — Geſänge, welche durch bildliche Zeichen aufbewahrt werden. — Chriſtliche Miſſionäre. — Civiliſation der Tſchirokis. — Anſtelligkeit der Indianer.

Wir betreten jetzt ein ſehr unfruchtbares Feld, das für Unterſuchungen geringe Ausbeute giebt. Die Indianer haben keine Schriftſprache, und alſo auch keine Bibliotheken und Archive. Sie haben niemals, wie doch die Araber gethan, daran gedacht, daß der Anbau der Nationalſprache ein ſehr wichtiger Gegenſtand ſey, und wenn ihre Redner auch zuweilen Gelegenheit hatten, ſich davon zu überzeugen, welchen Eindruck eine glückliche Wahl des Ausdrucks macht, ſo mußten ſie ſich doch im Allgemeinen ſtets ihrem Zuhörerkreiſe anbequemen. Sie ſuchten deshalb auch ſtets mehr durch Ausdruck der Bewegung und Wärme des Tons zu wirken, als durch gewählte und elegante Sprache.

Ihre religiöſen und kriegeriſchen Geſänge beſtehen faſt ohne Ausnahme aus einer Anzahl von Worten oder kurzen Redensarten, welche ſtets wiederholt werden, und in ihren Anreden entwickeln ſie weitläuftig einen und denſelben Gedanken, welchen ſie häufig wiederholen. Wer einen indianiſchen Redner ſprechen hört, ohne die Sprache zu verſtehen, wird natürlich annehmen, ſeine Rede ſey voll Sinn und Verſtand. Aber ſie ſind, gleich den langweiligen und über alle Maßen eintönigen Geſängen, ſo dürftig und arm, daß ein weißer Mann ſie nur mit Ueberdruß anzuhören vermag. Indeſſen ſind ſie für den Charakter des Volkes bezeichnend, und liefern manchmal eine nicht unintereſſante hiſtoriſche Nachricht.

(Der amerikaniſche Verfaſſer ſpricht hier die Anſicht aus, daß die Indianer, gleich allen übrigen Völkern, aus Aſien abſtammen, ohne jedoch Gründe für dieſelbe beizubringen. Er giebt aber zu, daß man wohl ſchwerlich jemals dahin gelangen werde, auf eine unwiderlegbare Weiſe den Zug, welchen die Auswanderung aus Aſien nach Amerika genommen habe, nachweiſen zu können. Dann fährt er fort:)

Es iſt wahrſcheinlich genügende Evidenz vorhanden, um die meiſten Menſchen zu überzeugen, daß die Eingeborenen der Centralgegenden Nord-Amerikas, wie verſchieden auch gegenwärtig ihre Mundarten ſeyn mögen, wirklich von ein und demſelben Stamme ſind mit den Peruanern, den Mexikanern und den Natchez. Und zwiſchen dieſen und den alten Bewohnern Griechenlands und Italiens, ſowie einem Theile der jetzigen Bevölkerung Oſtindiens, welche ſich zum Brahmanismus bekennt, iſt auf unwiderlegbare Weiſe ſchon eine Verwandtſchaft dargethan worden (??).

Die indianiſchen Sagen ſprechen von Verwandlungen vieler Bäume, Pflanzen überhaupt, Thiere und anderer Gegenſtände, welche mit dem Aberglauben, von welchem wir in den römiſchen Dichtern ſo viele Spuren finden, große Aehnlichkeit haben. Es kommen z. B. bei den Amerikanern Anſpielungen auf eine allgemeine Ueberſchwemmung vor, und manches Andere, deſſen in den moſaiſchen Urkunden gleichfalls erwähnt wird. Aber daraus darf man nicht ſchließen wollen, daß die Indianer von den Juden abſtammen.

Die Poeſie der Indianer, wenn man überhaupt das Vorhandenſeyn einer ſolchen annehmen darf, iſt eine Sprache der Seele und ein Ausdruck der Leidenſchaft. Wenn Alles, was dieſe Merkmale darbietet; wenn man Sprache, die ſich über den gewöhnlichen Unterhaltungston erhebt; wenn Alles, was geſungen wird und geſungen werden kann, Poeſie iſt, dann läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß die Indianer Dichtkunſt und Dichter in Menge haben. Aber von Sylbenmaaß und Tonfall, Kunſt und Eleganz, Verhältniß und Harmonie der Perioden haben ſie keine Ahnung; ſie begleiten ihre Poeſie mit einer Art von Modulation der Stimme, die man im Nothfall als Geſang betrachten kann.

Bei allen Feſten und bei religiöſen Feierlichkeiten werden ihre Hymnen und Gebete an die Gottheiten ſtets abgeſungen. In Zeiten der Gefahr und des Elends, wenn Hunger drohet, wenn der Tod unter einer ſchrecklichen Geſtalt

nahet, dann drückt der Indianer ſeine Angſt und überhaupt alle Gefühle, welche ihn bewegen, in einem langſamen, eintönigen Geſange aus; in welchem die häufige Wiederholung eines und deſſelben Wortes vorkommt. Aber auch die Liebe, Triumph über den Feind, Zorn, Hoffnung, Trunkenheit treiben ihn zum Geſange. Bei einigen Stämmen laſſen die Männer, und noch mehr die Weiber, wenn ſie berauſcht ſind, die ganze Nacht Klagegeſänge über den Tod ihrer Aeltern oder andere Unglücksfälle ertönen. Hört man dieſe Lamentationen, wenn Dunkelheit die Sängerinnen dem Blicke entzieht, und Entfernung die rauhen und kunſtloſen Töne etwas mildert, dann findet man etwas Rührendes in dieſen improviſirten Klagen. Die Stimmen ſind nicht ſelten ſehr ſchön, die Worte ſtets wahr, ausdru[illegible]ürlich. Aus der großen A[illegible]ahl ihrer Klagegeſänge und den Th[illegible]ergie[illegible]n, welche bei den Indiane[illegible] Folge des Rauſches ſind, könnte man ſchließen, daß ihr Daſeyn mit mehr Leiden und Entbehrungen verbunden iſt, als das bei anderen Völkern, oder daß der übermäßige Genuß ſtarker Getränke auf ſie in ganz anderer Weiſe wirkt.

Man kann wenigſtens aus dieſem Umſtande den Schluß ziehen, daß ſie im Zuſtande der Nüchternheit ſich nicht ganz offen geben, daß ſie eine Maske tragen. Wer genauer mit den Indianern bekannt iſt, weiß gar wohl, wie ſie ſich bemühen, ihre inneren Regungen zu verbergen, und wie erfahren ſie in der Verſtellungskunſt ſind. Ihr Schluchzen und Toben während des Rauſches aber wird ſelbſt ihr eifrigſter Bewunderer nicht für Poeſie ausgeben wollen. Wenn etwas bei ihnen dieſe Benennung verdient, ſo ſind es die Sagen enthaltenden Geſänge, welche der Sohn vom Vater lernt, die von einem Manne dem andern mitgetheilt und oft gegen Pelzwerk verkauft werden. Dieſe ſingt man bei feſtlichen Gelegenheiten ab. Wir bezweifeln nicht, daß manche dieſer Geſänge, ſo wie viele andere, welche ſich auf Jagdmedicin und Krankenheilung beziehen, aus ſehr fernen Zeiten ſtammen; aber ihr poetiſcher Werth iſt nichts deſto weniger ein ſehr geringer.

Die Art und Weiſe, womit ſie durch Zeichnungen ihrem Gedächtniſſe zu Hülfe kommen und allerlei bildliche Zuſammenſtellungen machen, kann man vielleicht als einen, freilich ſehr entfernten, Verſuch betrachten, eine Schriftſprache zu bilden. Man darf aber aus dem Umſtande, daß ſie unter der gegenwärtigen Geſtalt überhaupt vorhanden iſt, noch nicht ſchließen wollen, daß, wenn ſie niemals mit einem andern Menſchenſtamme in Berührung gekommen wären, Wiſſenſchaften oder Künſte jemals bei ihnen hätten gedeihen können. Es läßt ſich durchaus nicht ableugnen, daß die Ureingeborenen Amerikas entweder wegen ihres Temperaments, oder aus irgend einer andern phyſiſchen Urſache, oder aus natürlichem Hange ein weit weniger rühriger und regſamer Menſchenſchlag ſind als die Europäer; ſie können alſo nur ſehr langſam in ihrer Entwickelung fortſchreiten, oder ſind vielmehr, gleich manchen Aſiaten, dazu beſtimmt, Jahrhunderte lang ſtationär auf ihrer Civiliſationsſtufe zu verharren oder wohl gar rückwärts zu ſchreiten.

Damit wollen wir nicht geradezu behauptet haben, daß die Amerikaner eine tieferſtehende Race ſind. Als Haupthinderniß, weshalb ſie nicht fortſchreiten,

muß man wohl die ihnen geiſtig wie körperlich zur Gewohnheit gewordene Indolenz betrachten; ſie iſt Urſache, daß ſie weder zu augenblicklicher Inſpiration aufgeregt werden, noch ſich zu einem fortgeſetzten, anhaltenden Nachdenken bequemen. Zuweilen überwindet der Hunger dieſe körperliche Indolenz, ſie verſchwindet wenigſtens manchmal auf einige Zeit; im Allgemeinen aber liegt im Charakter des Indianers ein Streben nach Ruhe. Beiſpiele von beweglichen Geiſtern fehlen freilich nicht durchaus, ſind und bleiben aber doch ſehr ſelten.

Die Geſchichte der Indianer liefert das deutlichſte Zeugniß von dieſer Dispoſition zur Indolenz. Sie iſt Urſache, daß, trotz aller Bemühungen von Seiten der Europäer, Kenntniſſe, Gewerbe und Civiliſation unter den Rothhäuten keinen Fuß faſſen konnten. Die Jeſuiten und Herrnhuter mögen bei ihren Verſuchen, die Indianer zu bekehren und zu civiliſiren Manches verkehrt angefangen, und vielleicht mit dem angefangen haben, womit ſie eigentlich hätten aufhören ſollen. Nichtsdeſtoweniger haben ſich die Miſſionäre mit den Indianern ſo große Mühe gegeben, daß bei größerer Faſſungskraft dieſer letzteren gewiß die Civiliſationsbeſtrebungen hätten Früchte tragen müſſen, was keineswegs der Fall geweſen iſt. Wir wollen keineswegs durch dieſe Bemerkungen wohlmeinende Männer, welche damit umgehen, das Chriſtenthum unter den Rothhäuten zu verbreiten, entmuthigen; im Gegentheile, wir ſind überzeugt, daß ſolche Bemühungen den Indianern ſtets einigen Nutzen bringen werden. Auch erfordert es die Gerechtigkeit, daß man ſich ihrer nun endlich einmal mit Ernſt annehme.

Das Beiſpiel der Tſchirokis und einiger anderer Stämme im Süden beweiſet hinlänglich, daß unter dem Einfluſſe eines milden Klimas und auf einem fruchtbaren Boden, dieſe Völker doch an regelmäßige, wenn nicht an beharrliche, Thätigkeit gewöhnt werden können. Wir glauben, daß auch ein geiſtiger Fortſchritt unter ihnen nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liege; denn unter ähnlichen Verhältniſſen wie jenen der Tſchirokeſen, würden auch andere Stämme zu einer ähnlichen Geſittungsſtufe gelangen.

Die Sprachforſcher und ſpeculativen Theoretiker mögen nach Belieben claſſificiren und abtheilen; der ausdauernde und aufmerkſame Beobachter, welcher in engem und vielfachem Verkehre mit den Indianern in den fruchtbaren Niederungen am Miſſiſſippi, auf den weiten, lieblichen Flächen am Arkanſas und dem rothen Fluſſe, in den Wäldern am obern Miſſiſſippi, und unter den Fichtengehölzen am obern See gelebt hat, iſt überzeugt, daß die Urbewohner auf dem Gebiete der vereinigten Staaten alle zu derſelben Familie gehören. Das geht nicht nur aus ihrer phyſiſchen Conſtitution, ſondern aus der Dispoſition ihres Geiſtes, aus ihrer Art und Weiſe zu denken und zu handeln, aus ſo vielen andern Einzelnheiten und Eigenthümlichkeiten hervor, welche man nur bei ihnen findet und wodurch ſie ſich von den übrigen Menſchen unterſcheiden.

Indianiſche Geſänge.

1. Geſang für das Metai oder die Jagdmedicin.

(Dieſer Geſang wird, nebſt den drei folgenden vom Oberhäuptlinge des Metai geſungen, welchen ſein Bwoin-ah-keek oder Tambour begleitet.)

O meine Freunde, die ihr ringsumher ſitzt; ich lenke jetzt meine ganze Aufmerkſamkeit auf das Metai.
Wer läßt ſtrömen dieſen Fluß? Es iſt der Geiſt; er läßt ſtrömen dieſen Fluß.
Prüfet mich wohl, meine Freunde, prüfet mich, und begreifet, daß wir alle Genoſſen ſind.
Wer hat gemacht, daß das Volk gegangen (fortgezogen) iſt? Ein Vogel hat gemacht, daß das Volk gezogen iſt.
Ich will mich auf den Weg machen, und wenn ich ein Thier ſehe, will ich auf daſſelbe zielen.
Ich treffe dein Herz, ich erreiche dein Herz, o Thier! Ich erreiche dein Herz; es iſt dein Herz.
Ich mache mich dem Feuer gleich.
Ich kann das Waſſer herbeiziehen, von oben, von unten und von ringsum.
Ich kann Todten ähnlich machen; ich habe es gethan für einen Mann. (?)
Ich kann Todten ähnlich machen; ich habe es gethan für ein Weib.
Ich kann Todten ähnlich machen; ich habe es gethan für ein Kind.
So bin ich, ſo bin ich, meine Freunde; jedes Thier, jedes Thier, ich treffe recht, meine Freunde.

2. Geſang für das Metai allein.

Ich gehe umher in den Stunden der Nacht.
Ich höre deine Stimme; du biſt ein böſer Geiſt.
Jetzt habe ich mich über die Erde erhoben; ich bin eine wilde Katze, das wiſſe du! Ich bin eine wilde Katze; ich bin erfreuet, euch alle, ihr wilden Katzen zu ſehen.
Ich bin ein Geiſt; alles was ich habe gebe ich dir in deinen Körper. Deine Zunge tödtet dich, du haſt zu viel Zunge.

3. Geſang für die Biberjagd und das Metai.

Ich ſetze mich auf den Boden in der Hütte des Metai, in der Hütte des Geiſtes.
Du mußt zwei Jahre faſten, mein Freund; du mußt vier Jahre faſten, mein Freund.

Verlaß deine Kleider, Weib, verlaß deine Kleider.
Warum geht das Volk umher? Weil ich euch rufe.
Ich kann euch hiermit tödten; ein Hund ſelbſt, ich kann euch hiermit tödten.
Ich treffe dein Herz, Mann; dein Herz.
Ich kann den weißen Loon [1]) tödten; ich kann ihn tödten.
Ich öffne eine Wolfshaut, und der Tod muß herauskommen.

4. Geſang für die Jagdmedicin, nur ſelten für das Metai. [2])

Ich wünſchte geboren zu werden; ich ward geboren, und als ich erzeugt war, machte ich alle Geiſter.
Ich habe die Geiſter erſchaffen.
Na-na-buſch ſetzte ſich auf die Erde; ſein Feuer brennt ewiglich.
Obgleich ihr Böſes von mir ſagt, meine Freunde ſind doch von oben, meine Freunde.
Ich kann mich vielerlei Arten von Holz bedienen, um einen Bären unfähig zum Gehen zu machen. Ich denke von euch, daß ihr euch des We-nis-ze-bug-gone (eine Art von grünem Baume) bedienet; das denke ich von euch.
Was ich nehme, iſt Blut, was ich nehme.
Jetzt habe ich etwas zu eſſen.
Geiſter, ich verhülle mein Haupt, wenn ich mich zum Schlafen niederlege.
Ich fülle meine Keſſel für den Geiſt.
Es iſt ſchon lange Zeit her, daß ihr Geiſter ſeid; ſeit ich herabgeſtiegen bin auf die Erde in alter Zeit.
Ich bereite für Euch einen Bären; ich bereite ihn für euch.
Es iſt ein Geiſt, welcher zugleich vom Himmel und von der Erde kommt.

(Nun beginnen die Indianer den Tanz.)

Ich bin es, der Erfolg gibt, weil alle Geiſter mir beiſtehen.
Die Feder, die Feder, dieſer habe ich nöthig, ja die Feder.
Wer iſt Geiſt? Wer gegangen iſt mit der Schlange, gegangen auf der Erde, der iſt ein Geiſt.
Jetzt werden ſie etwas eſſen, meine Weiber; jetzt ſag ich es ihnen.
Dieſer gelbe Oker, den will ich reinigen.
Jetzt will ich meinen Vogel zubereiten; manchmal bereitete ich ihn zu, und manchmal war er belebt.
Kein Thier iſt, welches ich nicht tödten könnte, weil der Donner mit ſtarker Stimme mir zu Hülfe kommt; es iſt kein Thier, welches ich nicht tödten könnte.
Ich nehme einen Bären, ich nehme deſſen Herz.

---

1) Rara avis in terris, nigroque simillima cycno.

2) Dieſer lange religiöſe Geſang ſteht bei den Indianern in hoher Ehre.

Eine Klapperſchlange macht Geräuſch auf dem Giebel meiner Hütte, ſie macht Geräuſch.

Die vier Stäbe, deren ich mich bedient habe, gehörten einem Schahni (Shawnee), als ich ſie zuſammenſchlug, dehnten ſie ſich aus im ganzen Lande.

Ich erhebe mich von der Erde, ich ſteige herab vom Himmel; ich ſehe den Geiſt, ich ſehe die Biber.

Ich kann einen Oſtwind kommen und denſelben über die Erde gehen laſſen.

(Das folgende wird viermal geſungen.)

Ich habe mich geſetzt, und die Erde unter und über mir hat mich betrachtet.

Ich kann einen Bären tödten, ich kann ihn tödten.

5. Geſang für die Medicin und manchmal für die Liebe.

Ich weiß nicht, was der lange Mond gemacht hat, Manito.

Es iſt ein Gemälde, welches ein Manito von mir gemacht hat.

Ich kann machen, daß ein Häuptling einen Pfeil verſchlingt.

Ich verſtecke mich, und ſetze mich mit einem Weibe an einen verborgenen Ort.

Ich ſpreche von deinem Herzen.

Ich nehme deine Eingeweide, ich nehme dein Fett; ich nehme deine Eingeweide aus der rechten Seite.

(Das folgende wird an ein Mooſethier gerichtet.)

Ich kann es ſchimpflich machen, weil ich höre, was es von mir ſagt.

Obgleich es weit entfernt von hier ſchläft, obgleich es auf der andern Seite ſchläft.

Ich ziehe dein Herz in die Höhe, das thue ich dir.

Kein Thier iſt, welches ich nicht tödten könnte.

Die Haut eines geſtorbenen Menſchen iſt Manito.

Und wäre ſie auf einer entlegenen Inſel, ſo kann ich doch machen, daß ſie herſchwimmt, wäre ſie auch auf einer entlegenen Inſel.

6. Schi-ah-ba-Geſang, eine berühmte Oſchibbeway-Medicin bei Zubereitung von Medicin.

Ich höre alle Welt, aber ich mache mich zu einer ſchwarzen Schlange, mein Freund, ich bin es, welcher auf der Erde ſitzend ſpricht.

Was führe ich in deinen Körper ein? Schlangenhäute führe ich in deinen Körper ein.

Ich bin Manito. Die Wurzeln der Geſträuche und Kräuter haben mich zum Manito gemacht.

Die Schlangen ſind meine Freunde.

Unter der Erde iſt die wilde Katze mein Freund.

7. Geſang für eine Kriegsmedicin.

Ich ſtehe auf.

Ich nehme den Himmel, den nehme ich.

Ich nehme die Erde, die nehme ich.

Ich gehe durch den Himmel, ich gehe.
Das Weib des Oſtens ruft mich.

8. Abſchiedsgeſang der Krieger.

Weinet nicht, meine Weiber, um mich, der ich ſterben werde.
Wenn ſich ein Mann als einen großen Krieger betrachtet, ſo betrachte ich mich als einen ſolchen.

ieger.

n werde.

chtet, ſo betrachte ich mich